

Berge der Welt ist zur Chronik und laufenden Berichterstattung über die bergsteigerischen Leistungen in der Welt geworden. Die Berichte sind von der wünschenswerten Genauigkeit und Zuverlässigkeit. Darin liegt ein unschätzbares Verdienst dieser Buchreihe, die sich zum bergsteigerischen und expeditionkundlichen Lehrwerk entwickelt. In unserer Zeit können diese Berichte gerade durch ihre Hingabe an das Sachliche mit-helfen, die Achtung vor dem Berge zu stärken. Diese Expeditionsrapporte sind auch mit literarischem Rechte sachlich. Das Erregende, das Spannende liegt im Geschehen selber. Die Größe tritt in die Szene durch die Größe der Natur.

Atlantis, Zürich.

*

Jeder neue Band der Reihe *Berge der Welt*, die von der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen herausgegeben wird, bestätigt aufs neue, daß es sich hier um die bedeutendste Edition unter den alpinen Jahrbüchern handelt. Der Dokumentationswert besteht vor allem darin, daß einzig Originalberichte zum Abdruck gelangen, deren Autoren Zuverlässigkeit, Genauigkeit und fachliche Erfahrung gewährleisten. Allein schon diese sachliche Zuständigkeit ist von unschätzbarem Wert und verschafft der ganzen Reihe den Vorzug einer nötigen, wiewohl natürlich nicht lückenlosen Chronik.

Neue Zürcher Zeitung, Zürich.

BERGE
DER
WELT



1966/67

BERGE DER WELT

HERAUSGEGEBEN VON DER SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

BONVIN: HERMANN GEIGER — HASTON/SCHWARZENBACH: EIGERNORDWAND-DIRETTISSIMA
NIEVERGELT: STEINBOCK — CERNIK: UPARISINA — EDMUNDSON: AFGHANISCHER HINDUKUSH
SCHMUCK: DARBAN ZOM — ONISCHTSCHENKO: KHAN TENGRI — WÜNSCHE: GANGAPURNA
KOHLE: EVEREST — OLSCHAK: BHUTAN — TURNER: BHUTAN — AMSTUTZ: MOUNT KENYA
HERRLIGKOFFER: STAUNINGS-ALPEN — HOFF: GRÖNLAND — SLESSER/MINCHETTI: BRASILIEN
REIST: HUASCARAN NORTE — GIOBBI: URUASHRAJU-RUREG — WEIBEL: ACONCAGUA
BOLINDER: PUNA DE ATACAMA — SILVERSTEIN: ANTARKTIS — HIMALAYA-, PAMIR-, TIEN SHAN-CHRONIK



BERGE DER WELT IM URTEIL DER PRESSE

Die *Berge der Welt* sind mit ihren alpinistischen und geographisch-naturwissenschaftlichen Abhandlungen längst ein bergsteigerisches und expeditionkundliches Lehrbuch ersten Ranges geworden. Sie stehen mit ihrer reichen, erstklassigen Bebilderung an der Spitze aller alpinen Jahrbücher.

Kosmos, Stuttgart.

*

Es gibt keine Publikation, die bei gleich reicher Bebilderung und gleich guter Ausstattung in ähnlicher universeller Art wie *Berge der Welt* einen Begriff von der Größe der bisherigen Erschließungsdaten und von der Größe der vom Alpinismus noch zu leistenden Aufgaben vermittelt. Die unter dem Patronat der Schweizerischen Stiftung für Alpine Forschungen erscheinenden Jahressbände kann man guten Gewissens an die Spitze aller alpinen Jahrbücher der Welt stellen. Die alpinistisch und wissenschaftlich wertvollen Abhandlungen über alle Gebirge und Kontinente, begleitet von einem prachtvollen Bildmaterial, und das Ganze geleitet von einem weltweit versierten Redaktionskollegium, berechtigen zu dieser Qualifizierung.

Der Bergsteiger, München.

Schutzumschlag:

MOUNT TYREE, ANTARKTIS
PHOTO: SAMUEL SILVERSTEIN

BERGE DER WELT

HERAUSGEGEBEN VON DER SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG
FÜR ALPINE FORSCHUNGEN



Mount Tyree (4965 m) vom Mount Shinn aus, Antarktis. Photo: Samuel Silverstein.

BERGE DER WELT

Das Buch der Forscher und Bergsteiger

SECHZEHNTER BAND 1966/67

NYMPHENBURGER VERLAGSHANDLUNG MÜNCHEN

IM AUFTRAG DER SCHWEIZERISCHEN STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN

REDIGIERT VON HANS RICHARD MÜLLER

© 1967 BY SCHWEIZERISCHE STIFTUNG FÜR ALPINE FORSCHUNGEN ZÜRICH

AUTORISIERTE AUSGABE DER NYMPHENBURGER VERLAGSHANDLUNG

MÜNCHEN FÜR DAS GESAMTE DEUTSCHE SPRACHGEBIET MIT

EINSCHLUSS DER SCHWEIZ

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

KLISCHEES BUSAG AG, ZÜRICH

REGINA-DRUCK, ZÜRICH

PRINTED IN SWITZERLAND

VORWORT

Die hier zum Abdruck gelangenden Originalberichte von bergsteigerischen und wissenschaftlichen Expeditionen der Jahre 1965 und 1966 nach außeralpinen Gebirgen schließen sich zeitlich wiederum den vorangegangenen Bänden an, mit denen zusammen sie eine Art Chronik der Besteigung und Erforschung der Weltberge bilden.

Den Vorrang erhalten naturgemäß die bedeutenden und erstmaligen Unternehmungen, während aus der ständig wachsenden Zahl der bescheideneren Expeditionen durch eine charakteristische Auswahl ein Bild ihrer Vielfalt zu geben versucht wird.

Als ein alpinistisches Ereignis besonderer Art ist die winterliche Eigernordwand-Direttissima zu verzeichnen, die lebhafteste Reaktionen, zum größten Teil negativer Art, hervorgerufen hat. Ob der neue Stil Schule machen wird oder ob er nach weiteren Experimenten wieder verschwindet, vermag heute noch niemand zu sagen. Da die Umstände und nackten Tatsachen bei unsern Lesern als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, haben wir einen der jungen Teilnehmer gebeten, uns seine erlebnismäßigen, subjektiven Eindrücke mitzuteilen, während unser Mitarbeiter H. F. Schwarzenbach eine objektiv-kritische Betrachtung anschließt, bei der die alpin-technische Seite besondere Berücksichtigung findet.

Als das bedeutendste Ereignis dieses Zeitabschnittes dürfen wir die erste rein alpinistische Expedition in die Antarktis betrachten, die mit der erfolgreichen Erstbesteigung einer Reihe der höchsten Gipfel des sechsten Kontinents durch eine Gruppe bewährter amerikanischer Alpinisten abgeschlossen wurde. Ein führendes Mitglied der Expedition, Dr. med. Silverstein, hat für *Berge der Welt* einen eigenen lebendigen Bericht darüber geschrieben. Die Wiedergabe der dazu gehörenden Aufnahmen wurde durch das Entgegenkommen der *National Geographic Society* in Washington ermöglicht und verdient unseren ganz besonderen Dank!

Die Gruppierung des Stoffes geschieht in der Reihenfolge: Europa, Asien (von West nach Ost), Afrika, Amerika (von Nord nach Süd), Antarktis.

Zürich, im Oktober 1967

Hans Richard Müller

INHALT

Vorwort	V
Zur Erinnerung an Hermann Geiger. Von Roger Bonvin, Bern	1
Gedanken zur Eigernordwand-Direttissima. Von Dougal Haston, Edinburgh	3
Verdienen Direttissima-Unternehmungen Ablehnung oder Toleranz? Von F.H. Schwarzenbach	7
Der Steinbock in den Schweizer Alpen. Von Bernhard Nievergelt, Zürich	15
Koh-e-Uparisina. Von Arnost Cernik, Prag	23
Klettereien im afghanischen Hindukush. Von Henry Edmundson, Cambridge	29
Darban Zom, Q6 und M9. Von Marcus Schmuck, Salzburg.....	39
Khan Tengri, Tien-Shan. Von W. Onischtschenko, Moskau	51
Gangapurna – Glacier Dome – Tent Peak. Von Herbert Wünsche, München	61
Kommentar zur Karte der südlichen Annapurna-Gruppe. Von Günter Hauser, München	71
Neun auf dem Gipfel des Everest. Von M.S. Kohli, New Delhi, India	75
Himalaya-Paradies Bhutan. Von B.C. Olschak, Zürich	91
Medizinische Expedition nach Bhutan. Von Richard W.D. Turner, Edinburgh	99
Mount Kenya. Von Walter Amstutz, Zürich	121
Bergsteigen in der Arktis. Von Karl M. Herrligkoffer, München	129
Bergsteigen in Grönland. Von Erik Hoff, Kopenhagen	147
Im brasilianischen Küstengebirge. Von Malcolm Slesser, Glasgow, und Luiz Minchetti, Rio de Janeiro	167
Cordillera Blanca, Peru. Von Dölf Reist, Interlaken	183
Uruashraju- und Rurec-Gruppe der Cordillera Blanca, Peru. Von Domingos Giobbi, São Paulo	191
Besteigung des Aconcagua. Von Walter Weibel, Basel	207
Puna de Atacama. Von Anders Bolinder, Ronco s/Ascona	213
Erstbesteigungen in der Antarktis. Von Samuel Silverstein, Boston, USA, und Barry Corbet	227
Chronik der Besteigungen im Himalaya 1965–1966	253
Besteigungen im Pamir und Tien-Shan 1960–66. Von Anders Bolinder	259
Die höchsten Gebirge der Erde. Von Anders Bolinder und G.O. Dyhrenfurth, Ringgenberg (Bern)	265
Höhenrekorde. Von Anders Bolinder und G.O. Dyhrenfurth	269
Die Übersetzungen aus dem Englischen besorgte Doris Kuhn-Meierhans.	

KARTEN UND SKIZZEN

Hoher Hindukush (Marcus Schmuck)	42
Khan Tengri: Aufstiegs- und Abstiegsroute (W. Onischtschenko)	54
Südliche Annapurna-Gruppe (Günter Hauser)	73
West-Bhutan (Richard W.D. Turner)	102
Lunana, West-Bhutan (Richard W.D. Turner)	104
Mount Kenya – Südostwand mit Aufstiegsroute (Walter Amstutz)	123

Stauungs-Alpen (K.M. Herrligkoffer)	131
Grönland – Küstenverlauf (Erik Hoff)	148
Nevados de Huaraz (Domingos Giobbi)	193
Puna de Atacama (W.H. Paryski)	218
Sentinel Range, Antarktis	247

VERZEICHNIS DER BILDТАFELN

1 Dougal Haston in der Eigernordwand	28 Mount Kenya-Südwand
2 Layton Kor in der Eigernordwand	29 Westliche Stauungs-Alpen (Luftbild)
3 Steinböcke am Gemmenalphorn	30 Kletterei im Daneborg-Fjord
4 Steinböcke am Piz Albris	31 Breslauer Tinde, Gipfelaufnahme
5 Fünftausender im östlichen Hindukush	32 Leutkirchner Tinde
6/7 Ausblick vom Koh-e-James	33 Garafão-Südostflanke
8 Koh-e-Uparisina	34/35 Brasilianisches Küstenwaldgebirge
9 Ausblick vom Mir Samir-Massiv	36 Agulhas do Diablo
10 Saraghar Peak I	37 Hochlandindianer von Cuzco
11 Darban Zom	38 Zeltlager am Raimondi-Gletscher
12 Khan Tengri	39 Huascarán Norte
13 Hochlager am Glacier Dome	40 Nevado Quitaraju
14 Glacier Dome, Gipfelaufnahme	41 Nevado Rurec
15 Gangapurna, Gipfelaufnahme	42/43 Uruashraju-Gruppe
16 Gangapurna-Südflanke	44 Uruashraju-Südschulter
17 Everest-Lhotse-Nuptse	45 Uruashraju-Gletscher
18/19 Everest-Südwestwand	46/47 Gipfelgrat des Nevado Uruashraju
20 Everest mit Khumbu-Gletscher	48 Aconcagua-Südwand
21 Klostersiedlung Tongsa Dzong	49 Nevado Incahuasi
22 Tempelhöfe von Tongsa Dzong	50/51 Gipfelbau des Incahuasi
23 Tongsa Dzong, Königsburg und Kloster	52 Cerros de Nacimientos
24 Knaben der Klosterschule von Tongsa Dzong	53 Mount Ostenso
25 Mount Kenya von Nordosten	54/55 Gipfel der Sentinel Range
26/27 Teleki Valley mit Mount Kenya	56 Mount Gardner

Als die ersten technischen Schwierigkeiten überwunden waren, galt es, die verantwortlichen Fachleute der Fliegerei für die Sache zu gewinnen. Zu diesem Zweck führten wir ein langes Gespräch mit Oberst Thiébaud vom Luftamt, um ihm die Pläne Geigers vorzulegen und sie ihm zur Unterstützung zu empfehlen. Hermann Geiger war inzwischen einer meiner Mitarbeiter in der Gemeindeverwaltung von Sitten geworden. Aus unserer Besprechung ging klar hervor, daß es jetzt darum ging, die Möglichkeit zu schaffen, um die von Hermann Geiger entwickelte Technik regelmäßig und auf breiter Basis anzuwenden.

Die Stadtverwaltung von Sitten, der der Zivilflugplatz untersteht, schloß daraufhin mit der Armee einen Vertrag ab über die gemeinsame Benützung des Flugplatzes. Von nun an konnte Hermann Geiger in völliger Freiheit arbeiten. Dem «Gletscherpiloten» standen Tür und Tor offen, und bald kannte jedes Kind seinen Namen. Zum Super Cub gesellten sich der Pilatus Porter mit Turbinenantrieb und der Helikopter.

Hermann Geiger ist nicht mehr, aber die Erinnerung an ihn bleibt, insbesondere bei all denen, die ihn an der Arbeit gesehen haben. Ich selber hatte Gelegenheit festzustellen, wie gut er die Berge kannte und mit welchem Feingefühl er auf alle, auch auf die unerwartetsten Hindernisse reagierte. Dank diesen Bergen, deren vielfältige Schönheit er immer bewunderte, konnte er seine angeborene Fähigkeit der Nächstenliebe und der Hingabe an den Mitmenschen entwickeln. Jedesmal, wenn er einen Kranken oder Verletzten in die Ebene hinunterbrachte oder von der Umwelt abgeschnittene Menschen mit Lebensmitteln und Post versorgte, ging er sehr große Risiken ein.

Mit jedem Abflug wurde er der Mann der Gefahren und der Kühnheit, die er aber richtig einzuschätzen und einzusetzen verstand, um die ihm übertragene Aufgabe unbedingt zu Ende zu führen. Für die Rettung eines Menschenlebens setzte er mit bewundernswerter Überlegenheit sein eigenes aufs Spiel. Möge sein Leben unserer Jugend ein Beispiel sein!

DOUGAL HASTON

GEDANKEN ZUR EIGERNORDWAND-DIRETTISSIMA

Ein zähes Ringen. Zwei Welten, in denen verschiedene Zeit- und Raumbegriffe herrschen, stehen sich gegenüber: Da bin ich, ein freies Wesen; doch die Tatsache, daß ich lebe, hat längst aufgehört, meinen Geist zu beschäftigen. Das einzige, womit ich mich ständig auseinandersetzen habe, ist, wo ich mich gegenwärtig befinde. Zeit: Ende März 1966. Standort: Eiger-Nordwand.

Die andere Auseinandersetzung, die hier stattfindet, ist der Kampf, den sich die verschiedenen Naturgewalten liefern. Seit kurzem scheinen sie sich allerdings zusammenzutun und entschlossen zu sein, dieses winzige denkende Wesen aus der gewaltigen Wand, auf die es nach der Ansicht vieler kein Recht hat, hinauszufegen.

Ich sitze mit einem Teil meines rechten Beines auf dem Eis, das linke baumelt in einer Seilschlinge über dem Abgrund. Mein zuerst durchnäßter, dann steif gefrorener Schlafsack weckt aus beinahe vergessenen Bereichen meines Bewußtseins Erinnerungen an Wärme. Zwei Tage dauert der Sturm schon. Zwei von den vielen, die wir durchkämpft haben, um diese direkte Route zu erschließen. Auf der Suche nach einem neuen Aufstieg durch die gewaltigste aller Nordwände sind wir nun hier angelangt.

Wir, das sind außer mir vier Deutsche. Zwei von ihnen, Roland Votteler und Sigi Hupfauer, kauern, von den Steigeisen gehalten, drei Meter rechts von mir unter einem roten Biwaksack. Die andern, Jörg Lehne und Günter Strobel, befinden sich irgendwo über uns im Hexenkessel der Naturgewalten – winzige, in Seilschlingen hängende Punkte. Ich bin soeben von dort herabgestiegen, um zu meinem wenigen Biwakzeug zu gelangen, ohne das ein Überleben unmöglich ist. Dort oben fühlten wir uns machtlos, dem Sturm ausgeliefert, von den unvermindert anhaltenden Schwierigkeiten erschöpft und verwirrt von der ergebnislosen Suche nach dem rettenden Gipfeleisfeld. An Schlaf ist jetzt nicht zu denken, da ich mich geradewegs in einem Lawinenzug befinde. Immer wieder muß ich mich, soweit es meine Sicherheit erlaubt, aufrichten, um große Mengen von Pulverschnee wegzuschaffen. Nach und nach gleite ich in eine Art Traumzustand

und beginne die vergangenen vier Wochen und die Anstrengungen, die mich hierhergelangen ließen, nachzuerleben.

An einem Februartag waren wir zu viert auf der Kleinen Scheidegg, John Harlin, Layton Kor und ich, ferner Chris Bonington als Photograph, eine Rolle, die er später aufgeben sollte. Erst glaubten wir an Halluzinationen, als in *unserer* direkten Linie acht Gestalten auftauchten. Doch bestätigten mehrere Augenpaare, daß es keine Täuschung war. Sie stiegen an jenem Tag ab, und wir erfuhren, daß es acht Deutsche aus Stuttgart waren: Jörg Lehne, Peter Haag, Günter Strobel, Sigi Hupfauer, Roland Votteler, Karl Golikow, Günter Schnaidt und Rolf Rosenzopf.

Eine Lawine unterbricht meine Gedankengänge. Sorgfältig schüttele ich den Schnee in die Leere des Abgrunds und gebe mich wieder meiner Träumerei hin. Wenn man in einem schwierigen Biwak nicht schlafen kann, sind solche Wachtträume ein wertvoller Zeitvertreib. Die Erinnerung an gefahrvolle Augenblicke, die man überstanden hat, läßt die unangenehme Gegenwart weniger trostlos erscheinen. In diesem Moment sehe ich zwar nicht mehr alles klar, nur gewisse Begebenheiten tauchen immer wieder in meinem Bewußtsein auf.

Da war die schwierige Eiskletterei zum ersten Band, von der wir erwartet hatten, sie würde einfach sein. Dann hingen wir zwei Tage in Seilschlingen über dem Fenster der Station Eigerwand und bewunderten die kunstvolle Hakenarbeit von Layton Kor, der das Seil von Haken zu Haken nachzog, von denen selten einer mehr als zwei bis drei Millimeter eindrang; ein Netz von kaum erkennbaren Ritzen, in denen sich mancher nicht zurechtgefunden hätte. Am Tag, an dem wir das Band überwunden hatten, wurde mir eine Abseilstelle beinahe zum Verhängnis. Ein freier Fall von hundert Metern und in der Mitte ein Sturz kopfüber, als ich mich in das Führungsseil verstrickte. Glücklicherweise rettete mich ein Schnitt mit dem Messer von unten her.

Von den folgenden Tagen, die weiter aufwärts und zum zweiten Band führten, bleibt mir nur eine einzige verschwommene Erinnerung: Steigeisenriemen, die die Knöchel quälen, und Arme, die von der Pickelarbeit schmerzen und 70 bis 80 Grad steile, mit Glatteis überzogene Platten überwinden. Dann kletterten wir parallel zu den Deutschen bis über das zweite Band hinweg und weiter über verschiedene Arten von Fels und Eis, denen nur das eine gemeinsam war: die Schwierigkeit. Weiter bis zum zweiten Eisfeld und bei Sturm zur oberen Kante des «Bügeleisens». Ein herrlicher Tag mit Layton auf dem dritten Eisfeld. Dann die sechs Tage mit John in einem Schneeloch im «Todesbiwak» Diese sechs Tage der Gefangenschaft waren mir immer noch in lebendiger Erinnerung. Schon das

Überleben an sich bereitete unerhörte Schwierigkeiten: der ständige Kampf, um unsere Daunenbekleidung vor dem angewehten Schnee zu schützen, eiskalte Hände, die sich mit Kochern abmühten, die nicht brennen wollten, die langen Stunden des Tages und nichts, um die in den Gliedern schmerzende Kälte zu mildern, funktionelle Schwierigkeiten, psychische Schwierigkeiten, das Bemühen, nicht um kleinliche Dinge zu streiten, Gespräche über beinahe jedes erdenkliche Thema, um die langen Stunden abzukürzen, der Schlaf, der oft von heimtückischem Schneegestöber gestört wurde, so daß wir aus einer tiefen Benommenheit auftauchen mußten, um den Schnee fortzuwischen und eine halbe Stunde später zu entdecken, daß dasselbe wiederum geschehen war. Am vierten Tag gingen die Nahrungsmittel zu Ende, und am sechsten waren wir gezwungen, abzusteigen und mit einem Mißerfolg zu rechnen, gerade als sich das Wetter wieder besserte.

Dann der Kampf von Layton und Chris, die Schritt für Schritt die Schwierigkeiten unterhalb der «Spinne» meisterten, und Laytons Zusammenschluß mit den Deutschen, um die Spinne doch noch zu erreichen, als Chris abstieg.

John und ich waren inzwischen wieder in Form und kletterten nochmals zum Todesbiwak hinauf, wo wir von einem neuerlichen Wetterumschlag empfangen wurden. Layton stieg ab. Kaum war er außer Sichtweite, vernahmen wir durch das Radio, daß die Deutschen die «Fliege» erreicht hatten. Sogleich machten wir uns wieder bereit. Beim Verlassen des Todesbiwaks hatte ich John ein fröhliches «Auf Wiedersehen in der Spinne» zugerufen. Ich sollte ihn nie wieder sehen. Ein Seilriß beendete das Leben dieses Menschen, der zu den Allerbesten gehörte. Unser ganzes Unternehmen war damit in Frage gestellt. Aber der Gedanke, John mit dem Direktdurchstieg ein Denkmal zu setzen, überwand schließlich unseren innersten Wunsch, der Wand nach diesem bitter schmerzenden Rückschlag zu entfliehen. Wir fünf sollten den Gipfel erreichen. Alle andern stiegen ab und entfernten die fixen Seile aus der Wand.

Am Tage nach dem Unglück brach der vorausgesagte Sturm herein. Er war überaus heftig, doch wir blieben bei unserem Entschluß. Der Aufstieg unserer Träume war beinahe vollendet, und der Sturm schien einfach dazu zu gehören. Nachdem wir uns zwei Tage darin aufwärts gekämpft hatten, bedeuteten Schönewettertage nur noch ein Stück Erinnerung. Günter und Jörg waren bis zu den Gipfelfelsen vorgestoßen und dann zu einem gemeinsamen Biwak in der Fliege abgestiegen, überzeugt, daß die Hauptschwierigkeiten hinter uns lagen. Jörg und ich waren heute aufgebrochen, um den Aufstieg zu Ende zu führen und statt dessen hier gelandet. Die Schwierigkeiten bestanden ganz offensichtlich

weiter. Meine Gedankengänge hatten mich in einen geradezu euphorischen Zustand versetzt, der nun vom fahlen Licht, das sich unaufhaltsam gegen das Dunkel der Nacht durchzusetzen beginnt, langsam aufgelöst wird. Die Dämmerung bricht an, und da wir leben, muß etwas geschehen.

Ich strecke und entspanne mich, krieche aus dem Biwaksack heraus und beginne die Steigeisen anzuschlallen. Unnötig, die Mühsal dieser Verrichtung näher zu beschreiben. Dann kontrolliere ich gründlich meinen körperlichen und geistigen Zustand. Alles in Ordnung. Körperlich fühle ich mich weiterhin zu tagelangen Anstrengungen fähig. Mein Geist befindet sich in einem merkwürdigen Zustand bedingungsloser Zustimmung. Es scheint, als ob nichts noch schlimmer werden könnte. Die Lawinen stürzen durch die Rinnen hinunter. Der immer gegenwärtige Wind fährt mir über das Gesicht und wirbelt Schnee in alle Richtungen. Meine Augenbrauen, Nase und Mund sind innert kurzer Zeit von einer dicken Eiskruste überzogen. Ich kann Sigi und Roland, die drei Meter von mir entfernt sind, kaum sehen. Das einzige, was uns mit den Kameraden über uns verbindet, ist die gespenstische Linie des fixen Seiles, an dem ich gestern abend heruntergestiegen bin: eine leblose Nabelschnur, die uns mit einem Berg verbindet, der ständig bestrebt zu sein scheint, alle abzuweisen, die sich in seine Flanken wagen. Rasch steige ich diesem Seil entlang aufwärts, um zu Jörg und Günter zu gelangen. Doch an ihrem Biwakplatz ist nichts zu sehen. Die fixen Seile sind über zwölf Meter unterbrochen. Meine erste Reaktion ist, es allein zu versuchen, doch beschließe ich, auf meine zwei Gefährten zu warten. Es bleibt mir viel Zeit zum Nachdenken, bis sie auf der Plattform ankommen. Sie sehen geisterhaft aus: über und über weiß mit langen Eiszapfen, die ihnen wie Fangzähne von Nase und Mund herabhängen. Wir überwinden die Lücke und steigen zu dritt weiter. Ein Loch in den Wolken gibt uns plötzlich die Sicht frei auf Jörg und Günter, die soeben wieder aus unserem Blickfeld verschwinden. Wir haben das Gipfeleisfeld erreicht. Jubel, dann Sorge: Ich kann die Fortsetzung der fixen Seile nicht finden. Wir sind auf blankem, 60 Grad steilem Schwarzeis. Schließlich entdecke ich fünfzig Meter über mir ein Seil. Wir haben keine Pickel, keine Hämmer, nur einen einzigen Eishaken. Ich schließe die Lücke. So knapp an der äußersten Grenze bin ich noch nie gewesen.

Ich hatte den Eindruck, über den Rand aller Dinge hinauszusehen, als ich schließlich das fixe Seil zu erfassen vermochte. Eine Stunde später befanden wir uns am Ziel. Das Denkmal für John besteht. Der Eiger hat seinen härtesten Kampf verloren.

VERDIENEN DIRETTISSIMA-UNTERNEHMUNGEN ABLEHNUNG ODER TOLERANZ?

Wenn immer in einer Hütte das Stichwort *Direttissima* fällt, flammt eine erregte und leidenschaftlich geführte Diskussion auf. Gesetzte Bergsteiger lassen die Pfeife erkalten, erhitzen sich statt dessen an einer lautstarken Auseinandersetzung um Sinn oder Unsinn von Direktbegehungen. Doch Hand aufs Herz! Ist nicht die heftige Reaktion der zünftigen Berggänger Beweis genug, daß der neue Stil der Senkrecht-Fanatiker eine echte Herausforderung für den Alpinisten klassischer Observanz darstellt? Spricht nicht aus der gefühlsbetonten Ablehnung die Sorge, ob diese jüngste Richtung im Alpinismus noch bewältigt werden kann? Soll der Berg zu einem Klettergerät für Direttissima-Süchtige herabgemindert werden? Sind Wände dazu geschaffen, geltungssüchtigen Haken-Gladiatoren den Weg zum kurzlebigen Ruhm des Sportasses in der Sensationspresse zu ebnen?

Angesichts der Leidenschaftlichkeit, mit welcher in den letzten Jahren die Auseinandersetzung um Sinn oder Unsinn von Direttissima-Unternehmungen geführt wurde, mag es am Platze sein, sachlich und nüchtern die Frage zu stellen, welchen Beitrag die Direktdurchstiege in der Fallinie für die Entwicklung des Bergsteigens leisten.

Nehmen wir vorerst ohne Vorurteil zur Kenntnis, daß das Ziel einer Direttissima-Unternehmung darin besteht, eine Wand längs einer Route zu durchklettern, die dem Lot vom Gipfel zum Fuß des Berges folgt. In dieser Zielsetzung liegt der Anspruch des Kletterers, die sich stellenden Hindernisse in einer vorgezeichneten Reihenfolge überwinden zu können. Unter diesem Gesichtswinkel löst sich eine einheitlich geschlossene Route in eine Kette einzelner Schlüsselstellen auf, deren Bewältigung unter dem Einsatz aller verfügbaren technischen Möglichkeiten versucht wird. Die Spielregel der Direttissima verlangt, daß die Seilschaft die sich stellenden Schwierigkeiten überwindet, ein Ausweichen vor Hindernissen zählt nicht.

Diese herausfordernde Spielregel übt auf tatendurstige, unternehmungslustige Kletterer eine erhebliche Anziehungskraft aus. Sie verlockt dazu, die persönliche Leistungsfähigkeit auf Biegen und Brechen zu erproben.

Im Anspruch, eine Wand in der Fallinie zu durchsteigen, kommt eine Haltung zum Ausdruck, die manchen bestandenen Bergsteigern als freche Anmaßung, als maßlose Überschätzung technischer Möglichkeiten, als frevlerische Mißachtung gesetzter Grenzen erscheinen mag.

Handeln Direttissima-Kletterer wirklich verantwortungslos? Sind Senkrecht-Enthusiasten überspannt geltungssüchtig? Trifft der Vorwurf zu, daß sie als Söldlinge einer skrupellosen Sensationsmaschinerie um schnöden Mammons willen die Grundsätze ehrlichen Bergsteigens verschachern?

Eine Antwort auf diese Fragen setzt voraus, daß ernsthaft geprüft wird, ob das einkalkulierte Risiko in einem vertretbaren Rahmen bleibt. Da in all den Berichten zu Direttissima-Unternehmungen dieser wichtige Punkt kaum aufgegriffen wurde, haben wir uns bemüht, von Extremkletterern Angaben über Ausrüstung und Techniken zu gewinnen, persönliche Beurteilungen objektiver Risiken und subjektiver Gefahren bei anspruchsvollen Aufstiegen in der Fallinie zu erhalten.

Die Auswertung dieser Berichte hat uns Erfahrungen vermittelt, die geeignet sind, die moderne Entwicklung des Bergsteigens in einem neuen Lichte erscheinen zu lassen.

Jeder Aufstieg in der Fallinie einer Wand führt über Stellen, die objektiven Gefahren ausgesetzt sind. Eine sorgfältige Beurteilung gefährdeter Zonen während der Vorbereitungen, eine dauernde Beobachtung der Verhältnisse während des Durchstieges sind daher eiserne Gebote der Vorsicht. Als größte objektive Risiken werden von unseren Gewährsleuten Stein- und Eisschlag bezeichnet, vereinzelt werden auch Lawinengefahr und Vereisung der Felsen genannt. Alle diese Gefahren sind in entscheidendem Maße von den Wetterverhältnissen abhängig, so daß der Prognose vor Beginn der Besteigung und der laufenden Wetterbeurteilung in der Wand dauernd Beachtung geschenkt werden muß.

Zum Schutze gegen Kopfverletzungen durch Steinschlag wird heute von Wandkletterern allgemein der Schutzhelm getragen. Am Rande nur sei vermerkt, daß der Steinschlaghelm heute in gewissen Kreisen zum Statussymbol des Extremgängers aufgerückt ist.

Wie aus Berichten über Direktdurchstiege hervorgeht, schließen Winterbegehungen und Nordwandbesteigungen erhebliche Erfrierungsrisiken ein. In besonderem Maße scheinen Füße und Zehen gefährdet zu sein. Durch Gewöhnung an Kälte, durch gefüttertes Schuhwerk, durch Daunenfinken wird versucht, Erfrierungen zu vermeiden. Besonders schwierig wird der Kampf gegen die Kälte, wenn Schuhe und Socken von Schmelzwasser durchnäßt sind.





- 1 Vorangehendes Bild: EIGERNORDWAND-DIRETTISSIMA im Winter. Der Schotte Dougal Haston traversiert unter dem ersten Band. Photo: Christian Bonington. Copyright by Weekend Telegraph.
- 2 EIGERNORDWAND-DIRETTISSIMA im Winter. Der Amerikaner Layton Kor überwindet eine schwierige Stelle beim ersten Band mittels Steigbügel-(Schiebeknoten-)Technik. Photo: Christian Bonington.





3 Vorangchendes Bild: EINE GRUPPE SIEBEN- BIS ZEHNJÄHRIGER STEINBÖCKE auf sommerlicher Weide am Gemmenalphorn (Bern). Photo: Bernhard Nievergelt.

4 EIN SECHS- UND EIN ACHT- BIS NEUNJÄHRIGER STEINBOCK auf Nahrungssuche im Vorfrühling am Piz Albris (Graubünden). Photo: Bernhard Nievergelt.

Soll man in solchen Fällen dem Kletterer den Griff zur Pille verargen, die den Kreislauf anregt, die Durchblutung des Körpers verbessert, ein lebhaftes Wärmegefühl vermittelt?

Wie aber soll man sich als Bergsteiger zur Anwendung von aufpeitschenden Drogen stellen, mit denen der Körper gezwungen wird, seine Reserven zu mobilisieren? Nehmen wir eine wichtige Feststellung voraus: Die Frage wird in Kreisen extremer Gänger immer wieder aufgegriffen, genau so, wie die Diskussion über Doping von Zeit zu Zeit in anderen Sparten des Leistungssportes aufflammt. Die Versuchung, bei mehrtägigen anstrengenden Begehungen aufpulvernde Tabletten zu schlucken, ist groß, wird doch von unseren Gewährleuten übereinstimmend festgestellt, daß nachlassende Aufmerksamkeit, Kritiklosigkeit, Fehleinschätzung von Situationen die größten subjektiven Risiken darstellen. Gegen diese Anzeichen beginnender Erschöpfung verspricht die stimulierende Pille Erfolg.

Glücklicherweise läßt sich feststellen, daß im allgemeinen Aufpeitschungsdrogen nur selten eingenommen werden. Dagegen erfreuen sich belebende Getränke wie Tee, starker Kaffee neben schnell wirksamen Anregungsmitteln wie Traubenzucker, Coramin-Glukose und ähnliche Präparate großer Beliebtheit.

An diesem Punkt mögen einige Hinweise zur Zusammensetzung der Verpflegung angebracht sein. Geringes Gewicht, rasche Zubereitungsmöglichkeit, leichte Verdaulichkeit sind Gesichtspunkte, die bei der Zusammenstellung der Lebensmittel berücksichtigt werden; Kohlenhydrate, Fette und Eiweiße sind im allgemeinen gut aufeinander abgestimmt. Um Austrocknungserscheinungen vorzubeugen, werden unterwegs Suppen, Bouillon, Tee, Kaffee zubereitet, der tägliche Flüssigkeitsverbrauch wird auf einen bis sieben Liter veranschlagt; eine genauere Prüfung ergibt, daß meistens der Konsum mehr als zwei Liter pro Tag ausmacht. Reformnahrung in Form von Spezialbrot, Nußstengeln, gesalzene Nüssen, Malzpräparaten, vitaminreichen Fruchtsäften wird von den meisten Kletterern mitgeführt und oft in besonderem Maße geschätzt. Speck oder luftgetrocknetes Fleisch ergänzen die Verpflegung.

Bei großer Kälte werden in vermehrtem Maße Fette konsumiert. Zur Zubereitung heißer Getränke führen die meisten Seilschaften Gas- oder Benzinkocher mit sich.

Besondere Aufmerksamkeit schenken Extremgänger der Biwakausrüstung. Kaum auf einem anderen Gebiet haben die Sportartikelfabrikanten derart große Fortschritte erzielt wie in der Entwicklung von Biwakartikeln. Neue Mate-

rialien von geringem Gewicht und hoher Isolationsleistung werden zu Biwaksäcken verarbeitet, die in der Außentasche eines Rucksackes Platz finden und selbst bei großer Kälte und bei Nässe Schutz bieten.

Gegen Auskühlung durch den Wind tragen die meisten Extremkletterer Sturmanzüge aus Nylon oder ähnlichen Kunstfasern.

Ein besonderes Augenmerk haben wir bei unserer Umfrage auf Seilmaterial, auf Haken, Hämmer, Karabiner, Steigeisen und Pickel gerichtet; fallen doch diese alpinechnischen Hilfsmittel auf langen und schwierigen Touren im wahren Sinne des Wortes ins Gewicht.

Ganz allgemein werden heute Kernmantelseile aus Kunstfasern verwendet, die zur Kennzeichnung für Doppelseilmanöver oft gefärbt sind. Die Seildicke liegt zumeist bei 9 oder 10 Millimeter; pro Mann wird in der Regel ein Seil von 40 bis 45 Meter verwendet, einzelne Kletterer führen Seile von 100 Meter Länge mit, um rasch abseilen zu können. Als Reserveseil wählen verschiedene Seilschaften Reepschnüre aus Nylon oder Perlon von 6 Millimeter Stärke und einer Reißfestigkeit von 600 bis 800 Kilogramm.

Aus diesen Angaben zeichnet sich deutlich die Tendenz ab, für anspruchsvolle Besteigungen leichtere, aber längere Seile zu verwenden; dem erhöhten Risiko von Seilen geringerer Reißfestigkeit wird durch geeignete Sicherungsmaßnahmen Rechnung getragen.

Für manchen Bergsteiger mag die Feststellung überraschend sein, daß heute viele Partien Anseilgurten verwenden; es scheint, daß diese Anseilmethode in zunehmendem Maße übernommen wird. Zur Erleichterung der Arbeit im Fels verwenden die meisten Extremgänger heute vorbereitete Stehshlingen; je nach der Tour werden auch Strickleitern mitgeführt; für die Vorbereitung von Abseilstellen dienen besondere Abseilshlingen.

Unter den Hilfsmitteln der modernen Klettertechnik haben Felshaken besondere Bedeutung gewonnen. Je nach Fels werden heute eine Vielfalt von Typen verwendet. Bei der Entwicklung neuer Haken spielt die persönliche Erfahrung eine große Rolle, so daß die Sortimente noch heute eine sehr persönliche Note aufweisen. Für eine Besteigung werden in der Packung 10 bis 30 Haken mitgetragen, die sich auf zwei bis zehn Typen verteilen; die meisten Seilschaften kommen heute mit drei bis vier Arten von Haken aus. An Karabinern wird nicht gespart; Bohrhaken werden nur zum Teil angewendet.

Für die Arbeit im Eis führen die meisten Partien heute kurze Pickel von 55 bis 70 Zentimeter Länge mit sich; durchgesetzt haben sich ferner die Leichtsteigeisen mit zehn bis zwölf Zacken, wobei Frontzacken für Aufstiege in ver-

eisten Wänden als unentbehrlich erachtet werden. Zur Sicherung im Eis dienen Eisschrauben, welche die alten Eishaken weitgehend verdrängt haben. Die technische Entwicklung dieser Hilfsmittel ist auf internationaler Ebene noch stark im Fluß. So haben beispielsweise 30 bis 50 Zentimeter lange Hölzer, die in Firnschnee eingetrieben werden, von den Alpen den Weg in die Anden und in den Himalaya gefunden. Im Verlaufe von wenigen Jahren haben sich die hölzernen «Firnlanzen» zu «Eisschwertern» aus Leichtmetall gewandelt, deren U-Profil eine erhebliche Stabilität gewährleistet und die leicht in Firn und brüchigem Eis eingeschlagen werden können.

In der Entwicklung der alpine-technischen Hilfsmittel, die auf eine Verringerung des Gewichtes, auf Sicherheit und Handlichkeit ausgerichtet ist, spiegelt sich die zunehmende Erfahrung im Klettern mit Hilfsmitteln wider. Der neue Kletterstil nützt die gebotenen technischen Möglichkeiten in vollem Umfang aus; die Methoden zur Überwindung schwieriger Passagen haben sich international stark angeglichen; die Fertigkeit im Umgang mit den neuen Hilfsmitteln wird von den Extremkletterern als selbstverständlich vorausgesetzt.

Schlüsselstellen im Auf- und Abstieg sind rasch, sicher und kräftesparend zu bewältigen; Haken sollen sparsam und wohlüberlegt gesetzt werden. Während des Durchstieges ist stets darauf zu achten, daß das richtige Maß zwischen rascher, aber gewagter Bewegung und verlangsamen, aber von Verantwortungsbewußtsein getragenen Sicherheitsvorkehrungen gefunden wird.

In diesem ständigen Spiel um die Verantwortung, in der fortgesetzten Beurteilung der Risiken, in der Erprobung der einmal gefaßten Entschlüsse liegt der besondere Reiz der Direttissima-Unternehmungen. Die Spielregel, Hindernisse in einer vorgegebenen Reihenfolge zu überwinden, zwingt die in eine Wand einsteigenden Seilschaften, sich gründlich in der Einschätzung von Schwierigkeiten zu üben. Mit zunehmender Erfahrung der Bergsteiger gewinnt nach unseren Feststellungen die Risikobeurteilung ständig an Bedeutung; Ausdruck dafür bildet die sorgfältige Planung schwieriger Durchstiege durch erprobte Seilschaften. Steht beim jugendlichen Felskletterer oft die körperliche Auseinandersetzung mit dem Fels, die Freude an der Überwindung einer schwierigen Passage im Vordergrund, so finden erfahrene Kletterer die Befriedigung in den Vorbereitungen zur Wahl einer geeigneten Route und in der richtigen Einschätzung der Schwierigkeiten. Es ist erstaunlich, wie gründlich im allgemeinen unsere Gewährleute schwierige Durchstiege vorbereiten. In diesem Punkte gleichen Direttissima-Unternehmungen Expeditionen in schwer zugänglichen außeralpinen Gebieten.

Erkundungstouren dienen dazu, Einblicke in die Wand zu erhalten. Mit Hilfe von Feldstecher und Fernglas wird die vorgesehene Route Stufe um Stufe abgespiegelt. Aufschlagspuren von Steinen im Schnee, einzelne Felsbrocken auf Firnbändern verraten Zonen erhöhter Steinschlaggefahr. Neuschneerutsche lassen gefährliche Sammeltrichter in Erscheinung treten. Einblicke nach Kälteinbrüchen bieten Hinweise auf Vereisungen von Felsen.

Durch mehrmals wiederholtes sorgfältiges Absuchen einer Wand mit optischen Hilfsmitteln prägt sich der Beobachter die Route mit allen Einzelheiten ein. Besondere Bezeichnungen für die einzelnen Schlüsselstellen lassen den Routenfilm im Gedächtnis leichter haften.

Routenskizzen, Tourenbeschreibungen, Bilder vom Boden und aus der Luft sind Bestandteil einer gründlichen Vorbereitung; sie sind auch geeignet, unterwegs die Orientierung zu erleichtern. Bei der Wiederholung bereits bekannter Durchstiege spielt der persönliche Erfahrungsaustausch mit früheren Seilschaften eine wesentliche Rolle.

Kommt schon in dieser gründlichen Routenplanung zum Ausdruck, daß schwierige Unternehmungen verantwortungsbewußt vorbereitet werden, so tragen die üblicherweise ergriffenen Maßnahmen für Notfälle dazu bei, den Eindruck sorgfältig abgewogener und gründlicher Vorbereitung zu verstärken.

Entgegen einer weitverbreiteten Meinung orientieren die meisten Seilschaften Vertrauenspersonen über die geplanten Unternehmungen, wobei auch Maßnahmen für den Notfall vorbesprochen werden. Gelegentlich werden Sprechverbindungen mit tragbaren Funkgeräten angewendet; sie dienen der gegenseitigen Information, wobei Meldungen über den körperlichen Zustand der einzelnen Teilnehmer und über die herrschenden Verhältnisse in der Wand an die Basis übermittelt werden. In umgekehrter Richtung laufen Wetterprognosen über das Netz, dann und wann mag ein aufmunternder Zuspruch, persönlicher Klatsch oder Musik die träge schleichenden Stunden einer Biwacknacht verkürzen. Mißbräuche der Funkverbindung mit brühwarmen Erstmeldungen sind leider vorgekommen. Das Bedürfnis nach Ablenkung veranlaßt manche Seilschaft, einen Transistorempfänger mitzutragen; Jazzmusik bietet mehr Abwechslung als das eintönige Tropfen von Schmelzwasser, das an das Ticken einer Totenuhr gemahnt.

Mit dieser Bemerkung streifen wir die Frage nach dem persönlichen Erlebnis, das eine Direttissima dem einzelnen vermittelt. Ohne den Ausführungen eines Teilnehmers der Winter-Direttissima am Eiger vorzugreifen, sei die Bemerkung erlaubt, daß manche Äußerung von Wand-Kletterern aufgebauscht, entstellt

und dramatisiert an die Öffentlichkeit weitergegeben wurde. Im Zerrspiegel einer sensationslüsternen Berichterstattung entdeckte schon mehr als ein Teilnehmer an einem Direktdurchstieg, daß er in einer ganz und gar ungewollten Weise etikettiert und abgestempelt wurde.

Diese Streiflichter zu einer neuen Entwicklung im Bergsteigen sollen genügen, um die Eigenart dieses modernen Zweiges im Alpinismus zu beleuchten. Es bleibt der persönlichen Entscheidung des einzelnen überlassen, ob er diese Richtung mitmachen will. Es hängt weitgehend von der persönlichen Motivation ab, die man dem Alpinismus unterlegt, ob man Direttissima-Unternehmungen als Fehlentwicklung im Bergsteigen oder als zeitgemäße Weiterentwicklung betrachten will.

Wenn die Ausführungen gezeigt haben, daß auch der neue Stil der Direttissima Erfahrungen allgemeiner Natur vermittelt, so darf für den Direttissima-Kletterer ein gewisses Maß an Toleranz erwartet werden.

Bei der Ausarbeitung dieses Beitrages stützten wir uns auf Auskünfte folgender Bergsteiger: Peter Arigoni, Walter Belina, Paul Etter, H. T. Lampert, Heini Leuzinger, E. Neeracher, Paul Nigg, Ernst Reiß, H. R. Ryf, Ruedi Schatz und G. Steiger. Wir möchten nicht verfehlen, unsern Gewährsleuten für ihre ausführlichen und sachdienlichen Auskünfte zu danken.

DER STEINBOCK IN DEN SCHWEIZER ALPEN

Wildziegen, zu denen der Steinbock gehört, kommen ausschließlich in den Gebirgsgegenden der Alten Welt vor: von Iberien bis nach Zentralasien und Nordostafrika. Allerdings leben in Spanien, in den Alpen, im Kaukasus, in Palästina verschiedene Rassen, man zählt in 4 Arten insgesamt ihrer 25. Jede lebt nur in einem begrenzten Gebiet, zumeist von der Nachbarrasse getrennt. In ihrem Äußern unterscheiden sich die Rassen im Gehörn der Böcke, in der Länge und im Färbungsmuster des Haarkleides, in der Körpergröße und Körperform; eine erstaunliche Vielfalt innerhalb der engen Steinbockverwandtschaft. Einzelne Vertreter sind bereits ausgestorben, in Spanien der eigentliche Pyrenäen-Steinbock (*Capra pyrenaica pyrenaica*) und der Sierra-Dogorez-Steinbock (*Capra pyrenaica lusitanica*). Andere sind stark bedroht, zusammen mit einzelnen Rassen der Schraubenziege zurzeit wohl am meisten der in den Semien-Bergen Äthiopiens lebende Walia-Steinbock (*Capra ibex walie*). Gerettet ist heute der im letzten Jahrhundert nahezu ausgestorbene Alpensteinbock (*Capra ibex ibex*). Seine allmähliche Wiederansiedlung in unsern Alpen ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte des aktiven Naturschutzes. In der Neuzeit war diese Rasse durch den Menschen mehr und mehr dezimiert und verdrängt worden. Im 17. Jahrhundert verschwand er im Kanton Graubünden, im 18. Jahrhundert im Berner Oberland, im 19. Jahrhundert im Wallis. Nach 1850 sah man in der Schweiz keinen Steinbock mehr; er galt als endgültig ausgestorben. Nur im Aostatal lebten im Gebiet des Gran Paradiso noch Alpensteinböcke in geringer Zahl. Der Gesamtbestand soll damals nicht mehr als etwa 60 Tiere gezählt haben. Im Jahre 1856 erklärte Viktor Emanuel II. das ganze Gebiet zum königlichen Jagdrevier und setzte zum Schutz gegen die Wilderei eine große Zahl von Wildhütern ein. In der Folge wuchs der Bestand rasch an und betrug um die Jahrhundertwende gegen 4000 Tiere; die drohende Ausrottungsgefahr war gebannt. Von der Schweiz aus bemühte man sich vergebens, reinblütige Steinböcke aus dieser Kolonie zu kaufen. Schließlich gelang es im Jahre 1906, auf illegalem Wege drei junge Steinböcke einzuführen und in den Wildparks «Peter und

Paul» in St. Gallen und «Harder» in Interlaken weiterzuzüchten. Durch weitere aus Italien legal erworbene Tiere konnten diese Zuchten später mehrfach verstärkt werden. Im Frühling 1911 lebten im Tierpark von St. Gallen bereits elf Steinböcke. Da wagte man den entscheidenden Schritt und setzte fünf Jungtiere im Gebiet der Grauen Hörner im Weißtannental (St. Gallen) aus. 1916 erfolgte am Piz Aela (Graubünden) die zweite Koloniegründung, 1920 im Schweizerischen Nationalpark (Graubünden) die dritte. Heute gibt es in der Schweiz ungefähr vierzig weitverstreute Kolonien, die sich sehr unterschiedlich entwickeln. Die größten unter ihnen finden sich am Piz Albris (Graubünden), am Mont Pleureur (Wallis), im Nationalpark und am Augstmatthorn (Bern).

Mit dem Namen Steinbock verbindet sich die Vorstellung eines kräftigen, Wind und Wetter trotzens Bergtieres. In der Tat zeigt der Steinbock Kälteeinflüssen gegenüber eine Widerstandsfähigkeit, die selbst für einen abgehärteten Alpinisten schwer verständlich ist, um so mehr, als es für ihn unumgänglich ist, sich gegen Unterkühlung und Erfrierungen schützen zu müssen.

Es sind im Prinzip zwei Mechanismen, die es Säugetieren und Vögeln ermöglichen, die Körperwärme trotz einer kälteren und zudem schwankenden Außentemperatur konstant zu halten: Erzeugen von Wärme, indem Nährstoffe veratmet werden, und Zurückhalten der Körperwärme durch Isolierung. Während eine Steigerung des Nährstoffkonsums allein nur geringe Kältebelastungen auszugleichen vermag, können eigenwarme Tiere auch bei den tiefsten auf der Erde gemessenen Temperaturen ohne Schaden überleben, sofern eine geeignete Isolation, bei Säugern aus Fettschicht und Haarpelz bestehend, die Abstrahlung der Körperwärme an die Außenwelt genügend verringert. Arktische und alpine Großsäuger, aber auch Wasservögel sind in dieser Hinsicht Meister. Ren, Moschusochs und Eisfuchs beispielsweise zeigen bei minus 50 Grad Außentemperatur noch keinen erhöhten Nährstoffverbrauch. Aber auch Schafe, Ziegen (und damit auch der Steinbock), ja selbst Kühe überstehen tiefe Temperaturen spielend, wenn auch der Nährstoffverbrauch bereits bei geringer Kälte leicht erhöht ist.

Ein Sonderproblem des Wärmeschutzes stellt sich bei Organen, die aus funktionellen Gründen nicht isoliert werden können, zum Beispiel Nase und Füße. Gehen dort nicht zwangsläufig große Wärmemengen verloren? Von der allgemein bekannten kalten Hundennase her wissen wir, daß in diesen Körperteilen gar nicht die übliche Temperatur herrscht, in Extremfällen kann sie auf 10 Grad, ja sogar auf 0 Grad absinken. Mit einem einfachen System, dem sogenannten Gegenstromprinzip, wird erreicht, daß der Wärmeverlust nach außen minimal ist. Indem Arterien und Venen parallellaufend und in engem Kontakt miteinander

angelegt sind, heizt das körperwarme, in das ungeschützte Organ fließende Blut das zurückströmende Blut auf. Die Gewebe der betroffenen Körperteile sind an die niedrigere Temperatur angepaßt. So stellte man fest, daß beim Ren das Knochenfett in den Extremitätenenden bei 0 Grad noch weich bleibt, der Schmelzpunkt des Fettes aber körperwärts ansteigt.

Wir Menschen sind gegen Kälte nur mangelhaft geschützt. So müssen wir – unbekleidet – schon bei einer Außentemperatur von plus 28 Grad den Stoffwechsel steigern, um die Körpertemperatur auf 37 Grad erhalten zu können. Unterkühlung einzelner Organe würde einen unerträglichen Kälteschmerz verursachen und könnte überdies zu irreversiblen Schädigungen führen. Daher wohl staunen wir über die Immunität vieler warmblütiger Tiere gegen Kälte. Gegenüber Hitze jedoch sind wir Menschen weniger empfindlich als Steinböcke, Schafe oder Rinder. Schon bei Außentemperaturen von über 26 Grad vermögen sie kaum mehr zu regulieren, da einerseits die Isolationsschicht ein genügend rasches Abfließen der Wärme verhindert und sie andererseits nicht oder nur sehr wenig schwitzen können. Wir müssen annehmen, daß den Steinböcken heißes Sommerwetter unbehaglich ist. Beobachtungen in Freikolonien weisen ebenfalls darauf hin: Im Sommer suchen Steinböcke häufig windexponierte Plätze auf, selbst – oder sogar gerade – bei starkem Wind und obschon die Tiere eigentlich jene Weideplätze vorziehen, die im Winter unter einer schützenden Schneeschicht gelegen haben, welche sich also eher in windgeschützten Mulden finden. Bei schwachem Luftzug finden wir die Steinböcke auch im Winter noch häufiger auf exponierten Standorten; die kühlende Wirkung starker Winde scheint dagegen in dieser Jahreszeit selbst einem Steinbock weniger zuzusagen. Als Flucht vor der Sommerhitze läßt sich ferner die Tatsache deuten, daß die Steinböcke in allen Freikolonien im Laufe des Sommers in immer höher gelegene Arealteile aufsteigen. Von Mitte Juli bis September/Oktober finden wir sie auf den höchst gelegenen Weideplätzen ihres Areals, im Safiental (Graubünden) zwischen 2300 und 2800 Meter, im Nationalpark zwischen 2100 und 3100 Meter, am Wetterhorn zwischen 2000 und 2800 Meter. Am Augstmatthorn und im Justistal liegen die Sommerweiden tiefer, überschreiten doch die Berggipfel in diesen benachbarten Kolonien die Höhe von 2000 Meter nur wenig, die hochalpine und nivale Vegetationsstufe fehlt. Im Sommer scheint sich dieser Mangel im Verhalten und in der Standortwahl der Tiere zu äußern. In beiden Kolonien sind regelmäßig größere Wanderungen des Bockrudels zu beobachten; am Augstmatthorn ziehen sich die Tiere sporadisch in den kühlenden Wald zurück; im Justistal findet man Steinböcke, die, oft nahe zusammengedrängt, in Felshöhlen einstehen.

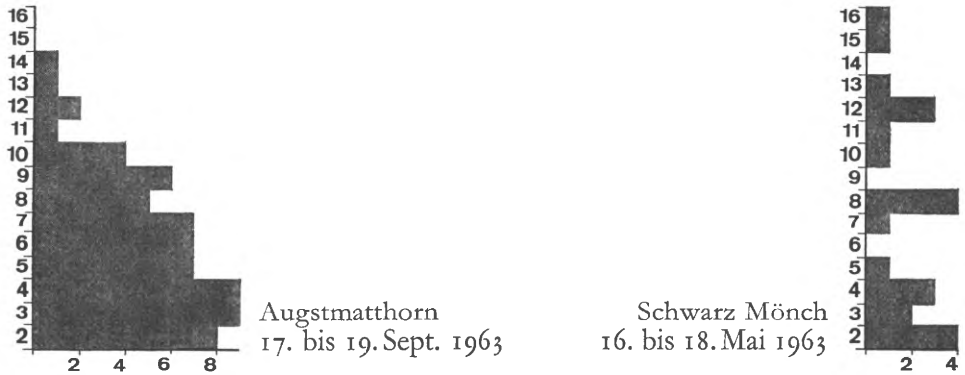
Dennoch: auch für Steinböcke ist der Winter die harte und gefährvolle Jahreszeit, aber nicht wegen der Kälte, sondern wegen des Schnees. Viele der von Frühling bis Herbst beweideten Matten liegen unter einer hohen Schneedecke, ganze Talabschnitte sind unbewohnbar geworden. Als reiner Pflanzenfresser, der im Gegensatz zu Gemse, Hirsch und Reh auch im Winter viel mehr an krautiger Nahrung festhält, ist der Steinbock auf schneefreie oder schneearme Plätze angewiesen; Arealteile, die er bei Einbruch des Winters aufsucht. Diese sogenannten Wintereinstände sind vorwiegend südexponiert und steil. Nach Süden gerichtet, weil an Sonnenhängen die intensive Strahlung den Schnee rasch zum Schmelzen bringt, und steil, weil auf stark geneigten, wenig strukturierten Hängen der Schnee andauernd auf der Grasnarbe abrutscht, ohne daß sich eigentliche Lawinen bilden. Selbst wenn sich eine geringe Schneedecke bilden konnte, ist es für ein Tier doch wesentlich leichter, etwas Nahrung freizuscharrn, wenn der Platz geneigt ist. Günstige Äsungsplätze finden sich außerdem auf Kuppen, Geländerippen, Graten, da dort der Wind, der mit steigender Höhe an Stärke zunimmt, den sich ablagernden Schnee immer wieder wegfeht. Plätze, welche diese Bedingungen erfüllen, finden sich zumeist über der Waldgrenze. Es war für mich immer wieder eindrücklich, festzustellen, wie sich im Hochwinter, wenn die Sohlen der Bergtäler gleichmäßig tief verschneit waren, oft in großer Höhe da und dort schneefreie Plätze abhoben. Für eine Steinbock-Kolonie ist es lebenswichtig, daß solche Wintereinstände in ausreichender Größe und in genügender Anzahl vorhanden sind. In seltenem Ausmaß finden wir dies verwirklicht in der berühmten Kolonie am Piz Albris. Von Muottas Muragl in südöstlicher Richtung der Bergkette entlang, an Pontresina, Morteratsch und Bernina-Häuser vorbei bis ins Heutal und hinüber an den Piz Alv bieten sich in kaum unterbrochener Folge mögliche und zum Teil vorzügliche Wintereinstände an. Diese Tatsache hat ohne Zweifel entscheidend dazu beigetragen, daß die Kolonie nach ihrer Gründung so rasch anwachsen konnte. Weit ungünstiger steht es in dieser Hinsicht um die Steinböcke im Gebiet der Grauen Hörner. Diese Kolonie entwickelte sich phasenweise überaus gut, oft während Jahren; sie erlitt aber immer wieder starke Rückschläge, so daß wiederholt Neuaussetzungen nötig waren. Die Beobachtungen von Wildhüter R. Tschirky lassen vermuten, daß im ursprünglichen Gebiet auf der Seite des Weißtannentales die Einstandsmöglichkeiten in seltenen schneereichen Wintern ungenügend sind. Der Wildhüter notierte am 5. Januar 1939: «... drei Stück (Steinwild) waren auf den Stößen unter der Viehweide im Hang, der ins Tobel abfällt, und scheinen vom Schnee eingeschlossen zu sein. Sie haben dort allen Schnee bis auf die Grasnarbe

umgescharrt und versuchten vergeblich fortzukommen.» Am 8. April 1939: «... konnte auch bei diesem Tier die Feststellung machen, daß es verhungert und über die Felsen heruntergeköllert war.» Am 5. Mai 1939: «... fand ich die Stelle, wo sich die drei Tiere während des starken Schneefalls im März aufgehalten hatten. Es war unter einem kleinen Felsen, der noch zwei gute Unterstände aufwies. In der Nähe waren drei kleine 2 bis 2,5 Meter hohe Rottännchen, die von den Tieren kahlgefressen und geschält worden waren. In einem der Unterstände lag noch Haar von einem der beiden verhungerten Steinwildtiere, die dort verendet sind und vom Raubwild aufgerissen wurden.» Diese Beispiele zeigen: Von einschneidender Bedeutung während der kalten Jahreszeit ist die Tatsache, daß die Tiere in ihren Einstandsgebieten festgehalten sind, daß sie unter Umständen einzelne Plätze nicht mehr verlassen können. Ob der bezogene Wintereinstand ausreicht, wird durch die örtlichen Gegebenheiten und den Verlauf des Winters entschieden. Im Wintereinstand am Wetterhorn sind die günstigen Schlafplätze von den bevorzugten Weiden durch einen berüchtigten Lawinenzug getrennt. So ist es nicht verwunderlich, daß der Lawine hier jedes Jahr Tiere zum Opfer fallen. Es ist auch verständlich, daß die Zahl der Opfer bei größerem Bestand ansteigt, denn je mehr Tiere an einem Platz fressen, je knapper wird das Futter, je öfter und weiter müssen die Tiere wandern und um so mehr sind sie gefährdet.

In den meisten Steinbock-Kolonien finden sich mehrere mögliche Winterstände. Ausdehnung und Qualität sind natürlicherweise unterschiedlich, manche sind voneinander isoliert, andere erlauben bei günstigen Schneeverhältnissen ein Hin- und Herwechseln. Es stellt sich nun die Frage: Wie vermeiden die Tiere, daß sich alle Angehörigen der Population im selben, günstigsten Arealteil einfinden und diesen, da sein Nahrungsangebot begrenzt ist, bei weitem überfordern? Die Folge wäre eine doppelte: Die Vegetationsdecke würde – unter Umständen irreversibel – geschädigt, so daß ihre Qualität in den folgenden Jahren vermindert wäre, und ferner würden sämtliche Tiere unter mangelnder Ernährung leiden, viele könnten verhungern. Offenbar trägt ein natürlicher Mechanismus dazu bei, daß sich die Tiere nicht übermäßig ballen, sondern sich abstoßen. Um mit Konrad Lorenz zu sprechen, wirkt hier «das sogenannte Böse».

Werfen wir einen Blick auf die Gruppenzusammensetzung der Steinböcke. Vom Frühling bis im Herbst bilden einerseits Böcke, andererseits Geißen und Jungtiere gesonderte Verbände. Während der Brunft, im Dezember und Januar, finden wir Mischgruppen. Innerhalb dieses Grundmusters sei nun das Verhalten der Böcke etwas genauer beleuchtet. Gute Beobachtungsverhältnisse voraus-

gesetzt, gelingt es bei den männlichen Tieren, das Alter recht zuverlässig anzusprechen. Somit läßt sich feststellen, wieviel Tiere jeden Alters in einer Population vertreten sind. Auf Grund einzelner, erfolgreicher Beobachtungstage ergab sich für zwei ausgewählte Kolonien die folgende Altersverteilung:



Die Form dieser Alterspyramiden gibt Auskunft über den Entwicklungsstand einer Kolonie. Ein großer Anteil an Jungtieren weist darauf hin, daß die Kolonie sich vergrößert. Am Schwarz Mönch sind alte Tiere verhältnismäßig zahlreich vertreten; die Kolonie scheint zu stagnieren.

Die Böcke einer Kolonie leben nun aber nicht alle beisammen, sondern sind getrennt in verschiedenen Verbänden, in Rudeln, in Gruppen. Ältere Böcke sind kräftiger und dank dem längeren Gehörn imponierender als Jungtiere. Es galt nun zu prüfen, ob sich Angehörige bestimmter Altersklassen bevorzugt zusammenschließen oder ob die Gruppierungsweise dem Zufall überlassen ist. Auf der Basis, die Böcke würden sich zufallsmäßig vergesellschaften, wurde zunächst für sämtliche möglichen Alterskombinationen errechnet, wie häufig sie zu erwarten sind. In einem Kombinationsquadrat, auf dessen Abszisse das Alter von Partner A und auf dessen Ordinate jenes von Partner B aufgetragen war, wurden anschließend die errechneten Zahlen eingesetzt. Hierauf schaute ich in meinen Beobachtungen nach, wie häufig die verschiedenen Paarkombinationen tatsächlich vorkamen, und setzte diese Zahlen – selbstverständlich auf die gleiche Gesamtzahl bezogen – im selben Kombinationsquadrat ein. War nun der beobachtete Wert größer als der errechnete Erwartungswert, setzte ich ein Pluszeichen

in jenes Feld, war er kleiner, ein Minuszeichen. Das Resultat für die Steinbock-Kolonie im Nationalpark wird in der nachfolgenden Tabelle gezeigt, und zwar getrennt für Mai bis Oktober und für Dezember/Januar.

Mai bis Oktober

--	--	--	--	--	--	++	++	++	>10
--	--	--	--	--	--	++	++	++	9/10
--	--	--	--	--	++	++	++	++	8
--	--	--	++	++	++	++	--	--	7
--	--	--	++	++	++	--	--	--	6
++	++	++	++	++	++	--	--	--	5
++	++	++	++	--	--	--	--	--	4
++	++	++	++	--	--	--	--	--	3
++	++	++	++	--	--	--	--	--	2
2	3	4	5	6	7	8	9/10	>10	

Dezember/Januar

	++	++	--		--	++	--	--	>10
	++	++	++		++	--	--	--	9/10
		++	++		--	--	--	++	8
--	++	++	--			--	++	--	7
--	++	--		--					6
++		--			--	++	++	--	5
	--	--	--	--	++	++	++	++	4
	--	--		++	++		++	++	3
			++	--	--				2
2	3	4	5	6	7	8	9/10	>10	

Es ergab sich folgendes Verteilungsmuster: Das Quadrat für die Sommermonate zeigt von links unten nach rechts oben, also in den Feldern für gleich und ähnlich alte Partner, ausschließlich Pluszeichen; Minuszeichen stehen in den Feldern für ungleich alte Partner. Klar geht hervor, daß sich die Steinböcke nicht zufallsmäßig gruppieren; vielmehr bedeutet dieses Muster: Gleich oder ähnlich alte Böcke halten sich bevorzugt in denselben Verbänden auf. Gegenätzlich aber ist das Verhalten der Tiere offenbar im Winter während der Brunft, stehen doch hier Minuszeichen in den Feldern für gleich alte Partner, viele Pluszeichen dagegen bei ungleich alten.

Die Interpretation des geschilderten Vergesellschaftungsmusters wird erleichtert, wenn wir noch beachten, daß Steinböcke vor allem im Sommer recht häufig kämpfen, wenn auch meist nur spielerisch, und daß bei diesen Kämpfen die Partner fast ausschließlich gleich oder ähnlich alt sind. Zwischen deutlich ungleich alten Tieren ist das Kräfteverhältnis bereits offensichtlich, und der Jüngere weicht kampfflos. Es ergibt sich nun folgende Erklärung: Die Beziehung zwischen verschiedenen Individuen wird entscheidend durch die beiden Kräfte *Affinität* und *Konkurrenz* bestimmt, beide Kräfte sind um so wirksamer, je geringer der Altersunterschied ist, sie ändern ihre Stärke jedoch im Laufe des

Jahres. Außerhalb der Brunftzeit überwiegt die Affinität, die gleichaltrigen Tiere haben sich zusammengeschlossen. In den Spielkämpfen wird sichtbar, daß die Konkurrenz, wenn auch untergeordnet, mitwirkt. Während der Brunftzeit indessen wird die Konkurrenz vorherrschend. Die früheren Partner werden zu Rivalen und dulden sich nicht mehr oder nur noch selten in derselben Gruppe. Einzelbeobachtungen zeigen, daß vor allem die dominierenden Böcke einander meiden, während die Spannung zwischen Jüngeren bei Anwesenheit eines alten Bockes sichtlich abgeschwächt ist. Die Umgruppierung erscheint zweckmäßig: Indem rivalisierende Böcke sich trennen, werden Kampfsituationen während der Brunftzeit vermieden. Der Verlauf der Brunft ist somit ruhiger, die Begattung der weiblichen Tiere eher gewährleistet. Das unduldsame Verhalten gleich starker Böcke gegeneinander bewirkt aber außerdem, daß sich im Winter nicht sämtliche Tiere der Kolonie im besten Wintereinstand zusammenfinden, sondern sich auf verschiedene Plätze verteilen. Dank der Konkurrenz, der intraspezifischen Aggression (dem «sogenannten Bösen»), wird der Raum und damit das Nahrungsangebot besser ausgenutzt. Allerdings, der beschriebene Mechanismus wirkt nicht absolut. Eine weitergehende Aufsplitterung der Verbände würde dem menschlichen Beobachter oft zweckmäßig erscheinen, doch gehört es wohl zur Art des Steinbockes, daß er sich gegenüber Rivalen nicht so kompromißlos aggressiv verhält wie etwa die Gemse. Man möchte deshalb wünschen, die großen Raubtiere Wolf, Luchs und Bär wären nicht ausgestorben, denn durch ihre Jagd würden sie dazu beitragen, die Steinböcke im Areal zu verteilen.

Sind hegerische Eingriffe nötig, um einen Bestand zu regulieren, ist es wichtig, soziale Mechanismen zu berücksichtigen. Das menschliche Empfinden billigt Abschüsse am ehesten bei alten Tieren. Wenn man nun aber, um einen Bestand zu regulieren, eine größere Zahl alter Böcke abschießt, kann dies bewirken (es ist nicht bewiesen, wird aber durch Beispiele gestützt), daß sich während der Brunft im Winter mehr Tiere auf wenige dominierende Böcke verteilen. Dadurch würden die Verbände größer, die Nutzung des Areals wäre schlechter, einseitiger. Bei Hegemaßnahmen ist also zu bedenken, daß eine künstliche Veränderung der Altersverteilung das Verhalten der Tiere beeinflusst.

Literatur:

L. Irving, *Adaptations to Cold*. Scientific American, 1966, Vol. 214, No. 1.

Bernhard Nievergelt, *Der Alpensteinbock (Capra ibex L.) in seinem Lebensraum. Ein ökologischer Vergleich*. Mammalia depicta. Hamburg 1966, Verlag Paul Parey.

Bernhard Nievergelt, *Die Zusammensetzung der Gruppen beim Alpensteinbock*. Zeitschrift für Säugetierkunde. 32. Band, Heft 3. Hamburg 1967, Verlag Paul Parey.

H. Precht, J. Christophersen, H. Hensel, *Temperatur und Leben*. Berlin, Göttingen, Heidelberg 1955.

KOH-E-UPARISINA

Tschechoslowakische Hindukush-Expedition 1965

Vom 19. Juli bis 20. September 1965 war eine tschechoslowakische Expedition von 13 Bergsteigern im afghanischen Teil des östlichen Hindukush. Vom Ishmurch-Tal aus gelangen 17 Gipfelanstiege, davon sieben über 6000 Meter. Im Einvernehmen und auf Wunsch der afghanischen Regierung haben die Expeditionsteilnehmer die wichtigsten erreichten Gipfel wie folgt benannt:

Koh-e-Academia (5150 m), Koh-e-Bohemia (5160 m), Koh-e-Markazi (5900 m), Koh-e-Ariana (5990 m), Koh-e-Barfi (6090 m), Koh-e-James (6210 m), Koh-e-Kala Pandja (6328 m), Koh-e-Uparisina (6260 m), Koh-e-Mina (Nordgipfel, 6380 m), Koh-e-Hevad (6849 m), die höchste Erhebung der Region.

Der Expeditionsleiter Vladimir Sedivy hatte den Expeditionsarzt Jaromir Wolf zugleich als seinen Stellvertreter zur Seite, als Wissenschaftler arbeitete der Zoologe Milan Daniel, als Photograph war Vilem Heckel tätig, die Filmarbeiten besorgte Bedrich Roger, und der Bergsteigerhaupttrupp bestand aus acht Mann: Radovan Kuchar, Rudolf Antonicek, Jan Cervinka, Ivan Galfy, Miroslav Jaskovsky, Ivan Urbanovic, Josef Psotka und Milos Matras.

Nach mehrtägiger mühsamer Autofahrt durch ausgedehnte Wüsten erreicht die Expedition den Ort des Ausgangslagers und stellt auf einer sonnverbrannten Wiese die Zelte auf. Weiter unten fließt der Amudarja, der historische Oxus, der den Pamir vom Hindukush trennt.

In der Nähe stehen einige primitive Häuser der Ortschaft Ishmurch. Alles erinnert hier an längst vergangene Zeiten: schwer beladene Esel, Reiter in Turban und malerischer Kleidung, die auf schwarzen Rossen vorbeigaloppieren. Es scheint, als ob die Zeit stehengeblieben sei.

Das Lager für die bergsteigerischen Unternehmungen wird auf der nackten Steinmoräne knapp unter der Zunge des Talgletschers errichtet, wo ringsherum eine Unmenge noch unbestiegener Gipfel zum Himmel ragen. Die Tschechoslowaken sind die ersten, denen es gelang, in dieses Grenzgebiet vorzudringen.

Die Expedition teilt sich in zwei Gruppen. Die eine soll im Gebiet des Lungho tätig sein, die andere wählt sich zum Hauptziel einen imposanten Berg, der später den Namen *Uparisina* erhält, was in der Landessprache heißen soll: «Wo der Vogel nicht hochkommt.» Früher war dies der Name für die ganze Kette.

Der Berg Uparisina befindet sich im östlichen Seitenarm des Ishmurch-Tales. Mit mächtigen, abschreckenden Abstürzen steht er als ein Riesenwall da und füllt den ganzen Talschluß aus. Seine steilen, eisigen Wände zeigen an vielen Stellen glattgefegte Lawinenbahnen, und am Fuße seiner Flanken liegen ganze Halden zertrümmerten Eises.

Es dauert einige Tage, bis die Gruppe Kuchar, Matras, Psotka und Heckel die Anstiegsmöglichkeiten gründlich erkunden kann. Am 24. Juli errichten sie ein Lager in 4800 Meter Höhe und umgehen dann den Berg der ganzen Breite nach, um schließlich zur Ansicht zu kommen, daß der Westkamm die einzig möglich scheinende Anstiegsroute darstelle, trotz der ungemein steilen, hundert Meter hohen Felsstufe, die den Gratanstieg erschweren würde.

Das Wetter ist in diesem Jahre (1965) im Ost-Hindukush schlecht. Jeden Tag regnet und schneit es, und die Gipfel sind von Wolken und Nebel umhüllt. Gleich der erste Anstiegsversuch scheitert an einer halbmeterhohen Neuschneesicht. Drei volle Tage müssen untätig im Basislager verbracht werden, um besseres Wetter abzuwarten. Mit den vielen unbestiegenen Gipfeln um sich herum ist dies für den Bergsteiger eine harte Geduldsprobe, besonders wenn er jahrelang auf eine solche Möglichkeit hat warten müssen...

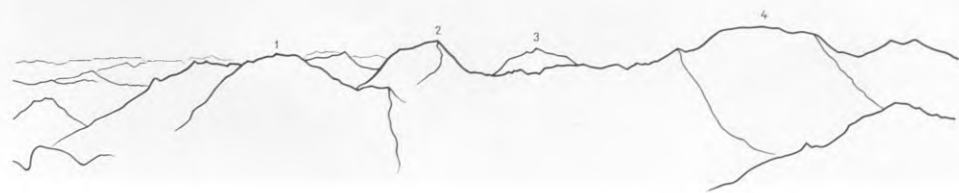
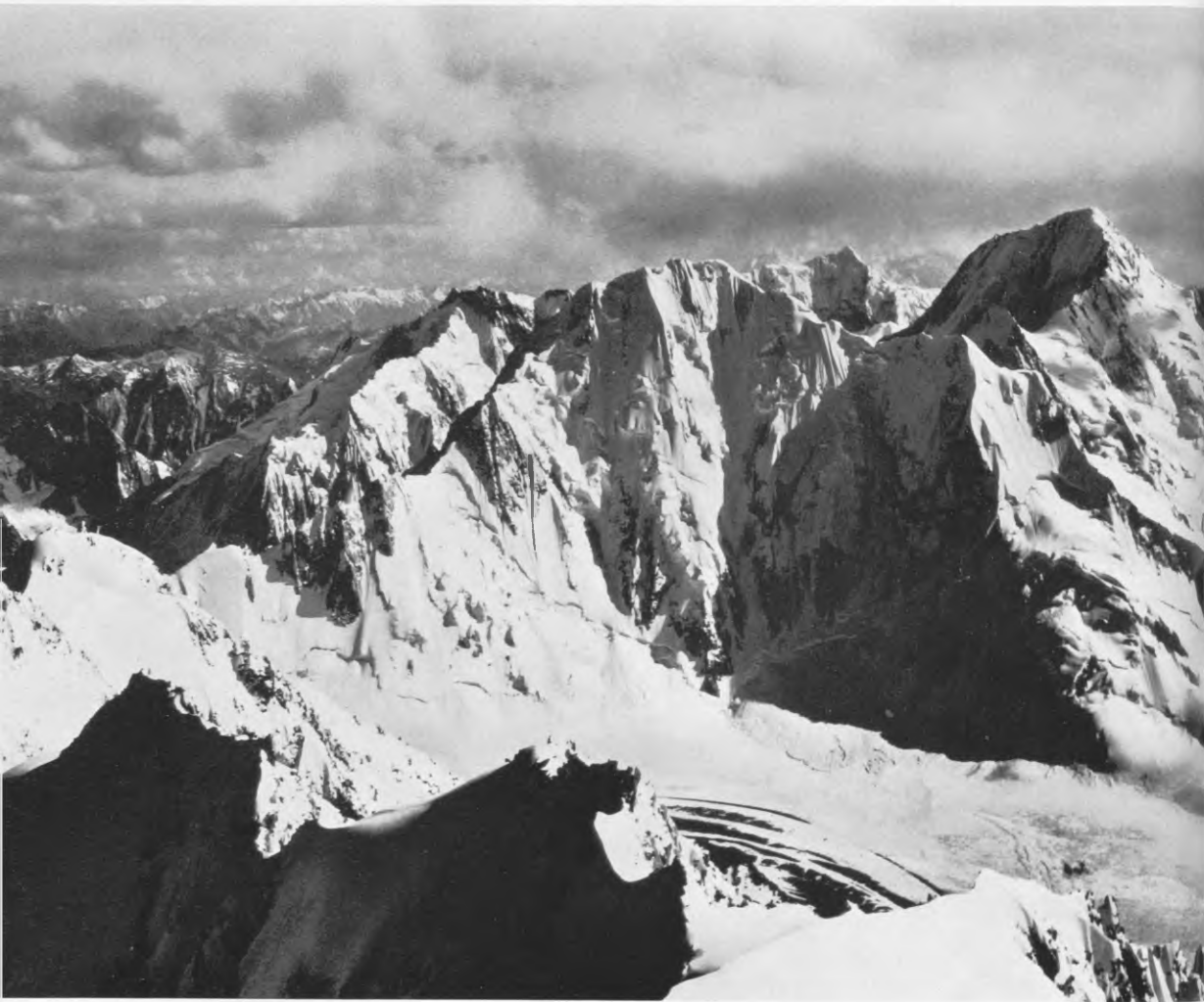
Am 5. August wird mit dem neuerlichen Anstieg begonnen. Um das Basislager liegt über ein Meter Neuschnee, doch das Wetter scheint sich zu bessern. Zuerst muß nahe der Schlüsselstelle, unter der steilen Felsgratstufe, ein Zwischenlager errichtet werden.

Alle vier Mann mühen sich ab, um ein Zelt, 150 Meter Hilfsseil, Haken, Lebensmittel und Kochgeräte dorthin zu schaffen. Ihre Rucksäcke haben ein Gewicht von etwa 15 Kilogramm. Langsam und zäh, bis zu den Knien im lockern Schnee, streben sie den weiten Flächen in der Richtung zum ersten Felsansatz des Westgrates zu. Gegen Mittag ragt kaum zehn Seillängen vor ihnen die wandartige Stelle empork: die Felsgratstufe als vermutliche Schlüsselstelle.

Aber die neue Lagerstelle kann trotz allem angewandten Eifer nicht gefunden werden. Nirgends ist eine nur halbwegs geeignete Fläche vorhanden. So wird an einigen Felsstellen wenigstens ein Materialdepot errichtet und wieder zum Ausgangslager abgestiegen.



5 UNBERÜHRTER UND UNBENANNTER FÜNFTAUSENDER im Hauptkamm des östlichen Hindukush zwischen Kleinem Lungho und Lungho mit den nordwestlichen Steilabstürzen. Die tschechischen Bergsteiger nannten ihn «Orgel». Photo: Vilem Heckel.



1. Uparisina (6210 m), 2. Kleiner Lungho (ca. 6400 m), 3. namenloser Sechstausender in Pakistan,
4. Lungho (6840 m).

6/7 AUSBLICK VOM GIPFEL DES KOH-E-JAMES (6160 m) im nördlichen Hauptkamm des Hindukush.
Links Uparisina, rechts der Ishmurch-Gletscher. Photo: Vilem Heckel.



8 KOH-E-PARISINA, ein prächtiger Berg im Hauptkamm des östlichen Hindukush. Links der Hauptgipfel (6210 m), rechts der Westgipfel. Photo: Vilem Heckel.

Am Abend schwarze Wolken und starker Wind, und wieder muß der Aufstieg um einen Tag verschoben werden.

Am 8. August um 3 Uhr früh brechen die vier Bergsteiger in zwei Seilschaften zur entscheidenden Tat auf. Es dämmt, als sie das von einem Riesenfelsblock geschützte Basislager verlassen. Der Anmarsch geht diesmal schneller, da der Schnee gefroren ist. Um 10 Uhr finden sie die Stelle, wo sie vor zwei Tagen ihr Material verstaubt haben. Auch diesmal können sie keine geeignete Lagerstelle finden, und es bleibt nichts anderes übrig, als eine solche herzurichten. Am 50 Grad steilen Hang hacken alle vier mehr als eine Stunde lang, um endlich eine Fläche für das Zelt zu bekommen. Wie ein Adlerhorst, knapp über einer senkrechten Felsstelle, ist dieses Hochlager. Der Blick hinunter gleitet über ein glattes Schneecouloir und einen Eisbruch zum sich verflachenden Terrain vor dem Ausgangslager. Einen Nachteil hat diese neue Lagerstelle: Bei jedem Schritt aus dem Zelt muß mit dem Seil gesichert werden.

Am 12. August um 3 Uhr morgens kocht unsere Vierergruppe große Vorräte an Tee, packt die Biwakausrüstung, den Proviant für drei Tage und verteilt Seil und Eisenzeug. Zuerst geht es auf einen scharfen Schneeegrat mit hohen, Zierspitzen gleichenden Wächten. Links schweift der Blick mehrere hundert Meter die Nordwand hinunter, rechts über zerklüfteten Fels und steilen Eishang, ohne einen Ruhepunkt zu finden. Der Schneeegrat wird bald unbegehrbar und zwingt, an heikle Felsstellen der Flanken heranzugehen. Lockerer Schnee führt gelegentlich zu gefährlichen Situationen. Es geht viel Zeit mit gegenseitiger Sicherung verloren.

Nach zwei Stunden wird die große, stellenweise überhängende Felsstufe erreicht. Sie kann nicht umgangen werden und bildet tatsächlich die Schlüsselstelle zum Gipfel.

Der erste muß auf steilen Eisstellen mit angewehem Schnee Stufen schlagen. Als er zum Fels kommt, zeigt sich dieser wenig freundlich. Die stufenartigen schmalen Vorsprünge, Risse und Spalten sind mit wässrigem Eis ausgefüllt, was das Einschlagen der Haken erschwert, da vorerst das Eis entfernt werden muß. Es geht nur langsam weiter. Manches erinnert an die Schwierigkeiten der Matterhorn-Nordwand, doch liegt diese Stelle 2000 Meter höher über dem Meer. Der Schwierigkeitsgrad mag der fünfte sein.

Um die Mittagszeit tauchen plötzlich wieder Wolken auf, und ein leichter Schneefall setzt ein. Den Bergsteigern wird die Notwendigkeit eines raschen Durchstieges der Felsstufe bewußt, um nachher noch Zeit zur Vorbereitung einer Biwakstelle zu haben. Aber die Schwierigkeiten nehmen nicht ab. Oft

müssen die Rucksäcke aufgeseilt werden, ununterbrochen werden Haken eingetrieben, wird Eis entfernt. Um einen Rückzug offenzuhalten, werden an schwierigen Stellen fixe Seile zurückgelassen. Zuletzt endet der Fels in einem Überhang, und nach glücklicher Umgehung findet sich unerwartet ein idealer Lagerplatz. Mit großer Erleichterung werden die Lasten zur Erde geworfen. Ein harter Tag neigt sich dem Ende zu.

Leider wird die richtige Freude an diesem Teilerfolg durch das sich verschlechternde Wetter getrübt. Leichte, wärmeres Wetter verratende Schneeflocken kleben sich an die Kleidung. Die Lage wird bedenklich. Erfahrungsgemäß wäre es gut, die restlichen zwei Tagesstunden noch auszunützen. Absteigen? Aber das Wetter kann am nächsten Tag wieder gut sein. Die schwierigste Stelle ist überwunden, und es braucht noch einen einzigen Tag, um den Gipfel zu erreichen. Es wird hin und her beraten. Vernunftmäßig wäre es wohl richtig abzustiegen; doch am Ende aller Erwägungen fällt der Entschluß zu bleiben, trotz dem Risiko, das damit eingegangen wird.

Der Morgen überrascht die Bergsteiger mit einer neuen, verzauberten Welt: Alles ist von einem milchigen Nebel umhüllt, die Schlafsäcke und was an den Eispickeln herumhängt, ist mit einer leichten Schneeschicht bedeckt, und es schneit weiter. Die Hoffnung auf einen Gipfelsieg schwindet. Ein weiteres Vordringen bei Schneefall wäre reiner Selbstmord.

Doch bleibt den Enttäuschten ein Trost: der Westgipfel. Ohne besonderes Risiko könnte er, ohne Rucksäcke, sicher in kurzer Zeit bestiegen werden. Tatsächlich ist es in einer Stunde soweit: Im dichten Nebel stehen sie auf dem Westgipfel auf 6020 m Höhe.

In einer weitem halben Stunde sind sie wieder zurück am Biwakplatz. Sie beeilen sich, denn der weitere Abstieg wird keine Kleinigkeit sein. Der Nebel und die unheimliche Stille drücken auf das Gemüt. Wenn die Umwelt so ganz und gar unsichtbar geworden ist, empfindet der Mensch die große Einsamkeit der Berge als schwere Last.

Als erster steigt Radan ab; seine Bewegungen im tiefen Neuschnee sind vorsichtig und langsam. Jozo sieht, wie tief sein Vordermann mit jedem Schritt einbricht und lockert Stückchen um Stückchen das gespannte Seil. Eine tiefe Trittspur entsteht zwischen den beiden. Der Hang wird immer gefährlicher. Da entschließt sich Radan, dem drohenden Lawinenabgang etwas nachzuhelfen. Querend schneidet er den Hang an, steigt oberhalb der Spur ein wenig höher und springt gesichert gegen die Mitte des Anschnitts stark auf – ein dumpfer Ton, und der Hang verschwindet unter seinen Füßen. Mit einem heftigen Ruck

spannt sich das Seil. Aus der Nordwand taucht dröhnend und durch den Nebel leicht sichtbar das Weiß einer Schneewolke auf. Es ist gelungen, und erleichtert atmen sie auf.

Durch die steile Felsgratstufe wird abgeseilt. Endlich sind alle wieder unter dem großen Felsgratzahn. Bis zum Basislager ist noch ein etwa 800 Meter langer steiler Hang zu begehen. Die Gefahr eines Schneerutsches ist bei dem vielen Neuschnee groß. Alle trachten möglichst senkrecht abzusteigen. Ein vorsichtiges Tasten mit den Füßen beginnt, anstrengend bei der tiefen Spur. Keiner spricht ein Wort, jeder ist bestrebt, der Gefahr so rasch wie möglich zu enteilen. Mit bis zum äußersten angespannten Nerven werden die steilsten Stellen überwunden; endlich werden dunklere Flächen im Nebel sichtbar: die Felsrippe, die sicher zum Lager führt. Noch selten ist ein verschneiter Fels mit dankbareren Gefühlen betreten worden. Fast taumelnd sinken sie zu Boden, wie es sich gerade trifft, nicht einmal die Rucksäcke nehmen sie ab. Nur Heckel, der Photomann, nimmt seine Kamera zur Hand und fotografiert in zähem Pflichtbewußtsein.

Der Scheitel des Uparisina bleibt einstweilen noch unbetreten. Erst nach einer Schlechtwetterperiode von 16 Tagen können die Bergsteiger wieder an einen zweiten Anstiegsversuch denken. Diesmal machen sich nur drei im Basislager bereit: Kuchar, Psotka und Matras. Der Photograph hat sich einer anderen Gruppe angeschlossen. Die Zeit drängt, noch fünf Tage stehen für dieses Unternehmen zur Verfügung, dennoch gehen sie ruhig und ohne Hast an ihr Vorhaben. Geht es doch nicht mehr ins Ungewisse, der Berg hat ihnen manches verraten, und sie sind in guter körperlicher Verfassung. Am 26. August wird noch bei Dunkelheit aufgebrochen. Um 8 Uhr haben sie schon eine Höhe von 5500 Metern erreicht. Die Felsgratstufe wird diesmal in viel kürzerer Zeit überwunden, da die fixen Seile den Aufstieg erleichtern. Auf dem alten Biwakplatz lassen sie den größten Teil ihrer Vorräte zurück und setzen den Anstieg bis knapp unter den Westgipfel fort, wo das erste Biwak eingerichtet wird. Der Himmel ist klar, nur in weiter Ferne hängt eine Wolkenbank. Allem Anschein nach wird das gute Wetter einige Tage anhalten.

Am nächsten Morgen beginnt der entscheidende Zeitabschnitt für den Gipfelanstieg. Bis dahin ging noch alles ziemlich kräfteschonend, nun aber wird alle Energie zum Einsatz gebracht werden müssen. Bis auf einen Biwaksack und den Kocher bleibt alle Ausrüstung zurück.

Bald stehen die drei zum zweitenmal auf dem Westgipfel. Milos bindet die dort angebrachten Wimpel des Gastlandes und der Tschechoslowakei wieder los,

steckt sie in den Rucksack, und weiter geht es ins Unbekannte. Der lange, messerscharfe Grat hat zahlreiche, zum Teil mit Eis bedeckte Felstürme, die im Wege stehen. Die Seilschaft bewegt sich bald auf der Gratschneide, bald in der südlichen oder in der eisgepanzerten nördlichen Flanke. Oft verliert an besonders gegliederten Stellen einer den andern aus den Augen, und jeder ist sich bewußt, was ein Ausrutschen, trotz sorgfältiger Sicherung, für zeit- und kraftraubende Komplikationen bringen würde.

Eine schlanke, besonders schwierige Felsnadel aus Granit mit einer Eiskappe muß direkt überklettert werden, da sich jede Umgehung als unmöglich erweist. Dann wandelt sich der Grat mehr und mehr in reine Eisabschnitte mit Gratspalten, wo die Eishakenschrauben gute Dienste leisten. Wo loser Neuschnee aufliegt, geht es nur langsam vorwärts.

Endlich wird der eisige Grat breiter und runder, schwingt sich aber immer steiler empor, um in einen kuppelartigen Hang überzugehen. Der Pickel versinkt im locker aufliegenden Schnee bis zur Haue. Der Vorgehende muß mit beiden Füßen ein tiefes Loch feststampfen, um eine fragwürdige Sicherung für den Nachkommenden herzustellen. Dann neigt sich der Hang zurück, wird langsam wieder zu einer übersichtlichen Gratstelle und geht ostwärts wieder hinunter... Radan Kuchar, Jozo Psotka und Milos Matras sind auf dem Gipfel des *Uparisina*, dort, «wo der Vogel nicht hochkommt». Der Höhenmesser zeigt auf 6260 m. Es ist der 28. August 1965.

KLETTEREIEN IM AFGHANISCHEN HINDUKUSH

Cambridge-Hindukush-Expedition 1966

Bevor Eric Newby seinen heiteren Bericht über einen «kleinen Spaziergang» verfaßte, den er 1953 mit Hugh Carless durch den Hindukush und Nuristan unternahm, wußten nur wenige Briten um die unendlichen Möglichkeiten, die die mächtigen, abgelegenen Gebirgsketten zwischen Chitral und Kabul bieten. Die immer noch große Zahl von unbestiegenen Himalaya-Riesen zog die Expeditionen begreiflicherweise mehr an, und man interessierte sich kaum für kleinere Bergsteigergruppen, die weniger hohe Gipfel von 5800 bis 6700 Meter bestiegen, obwohl diese Berge zu Hunderten auf ihre Erstbesteiger warteten. So gut stehen die Dinge heute nur selten. Während des Sommers 1965 war ich noch in der glücklichen Lage, mit einer Bergsteigergruppe aus Cambridge im Kishtwar-Gebiet in Kashmir, einem kleinen Sektor der westlichen Himalaya-Ausläufer, unterwegs zu sein, in einem Gebiet, das nur wenige kleine Expeditionen erkundet haben. Ob ich im folgenden Sommer in Afghanistan Glück haben würde, schien weniger sicher. Die hauptsächlichste Erkundungsarbeit war geleistet, von den wichtigsten Gebieten gab es ziemlich zuverlässige Kartenskizzen. Das Massiv war von vielen Expeditionen von wenigstens drei wichtigen Ausgangspunkten her angegangen worden: dem Panjshir-, dem Kokcha- und dem Bashgal-Tal aus, und die höchsten Gipfel, nämlich der Koh-e-Bandakor, der Koh-e-Jumi und der Mir Semir, waren bereits bestiegen. Mit jedem Jahr nahm die Zahl der Expeditionen zu, die sich eifrig auf die kleinsten Täler und jede noch nicht kartographierte Gegend stürzten, die sie finden konnten. Und während unserer Planungs- und Vorbereitungszeit im Jahre 1965 verging keine Woche, ohne daß wir von neuen europäischen Expeditionsvorhaben hörten, die den afghanischen Hindukush zum Ziele hatten. Durch den tragischen indisch-pakistanischen Konflikt von 1965 rückte Afghanistan noch mehr in das allgemeine Blickfeld, und zwar so, daß wir ein Zusammentreffen mit einer anderen Hindukush-Expedition allen Ernstes in Betracht ziehen mußten.

Im November 1965 besprach ich mit John Ashburner, der damals Sekretär des Alpenklubs der Universität Cambridge war, den Plan, mit ihm zusammen

eine sehr kleine und locker organisierte Expedition nach Afghanistan zu unternehmen. Sie sollte eine gewisse Beweglichkeit behalten, was bei einer großen Zahl von Trägern meist unmöglich ist, und keine langwierige und allzu detaillierte Organisation benötigen. Wir kamen überein, es zu wagen, hielten es aber für richtig, unserem kleinen Team noch einen weiteren Kameraden beizufügen, um die Möglichkeit zu haben, auch höhere Berggipfel angehen zu können. Paul Newby hatte im vorigen Jahr mit John in der türkischen Ala-Dag-Kette verschiedene Bergfahrten unternommen. Er vervollständigte unsere Equipe auf das allerbeste. Wir planten eifrig bis Anfang Juni und starteten dann von Cambridge aus sehr wagemutig in einem zehn Jahre alten Land-Rover, der in eher zweifelhaftem Zustand war.

Nach Kabul waren es 7500 Kilometer, was drei Wochen entsprach und in bezug auf Distanz und Zeit genügte, um uns an das unregelmäßige Nomadenleben zu gewöhnen, das wir in den Bergen führen würden. Die Reise durch Europa, die Türkei, Iran und Afghanistan ist in den letzten zehn Jahren bedeutend weniger mühsam geworden; heute sind nur mehr 800 Kilometer unbeschottet, und bald werden schnelle Lastwagen Ausrüstung und Teilnehmer bedeutend rascher und billiger transportieren können.

Kabul macht den Eindruck einer ausgesprochen vernachlässigten Stadt, was wahrscheinlich nicht so sehr auf das eigenartige Fehlen von großartigen Moscheen oder anderen baulichen Wahrzeichen zurückzuführen ist als vielmehr auf seine außerordentlich heikle und exponierte Lage zwischen Indien und dem persischen Reich. Wie dem auch sei, wir verlebten dort eine sehr angenehme Woche, erledigten Reiseformalitäten, wechselten Geld und ergänzten unsere Lebensmittelvorräte. Wir sind der afghanischen Regierung und der Touristen-Organisation für die rasche Abwicklung der amtlichen Geschäfte sehr zu Dank verpflichtet.

Eine neue russische Straße, die weiter nördlich bis zur Grenze führt – für die Kommunisten die zuverlässigste Verbindung mit Kabul –, kam uns während der 60 Kilometer bis nach Charikar vor wie eine Autobahn, verglichen mit der gewundenen und abschüssigen Piste, der wir bald darauf zu folgen hatten. Denn nach dieser relativ luxuriösen Straße zweigten wir nach rechts ab, in die erste Schlucht des mächtigen Panjshir-Tales. Das Ende der Straße war nur 60 Kilometer entfernt. Diese kurze Strecke bedeutete fünf Stunden kitzlicher Fahrt, die uns mit den Tücken einstürzender Brücken und überladener Autobusse afghanischer Eigenkonstruktion bekannt machte. Die Gegend ist öde. Nur in den Dörfern gibt es dank kunstvoll angelegter Bewässerungskanäle Bäume und gelegentlich sogar Maulbeerhaine. Die Häuser bestehen aus Stroh und Lehm, die

seltenen und kostbaren Baumstämme werden für den Brückenbau aufbewahrt. Im Hindukush gibt es offensichtlich keinen Monsun.

Das Sträßchen schlängelte sich weiter durch abgelegene Dörfer, bis uns schließlich die Bewohner von Ghonju endgültig anhielten. Sie überzeugten uns davon, daß es keinen Zweck habe weiterzufahren, da sich die Straße nach der nächsten Abbiegung verliere. Sie schlugen uns vor, unsern Gepäcktransport zu organisieren. Gleich darauf erschien ein kleiner Mann mit einem runden Käppchen auf dem Kopf und überbrachte uns einen Zettel mit den Mietpreisen für Pferde. Seine Zahlen entsprachen ziemlich genau der Summe, um die man uns zu markten empfohlen hatte. So war denn der Handel bald abgeschlossen. Der Malik (Anführer) führte uns nun zum Dorf, wo man uns im Schatten des Maulbeerhains mit Tee und hartgekochten Eiern bewirtete. Später wurden wir seinem Bruder Amiramad vorgestellt, der uns mit fünf anderen Männern nach dem südlich von Iskarzer gelegenen Darrah-e-Abi, dem «blauen Tal», führen sollte, wo wir eine Gruppe von unbestiegenen Gipfeln zu finden hofften. Amiramad versicherte uns, daß die Darrah-e-Abi-Berge sogar höher seien als der 6100 Meter hohe Mir Semir und bekräftigte seine Aussage mit weitschweifenden Armbewegungen.

Am andern Tag setzte sich unser kleiner Zug von sechs Pferden in Bewegung. Ein kurzer Halt, um Ersatzhufeisen und Nägel zu beschaffen, und schon verließen wir endgültig die Straße. Ganz unerwartet betraten wir die zweite Panjshir-Schlucht und nahmen damit Abschied von der Zivilisation. Wir hatten die Schlucht zwar am frühen Nachmittag betreten, sahen aber bei einbrechender Dunkelheit noch keinen Ausgang. So waren wir gezwungen, unsere erste Nacht im Schutze einer zerfallenen Hütte zu verbringen, die hoch über dem stillen Panjshir-Fluß auf einer steilen, trockenen Alp lag. Wir schliefen während des ganzen Anmarsches im Freien. Das Wetter war schön und beständig, nachts regnete es ein einziges Mal. Der harte Boden und die klare, kalte Luft ließen uns bedeutend ruhiger schlafen, als es uns später, zusammengedrängt in einem viel zu kleinen Zelt, möglich war.

Der Pfad, dem wir die nächsten acht Tage folgen sollten, ist ein kleiner Teil eines unendlich langen Handelsweges, der Persien mit Tibet verbindet. Das, was sich heute darauf abspielt, ist nur ein Bruchteil des sehr bedeutenden Verkehrs früherer Jahrhunderte. Einzig die Breite des immer noch gut ausgetretenen Pfades zeugt von den großen Karawanen vergangener Zeiten. Über der zweiten Schlucht liegt das Parian-Tal. Eine prächtige Folge von hochentwickelten Dorfgemeinschaften führt zum 4270 Meter hoch gelegenen Anjuman-Paß, einer

berühmten Wasserscheide, die die Quellgebiete des Indus von denen des Oxus trennt.

Diese ersten Anmarschtage waren von entscheidender Bedeutung. Wir mußten unter allen Umständen so rasch wie möglich die Leistungsfähigkeit, die Eigenheiten und die Sprache unserer Leute kennenlernen. Ferner hatten wir einen Tagesplan aufzustellen, worin die Gebetszeiten sowie die Halte für das Ordnen der Traglasten und die unumgänglichen Teepausen in den Dörfern vorgesehen waren. Wir konnten nur dann ein vernünftiges Tempo einhalten, wenn wir mit unseren Leuten, soweit es unsere geringe Erfahrung erlaubte, zusammenarbeiteten. Andererseits mußten wir ihnen klar und deutlich zu verstehen geben, daß wir weder Zeit noch Geld zu verschwenden gewillt waren. Unsere anfängliche Ahnungslosigkeit führte zu mehreren gefährlichen Meutereien. Doch diese unangenehmen Episoden gaben uns Gelegenheit, die Taktik des Feilschens zu üben und unseren elementaren Wortschatz in Farsi zu erweitern. Meist setzten unsere Leute ihren Willen durch; wir waren wohl zu jung, um unsere Autorität geltend zu machen.

Die Pferde rutschten gefährlich auf dem kurzen Schneehang unterhalb des Anjuman-Passes und kamen weiter unten im steilen Geröll nur langsam vorwärts. Vor uns lag das Anjuman-Tal in seiner ganzen unermeßlichen Weite. In der Ferne hoben sich die scharfen Umrisse des Bandakor gerade noch deutlich genug ab, um gegen den weißlichen Himmel erkennbar zu sein. Am frühen Nachmittag trafen wir im Dorf Anjuman ein. Wir unterbrachen mit unserer Ankunft eine Dorfversammlung, die unsertwegen sogleich verschoben wurde. Der Malik führte uns in seinen mit Teppichen sorgfältig ausgelegten Gästeraum und brachte eine wunderschön verzierte Teekanne herbei, zahllose Porzellantassen und eine große Menge von Broten. Wir sprachen so gut es unsere begrenzten Farsi-Kenntnisse erlaubten, und Shorebadal nahm die lange Geschichte unserer Reise, die er sogleich zu hören gewünscht hatte, mit Interesse auf.

Nach Anjuman wurde der Weg beim Eingang einer weiteren Schlucht zusehends schlechter, und etwa hundert Meter weit konnten die Pferde nur noch halbe Lasten tragen. Als wir den schwierigsten und eindrucklichsten Teil der Schlucht hinter uns hatten, entdeckten wir, daß keine Brücke über den Anjuman führte und wir gezwungen waren, den wilden und mächtigen Fluß zu durchwaten. Viermal mußten ihn die Tiere durchschreiten, um unsere ganze Ausrüstung sicher ans andere Ufer zu schaffen. Iskarzer lag jetzt nur noch einige Marschstunden entfernt.

Im Laufe unseres Abstiegs durch das Anjuman-Tal trat immer deutlicher zutage, daß zwischen den Panjshiris und den Iskarzaris sehr schlechte Beziehungen



9 BLICK VOM MIR SAMIR-MASSIV (5809 m) von Rast Darrah aus (afghanischer Hindukush).
Photo: Henry Edmundson.



TO SARAGHRAR PEAK I (7349 m). Im Vordergrund der Darban-Gletscher. Photo: Marcus Schmuck.

herrschten. Wir waren daher nicht überrascht, als unsern Pferdeführern in Iskarzer ein sehr kühler Empfang zuteil wurde und sich sogleich ein heftiger Wortwechsel entwickelte. Die Iskarzaris bestanden darauf, daß die Panjshiris sogleich umzukehren hätten, um den Transport unserer Ausrüstung nach Darrah-e-Abi den Bewohnern dieser Gegend zu überlassen. Wir willigten nur zögernd ein. Amiramad und seine fünf Leute wurden in Eile ausbezahlt und fortgeschickt. Als sie uns so plötzlich verlassen hatten, fühlten wir uns recht einsam. In diesen acht Tagen hatte sich ein sehr gutes Einverständnis zwischen uns und den Panjshiris gebildet. Unsere neuen Gefährten dagegen sahen wie hinterhältige Räuber aus, und das waren sie denn auch.

Für den schwierigen Weg durch das Darrah-e-Abi-Tal zogen sie Esel den Pferden vor, und da sie sich an die einfache Regel hielten, daß ein Pferd zwei Eseln entspricht, nahm unsere Karawane mit einemmal eindrucklichere Ausmaße an. Dieses höchstgelegene Dorf, das der ganzen Talschaft den Namen gibt, war für unsern feierlichen Einzug bestens vorbereitet. Der afghanischen Sitte gemäß erhielt jeder seine eigene Teekanne, und das Nachgießen wollte kein Ende nehmen. Unsere einzige Möglichkeit, für eine so freizügige Gastfreundschaft zu danken, war, daß wir uns anboten, die Kranken des Dorfes aufzusuchen und zu behandeln. Da wir aber keinerlei medizinische Erfahrung besaßen, mußten wir uns meistens darauf beschränken, mit pathetischem Ritual Aspirin und andere harmlose Tabletten zu verteilen und bei neun von zehn Leiden auf die Diagnose zu verzichten.

Hier erfuhren wir, daß wir das eher zweifelhafte Privileg hatten, als erste Europäer in diesem Tal zu sein. Die mächtigen dolomitenartigen Felsspitzen, die unsere einsame Karawane nun zu beiden Seiten säumten, interessierten uns wenig. Am dritten Tag nach Iskarzer schienen wir endlich den höchsten Teil des Tales erreicht zu haben. Jenseits eines Sees, an einem Fluß, lag eine kleine Alp, die sich für unser Basislager recht gut eignete. Doch kamen uns die restlichen 300 Meter bis dorthin unüberwindbar vor. Unsere Männer blieben gelassen. Bald stolperten zehn Esel zwischen Felsblöcken einher, die ein paarmal so groß waren wie sie selbst. Einige Tiere brachen vor Erschöpfung zusammen, andere drohten beim Durchqueren des Flusses zu ertrinken. Der angenehme Zwölftagemarsch nahm damit ein dramatisches Ende.

Während sich im Basislager unsere beiden Lagerwachen Shir und Mirzor noch mit Einrichtungsfragen befaßten, fingen wir an, den Talabschluß zu erkunden, legten Vorratslager an und wählten Berge aus, von denen wir annahmen, daß sie ohne allzu großes Risiko von einer Dreierseilschaft bestiegen werden

könnten. Ein kleiner Unfall wäre hier etwas sehr Ernstes, ein ernsthafter Unfall eine Katastrophe. Oberhalb des Lagers verwendeten wir keine Träger, und so hatte jeder von uns mit ansehnlichen Traglasten fertigzuwerden. Da wir aber seit beinahe zwei Wochen zu Fuß unterwegs waren, fühlten wir uns trotzdem bald in Form, wenn auch nicht sehr gut akklimatisiert. Das anfänglich unsichere Wetter wurde besser, und da es hierzulande keinen Monsun gibt, hofften wir auf einen wolkenlosen Himmel während der ganzen Zeit unserer Besteigungen, eine Hoffnung, die sich voll und ganz erfüllt hat.

Als ersten Berg wollten wir den 5365 m hohen Pinnacle angehen, der sich geradewegs über dem Basislager erhob. Wir errichteten ein Lager auf einigen zerborstenen Felsplatten und brachen am nächsten Morgen früh auf, um den steilen Gletscher zwischen Pinnacle und Helmet zu überwinden. (Da keiner der Gipfel einen einheimischen Namen trägt, wählten wir englische Bezeichnungen, außer wenn sich ein Farsi-Ausdruck besonders gut dafür eignete.) Ein Zuschauer hätte leicht feststellen können, daß wir noch nie zusammen in Schnee und Eis gewesen waren. Wir benahmen uns höchst ungeschickt, machten mit den Steigeisen die ungeheuerlichsten Fehler und kamen nur langsam vorwärts. Beinahe hätte ich meine Kamerahülle verloren. Der Gletscher endete auf einem Paß, und wir erreichten den Gipfel über einen Grat mit einem kitzligen Eis- und Felsaufschwung. Von hier aus sahen wir einen gewaltigen, aber einfach zu ersteigenden Gipfel jenseits des Nebengletschers, auf dem sich unser Lager befand. Wir nannten ihn kurz entschlossen *Scramblers Peak* und bestiegen ihn am folgenden Tag. Nur an zwei Stellen seilten wir uns an. Als wir annahmen, noch mindestens eine halbe Stunde klettern zu müssen, befanden wir uns plötzlich ganz unerwartet auf dem Gipfel. Das Wetter war an jenem Tag außergewöhnlich klar, und wir schwelgten in der Freude, so rasch und leicht auf den Gipfel gelangt zu sein. Es war eine der Stunden, für die sich allein schon die ganze strenge Vorbereitungsarbeit für die Expedition gelohnt hatte. Im Nordosten sahen wir die TirichMir-Gruppe und ihre gigantischen pakistanischen Nachbarn; weiter im Norden lagen der Wakhan mit den dahinter liegenden russischen Gipfeln und die näheren afghanischen Gebirgsketten. Eine volle Stunde saßen wir da und genossen diese bezaubernde Welt. Die einzigen Wolken, die wir entdecken konnten, lagen weit im Südosten. Wir stiegen zum Biwakplatz und später am Abend zum Basislager ab, wo uns Shir zur Begrüßung Tee anbot und ein Murmeltier, das er zur Bereicherung des Speisezettels geschossen hatte.

Von Scramblers Peak aus sahen wir einen großen Berg wieder, der uns schon auf einer der ersten Erkundungstouren seiner Form und Lage wegen aufgefallen

war. Wir nannten ihn *Rast Darrab*, das heißt «rechte Talseite», und beschlossen, unsere Anstrengungen ganz auf seine Richtung und Höhe zu konzentrieren. Der Berg lag weit zurück in einem seitlichen Gletscherzirkus, zu dem auch ein scharfer, drei weniger hohe Gipfel verbindender Schnee Grat gehörte. Wir beschlossen, diese weniger anspruchsvollen Ziele zuerst anzugehen, um unsere Akklimatisation zu verbessern. Auf dem Abstieg vom 5480 m hohen Scramblers Peak waren wir nämlich bereits reizbar und streitsüchtig geworden. Es war vernünftiger, sicherzugehen und, solange das Wetter hielt, mit dem Rast Darrab zuzuwarten. Von einem Lager, das wir in der Nähe eines schon früher errichteten Vorratslagers aufgeschlagen hatten, gingen wir den Grat, der jetzt *Wave Peak* hieß, an. Eine steile Schneeflanke führte zum ersten Gipfel und von hier eine herrliche Traverse zu zwei anderen ungefähr 5425 Meter hohen Punkten. Der Abstieg direkt vom dritten Gipfel aus erwies sich als zu schwierig, so gingen wir über die gleiche Route zurück und beendeten diese außerordentlich schöne Hochgebirgsfahrt bei immer noch wolkenlosem Himmel. Am Abend feierten wir unsere Erfolge im Lager I mit drei Büchsen Bier. Die leeren Büchsen wurden sorgfältig aufbewahrt.

Wir brachen unser 4940 Meter hoch gelegenes Lager am Fuße des *Wave Peak* ab und trugen die 90 Kilogramm Ausrüstung zum Anfang eines Couloirs am Rast Darrab auf 5365 m.

Das Wetter war immer noch unbeschreiblich klar. Jeden Morgen und jeden Abend traten der mehr als hundert Kilometer gelegene Tirich Mir und andere noch fernere Gipfel deutlich hervor. Distanzen beeinträchtigten die Sicht in keiner Weise, man hätte die Horizontlinie aus Karton ausschneiden und vor unserer Nase einstecken können, es hätte kaum anders ausgesehen. Bei Sonnenaufgang erhielt jeder markante Punkt seine dreidimensionale Perspektive, die höchstens im Hitzedunst verschwand. An einem solchen Morgen, um 3 Uhr früh, machten wir uns bereit. Wir hatten auch von hier aus noch ziemlich schwer zu tragen, um für ein eventuelles Biwak beim Abstieg ausgerüstet zu sein.

Ich führte über sieben Seillängen in direkter Linie durch das Couloir hinauf und übergab die Führung Paul etwa um 9 Uhr. Es war ein ermüdender und ununterbrochener Steilhang aus unregelmäßigem Eis und Firn von durchschnittlich 45 Grad. Wir hatten uns inzwischen aufeinander eingespielt. Wir wußten, was wir voneinander erwarten konnten, und kamen dementsprechend regelmäßig voran. Paul führte weitere sieben Seillängen über sehr steile Hänge zwischen dem ziemlich zersplitterten Gipfelgrat und einem prachtvollen Hänge-

gletscher. Der Schnee wurde in der zunehmenden Hitze weicher, und unser Tempo nahm ab. Um 2 Uhr nachmittags war immer noch nichts vom Gipfel zu sehen. Wir hielten Mittagsrast auf einem Absatz zwischen der abschüssigen Ostflanke und den Hängen, über die wir aufgestiegen waren, und errichteten ein Depot mit unserem gesamten Biwakmaterial. Dann führte John weiter. Nach sieben Seillängen kam er zehn Meter vom Gipfel entfernt heraus, ein unerwarteter und plötzlicher Ausstieg. Nun folgte noch eine kurze, heikle Passage auf den vorderen Steigeisenspitzen.

Rast Darrah war in der Tat der höchste Berg des Darrah-e-Abi-Gebiets. Unser ausgemusterter Höhenmesser zeigte ungefähr 6100 Meter. Wir saßen auf dem Gipfel, staunten einander an und fotografierten endlos in die Runde, um alle Berge auf den Film zu bannen – und John, der in großen Zügen aus einer leeren Bierbüchse «trank». Um 17 Uhr traten wir den Abstieg an und erreichten um 18 Uhr unseren Biwakplatz auf 5880 Meter. Eine merkwürdige Mischung aus Suppe und einem Fleischgericht ergab das Nachtessen, und bald darauf schliefen wir fest unter den Sternen. Am späten Morgen des nächsten Tages stiegen wir weiter ab. Der Schnee war weich und gefährlich, und der Abstieg dauerte so lange wie der Aufstieg. Gänzlich erschöpft kamen wir im Lager II an.

Es war nun der 2. August, und der Höhepunkt unserer Besteigungen war eindeutig erreicht. Wir fühlten weder ein Bedürfnis, noch sahen wir irgendeinen Grund dafür, weniger hohe Berge von etwa 5500 Meter zu besteigen. Es gab noch andere verlockende Ziele, die wir schon lange vorher ins Auge gefaßt hatten. Langsam stiegen wir zum Basislager ab, wo wir eine Woche mit Essen und Schreiben verbrachten, überflüssige Vorratslager auflösten und den Rücktransport aus dem Hindukush organisierten. Wir hatten die Absicht, zum Anjuman-Paß zurückzukehren, aber nicht nach Parian, sondern nach links in ein Seitental namens Kirawagu aufzusteigen und mit den Lasttieren nach Nuristan hinüberzuziehen, einem sehr abgeschlossenen und eigenartigen Gebiet im Süden. Wir hofften, von unterhalb einer größeren nuristanischen Siedlung namens Pushal aus über den Arayu-Paß wieder nach Panjshir zurückzukehren.

Als wir unsere Pläne Shir und Mirzor unterbreiteten, zeigten sie sich auf eine höfliche Weise begeistert und durchaus bereit, uns bis ans Ende unserer Reise zu begleiten. Ihre stillschweigende Zustimmung weckte unseren Verdacht, und als sie uns in Iskarzer in die Obhut ihrer zwei Brüder gaben, wurde uns klar, daß unsere phantasievollen Pläne mindestens teilweise scheitern würden. Zu den beiden Brüdern gesellten sich Ordina, ein reizbarer, schwerfälliger Idiot, der einen beinahe ebenso blöden Esel besaß, und Mullah.

Unsere neuen Eseltreiber überraschten uns vorerst, als sie die Tiere zu den Hügeln hinaufführten, die das Anjuman-Tal begrenzen. Die Esel waren wahrscheinlich nicht imstande, den Anjuman-Fluß zu durchwaten. Wir nahmen eine ganz neue Route nach Anjuman, was um so erstaunlicher war, als dieser Weg bis jetzt nie erwähnt wurde. Der Pfad blieb hoch oben, überwand drei 3350 Meter hohe Pässe und führte durch zwei idyllische, gänzlich abgeschlossene Dörfer, Rubakhan und Yamak. Nach den bedrückenden Schluchten war es eine herrliche Abwechslung, und wir erreichten schließlich Anjuman in zweieinhalb Tagen.

Der Malik war abwesend, und das Dorf schien ihm gefolgt zu sein. Die Erinnerung an unser Fest war zwar noch lebendig, aber die Festfreude schien verlorengegangen zu sein. Man gab uns Tee und Brot und ließ uns ziehen. Wir kannten nun die Gegend und waren dadurch besser in der Lage, die Tagesstrecke zu bestimmen. Kurz nachdem wir Anjuman verlassen hatten, begegneten wir einer schwerbewaffneten Reitergruppe. Sie eskortierte einen Edelmann, der eine gänzlich verschleierte Frau hinter sich auf dem Pferd sitzen hatte. Wir nahmen an, daß er sie soeben gekauft haben mußte, aber es war nicht jene Art von Reisegesellschaft, die man anhalten konnte, um seine Neugier zu befriedigen. Die Gruppe stob majestätisch an uns vorbei. Für jene Nacht schlugen wir unser Lager an den Ufern des Anjuman-Sees auf und erwischten trotz einer eher primitiven Ausrüstung vier große Forellen, die das Nachtessen ergaben.

Wie wir schon befürchtet hatten, weigerten sich unsere Leute geradewegs, das Kirawagu-Tal zu betreten. Sie waren zwar gezwungen, uns zu folgen, als wir die Tiere selber aufwärts führten, erklärten aber, es sei für die Tiere unmöglich, den Übergang nach Nuristan zu bewältigen. Überdies bezeichneten sie alle Nuristanis als Ungläubige und Mörder und gaben ihren Gefühlen für sie Ausdruck, indem sie mit dem Zeigefinger über die Kehle fuhren. Es wäre in der Tat schwierig gewesen, die Tiere hinüberzuführen. Der Paß lag 5000 Meter hoch, und eine sehr schwierige Felspartie von hundert Metern wäre zweifellos auch für unsere Esel zuviel gewesen. Wir einigten uns, die Tiere zurückzulassen, und überquerten als erste Europäer den Kajau-Paß. Die Nuristanis erwiesen sich nicht nur als Moslems, sondern auch als außerordentlich gastfreundliche und interessante Leute.

Nuristan ist vom übrigen Afghanistan aus sehr schwierig zu erreichen. Von Süden her erschweren Schluchten den Zugang, im Norden liegt der höchste Kamm des Hindukush. Die Nuristani unterscheiden sich ethnologisch gesehen stark von ihren Nachbarn von Tadschik und weisen in ihrem Äußern sowohl indische als auch osteuropäische Züge auf. Die Bewohner der höchstgelegenen

Weiden bereiten ihr Brot in ähnlicher Weise zu, wie man «chapatti» macht, und hier sahen wir auch die erste orientalische Wasserpfeife, seit wir die Fahrstraße verlassen hatten. Die Unterschiede in Rasse und häuslichen Gewohnheiten zwischen diesen Menschen und unseren Eseltreibern waren offensichtlich, und Abdul und Nazir, die uns über den Paß begleitet hatten, schienen sich nicht weniger für ihre neu entdeckten Nachbarn zu interessieren als wir.

Als wir uns anschickten, einige Tage in Nuristan zu bleiben, mußten wir zu unserem großen Verdruß feststellen, daß uns 5000 Afghanis (etwa 25 Pfund) fehlten und wir noch knapp genug besaßen, um unsere vier Leute zu bezahlen. Der geplante Besuch in Pushal war damit ausgeschlossen, und wir mußten bereits am nächsten Morgen zurückkehren. Eine bittere Enttäuschung!

Vom 18. bis zum 21. August gingen wir über den Kajau-Paß zurück, nach Kirawagu hinunter, über den Anjuman-Paß und dem Parian entlang. Mit unseren Iskarzaris kamen wir bedeutend rascher voran als mit den Panjshiris. Sie waren fröhlicher, arbeitsamer und auffallend selbständig. Die Landschaft war jetzt öder als bei unserer Hinreise. Auf den Bergen war der meiste Schnee geschmolzen, und die Flüsse führten viel weniger Wasser. Weiden, die vorher in frischem Grün prangten, waren nun braun und nutzlos. Nomadenfamilien verließen mit ihren vielköpfigen Ziegenherden und langen Kamelzügen die Berge, um in die wärmeren Ebenen hinunterzuziehen.

Spät in der Nacht erreichten wir Ghonju und erwischten am frühen Morgen des nächsten Tages einen Autobus nach Kabul. Abdul, Nazir, Ordina und Mullah waren immer noch bei uns. Sie wollten ihren Lohn in der großen Hauptstadt ausgeben. Wir trennten uns an der Autobushaltestelle von Kabul. Wie wenig interessant würde die Rückreise im Land-Rover nun sein.

DARBAN ZOM, Q6 UND M9

Salzburger Hindukush-Expedition 1965

Die Hochtouristengruppe der Österreichischen Alpenvereins-Sektion Salzburg führte im Dezember 1964 eine «Internationale Hindukush-Tagung» durch. Die Bergsteiger von neun Nationen schilderten ihre Tätigkeit in diesem asiatischen Gebirge. Ohne Zweifel ist dieses Gebiet ein Wetterwinkel des politischen Weltgeschehens. Der Wakhan-Korridor, ein schmaler afghanischer Landstreifen, begrenzt den Hohen (östlichen) Hindukush im Norden. Die Grenzen von Tibet, Kashmir, Pakistan und Afghanistan treffen sich in diesem Hochgebirge.

Auf dieser Tagung wurde auf die noch unerstiegenen 7000 Meter hohen Gipfel des Hindukush hingewiesen. Mehrere Nationen – eine tschechische, zwei deutsche, eine italienische und drei österreichische Gruppen – bereiteten im Jahre 1965 einen Ansturm auf die begehrenswerten Ziele vor. Der Kashmirkonflikt und andere Umstände ließen nur drei Gruppen auf Gipfel der Siebentausender gelangen. Wir befanden uns unter diesen Glücklichen. Vier Siebentausender warten nach dem sogenannten großen Aufschließungsjahr noch auf ihre Erstbegeher.

DIE VORBEREITUNGEN

Mit dem Gedanken, eine Expedition durchzuführen, beschäftigt man sich ein bis zwei Jahre im voraus, je nach der Größe der geplanten Unternehmung. Auf jeden Fall hat man es gegen das Ende zu immer eilig.

Wegen der unsicheren Verhältnisse in Pakistan empfiehlt uns unsere Botschaft in Karachi unmittelbar vor der Abreise eine Verschiebung. Ein Mitglied unserer Mannschaft kann wegen des plötzlichen Todes seines Vaters die Reise nicht mitmachen. In den letzten Wochen und Tagen gibt es täglich etwas Neues: Meldungen über Grenzverletzungen im Raum Lahore, Unruhen entlang der pakistanisch-indischen Grenze. Die Abreise steht seit Wochen fest und ist für den 24. August 1965 vorgesehen. Ich ändere die gebuchten Flüge nicht, obwohl ich mich frage, ob es richtig sei, unter solchen Umständen abzureisen.

DIE ANREISE

Mit einer DC8-Düsenmaschine der KLM fliegen wir von Frankfurt über die Alpen nach Rom und von dort nach Beirut. Über dem Persischen Golf zeichnet sich der neue Tag ab. In 10 000 Meter Höhe erleben wir den Sonnenaufgang, während das Meer noch dunkel unter uns liegt.

Mit leichtem Herzklopfen lande ich in Karachi. Es ist das dritte Mal, daß ich nach Pakistan komme. Mein Freund William Geoghegan, seit mehr als zehn Jahren Mitglied der Österreichischen Botschaft in Karachi, erwartet uns am Flughafen. Mit seiner Hilfe und der Unterstützung der KLM werden wir mit unserer Luftfracht schnell abgefertigt. Am folgenden Tag fliegen wir nordwärts über Rawalpindi nach Peshawar. Am Flughafen stehen zwei Jeeps, die wir für unsere Weiterreise über das Büro der KLM in Salzburg bestellt haben! Nach fünf Stunden beginnt die Jeepfahrt. Drei Mann und 200 kg Gepäck auf einem Fahrzeug! «207 Meilen nach Chitral» lesen wir bei der Ausfahrt aus Peshawar. Von dort wollen wir noch 150 Kilometer nordwärts.

Beim Eintritt in die Provinz Swat passieren wir eine erste Kontrolle: Name, Ziel und Zweck der Reise wird eingetragen. Zweite Kontrolle in Chakdara, wo uns ein Soldat mit Gewehr mitgegeben wird, weil die Fahrt durch die Provinz Dir nicht sicher sein soll. Hinter dem Ort Dir steigt der Weg bis zum 3200 Meter hohen Lowaripaß ständig an. Bis zum Paß fahren normale Lastwagen, während auf der Chitralseite nur kleinere Fahrzeuge zu finden sind. Am Paß empfängt uns ein kalter Wind. Steil führt der schmale Weg in vielen Windungen in das Chitraltal. An einigen Stellen liegt Lawinenschnee auf dem Fahrweg. Auf der Nordseite des Lowaripasses gibt es Nadelwälder. Wir treffen auf viele Holzarbeiter. Auf der Schulter und mit Kamelen wird das Holz auf die Paßhöhe zum Weitertransport gebracht.

IM KÖNIGREICH CHITRAL

Die Weiterfahrt für das letzte Wegstück beginnt um 12 Uhr. Besuch beim Political Agent (Landeshauptmann) von Chitral, Meldung bei der Polizei, Versand von Kartengrüßen. Etwa 60 Kilometer fahren wir noch mit dem Jeep. An vielen Stellen halten wir uns absprungbereit. Der schmale Weg in der engen Schlucht hängt wie ein Band an den steilen Schroffen. Das ganze Tal ist vom Rauschen des Mastuj-Flusses erfüllt, der sich tief unter uns durch das Tal zwängt.

Vor der Ortschaft Reshun ist der Weg abgerutscht, und die gewagte Jeepfahrt ist zu Ende. Mit Hilfe von Eseln und Trägern gelangen wir in zwei Tagesmärschen über den 3800 Meter hohen Zanipaß zu den beiden letzten Siedlungen, Shagram und Lasht, auf 2800 Meter Höhe.

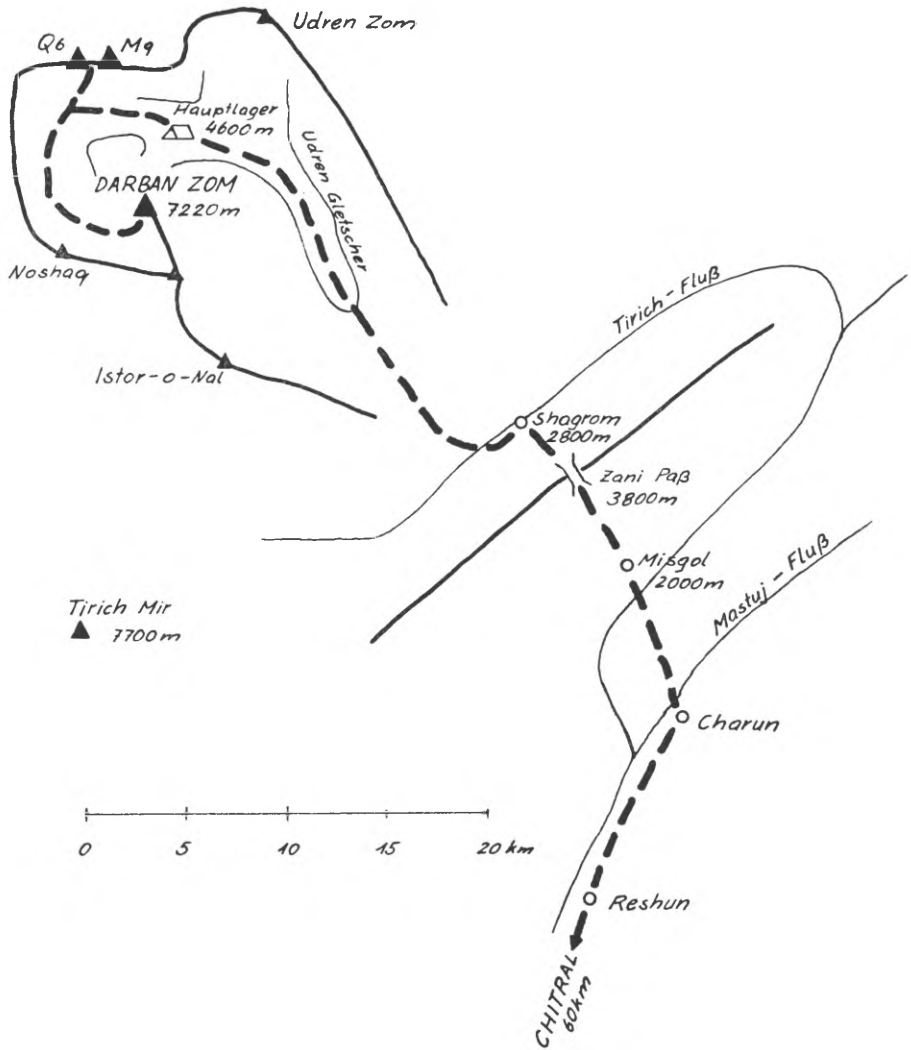
Ein Einheimischer bringt uns die Nachricht, daß der Tirich-Mir-Nordgipfel (7059 m) von einer Gruppe versucht werde. Mit uns sind drei Bergsteiger aus Meran, die diesen Berg zum Ziel hatten. Wir laden sie ein, mit uns zu gehen. Im Darbankessel gibt es noch zwei unerstiegene Siebentausender, also für jede Gruppe einen.

Jede Gruppe wird von acht Trägern begleitet. Das reduzierte Expeditionsgepäck wiegt pro Mann nur noch 70 kg. Drei Tage ziehen wir das Udrental aufwärts. Reißende Gletscherbäche, über die zwei dünne Stämme gelegt sind, und steile Gräben müssen überwunden werden, bevor wir auf den schuttbedeckten Udrengletscher gelangen. Seit drei Tagen befinden wir uns in unbesiedeltem Gebiet. Es ist bereits der sechste Marschtag, 110 Kilometer sind wir schon gegangen. Gegen Mittag gelangen wir zur Einmündung des Darban- in den Udrengletscher.

Der letzte Nächtigungsplatz liegt auf 3700 Meter Höhe. Die Träger sind durchkältet. Das mag der Grund sein, warum sie heute so schnell gehen. Wir ziehen den Darbangletscher aufwärts, aber die Träger wollen auf einmal nicht mehr weiter. Mit zwei Rupien Zugabe bringen wir sie auf dem schuttbedeckten Gletscher noch 5 Kilometer aufwärts auf 4600 Meter. Bis in den Darbankessel (5260 m) sind es noch 15 Kilometer. Der Gletscher steigt bis dorthin nur flach an und wäre für Träger leicht begehbar. Wir müssen uns aber damit abfinden, von hier an die Lasten selbst zu tragen. Nachdem wir den Lohn ausbezahlt haben, verlassen uns die Träger. Wir vereinbaren, daß sie uns in elf Tagen wieder abholen.

AUFBAU DER HOCHLAGER

Umgeben von den 7000 Meter hohen Gipfeln Udren Zom (7131 m), Shachaur (7116 m), Nadir Shah (7125 m), Noshaq (7494 m) und unserm ersehnten Gipfel, dem unerstiegenen *Darban Zom* (7220 m), errichten wir das Hauptlager. Aus Steinplatten und Schutt werden zwei kleine Flächen auf den Gletscher gebaut, welche unsere Zelte tragen. Mit einer kleinen Steinmauer wird eine Kochnische improvisiert, Lebensmittel und Ausrüstung werden sortiert. Für morgen werden



Hoher Hindukush, Route der Salzburger Expedition 1965.

Lasten zusammengestellt: Das Lager I soll im Darbankessel als vorgeschobene Basis aufgebaut werden. Das Hauptlager liegt zu weit von der Aufstiegsflanke entfernt.

Die 2200 Meter hohe Nordflanke des Darban Zom erhebt sich über dem Gletscher. Sechs Stunden benötigen wir für den Aufstieg in den Darbankessel.

In einer Höhe von 4900 Metern finden wir am Gletscherrand noch einige Blumen. Bübereis sticht hier aus dem Gletscher: Eisnadeln bis zu 15 Meter Höhe glitzern im Sonnenlicht. 4 Kilometer vor dem Darbankessel wird der Gletscher wieder flacher, und keine Spalten erschweren das Vorwärtskommen. Wir errichten ein Zelt, deponieren Lebensmittel und Ausrüstung und steigen wieder in das Hauptlager ab.

Uns allen tut ein Rasttag gut. Neben dem Lager wird ein Tümpel von seiner Eisdecke befreit: ein wunderbares Waschbecken! Mit Ruhe essen und genügend Tee. Bei dem schönen Wetter wird auch die Fußbekleidung wieder trocken. Am Nachmittag beginnt das Zusammenstellen der Ausrüstung für den Gipfel: Lebensmittel, Zelte, Schlafsäcke, Medikamente, Photoausrüstung, Kochgeräte, Brennstoff, persönliche Spezialbekleidung für die Höhe über 6000 Meter. Große Rucksäcke stehen bereit.

Montag, 6. September: Um 5 Uhr früh ist es noch finster, aber schon surren die Kocher. In den Zelten draußen wird im Schein der Taschenlampen zusammengepackt und -geschnürt. Der Morgen dämmert, und wir verlassen mit schweren Rucksäcken den vertrauten Platz. Am frühen Nachmittag sind wir bei unserm Lager I (5260 m), das weiter ausgebaut wird.

IM DARBANKESSEL

Umgeben von gewaltigen Fels- und Eisflanken, steht mitten in einem etwa zwei Kilometer langen und ebenso breiten, fast ebenen Gletscher unser erstes Hochlager. Wir überblicken unseren Aufstieg. Nur durch den rechten Teil der Noshaq-Nordflanke können wir auf den obern Darbangletscher gelangen. Von dort aus ist der Darban Zom aller Wahrscheinlichkeit nach zu ersteigen. Ein Anstieg über den Nordwestgrat wäre wohl viel näher gewesen, kommt aber wegen seiner Schwierigkeit nicht in Frage.

Wieder wird gepackt. Von hier aus beginnt der Gipfelanstieg. Jede Mannschaft ist mit einem leichten Zelt ausgerüstet, das von Lagerplatz zu Lagerplatz getragen wird. Zwischen der 1400 Meter hohen Gunbaz-e-Safed-Flanke und dem 1800 Meter hohen Aufbau des Darban Zom zieht sich der Darbangletscher immer steiler nach Süden und setzt sich dann als Noshaq-Nordflanke fort. Erst auf 6800 Meter Höhe zweigt er wieder als eigener Gletscher nach Osten ab. Die Darban-Südflanke und die Eisflanken der Nordwände des Noshaq-Ostgrates bilden sein Nährbecken. Seinen Anfang nimmt der Gletscher auf dem Gipfel

des noch unbenannten und unerstiegenen Berges Punkt 7291 m. Er ist das Ziel unserer Meraner Freunde.

Große Gletscherspalten drängen uns an die schnee- und eisbehängene Gunbazflanke heran. Nur knapp neben den Lawinenkegeln ist ein Durchstieg möglich. Im untern Teil der 2000 Meter hohen Noshag-Nordflanke, nach Überwindung mehrerer Eisbrüche und Spalten, stellen wir das Lager II in 6000 Meter Höhe auf. Die Sonne ist nicht mehr zu sehen. Wolken ziehen von Westen auf, später schneit es leicht.

WETTERSTURZ AUF 6000 METER HÖHE

Auf dem Zeltdach sammelt sich immer mehr Schnee. Von Zeit zu Zeit schütteln wir ihn ab. Die ganze Nacht schneit es. Am Morgen vor dem Zelt lockerer, trockener Neuschnee, alles in Nebel gehüllt, Schneetreiben. Das heißt Lawinengefahr. Sofort Abstieg versuchen, war jedem klar. Wir vergraben unsere Zelte und die mitgebrachten Lebensmittel. Angeseilt überwinden wir tückische, halbverschneite Spalten, die Aufstiegsspur ist nicht mehr zu sehen. Im Nebel erkennen wir kaum mehr die Steilheit. Die Orientierung wird schwierig. In der Ferne donnern Lawinen. Die Gunbazflanke bereitet uns Sorgen. Wir wissen nicht, wie weit wir schon in dieser Engstelle drin sind. Wir gehen schneller, in Abständen, daß wir uns gerade noch sehen. Jeden Augenblick könnte eine Lawine kommen. Ein Ausweichen wäre unmöglich. Wir atmen auf, als diese Gefahrenstelle vorüber ist. Wir freuen uns, als sich die Zelte des Lagers I durch Nebel und Schneefall abzeichnen. Noch am gleichen Tag steigen wir zum Hauptlager ab. Die Dämmerung beginnt, es schneit nicht mehr, und die Wolkendecke löst sich auf.

Die mit Neuschnee bedeckten Planken glitzern in der Morgensonne. Ein wolkenloser Himmel. Gefährliche Mengen lockern Schnees liegen in den Steilwänden. Die Gipfel sind von Lawinen bewacht. Mehrere Tage, so schätzen wir, wird es dauern, bis sich der Schnee gesetzt hat und die Gefahr nachläßt.

Zwei Mitglieder der Meraner Gruppe steigen gleich wieder zum Lager I auf. Sie wollen morgen eine Spur zum Lager II anlegen. Wir bleiben den ganzen Tag im Hauptlager. Einen Tag später nähern auch wir uns dem Lager I. Die beiden vorausgeeilten Kameraden kommen zurück: Es war ihnen nicht möglich, im tiefen Schnee weiterzuspüren, auch bestand Schneebrettgefahr unterhalb des Lagers II. Der innere Darbankessel, die Noshaqflanke – unser Aufstieg – erscheinen unnahbar. Die Mittagssonne löst Staublawinen aus. Zwei Tage sind seit dem Wettersturz vergangen, und wir überlegen, ob wir morgen einen Anstieg wagen sollen.

Wieder beginnt ein herrlicher Tag. Seit dem Morgengrauen wird nach einem Entschluß gerungen: Wenn wir vorsichtig handeln wollen, müssen wir auf einen Aufstieg zum ersehnten Darban Zom verzichten. Aber keiner schreibt den Darban Zom gerne von seiner Wunschliste ab.

Sieben von den geplanten elf Bergtagen sind schon vergangen, und wir haben noch keinen Gipfel erreicht. Nördlich vom Lager I erheben sich zwei Sechstausender, der Q6 und der M9, die wir unter den herrschenden Umständen für ersteigbar halten. Unsere Ausrüstung, Pickel und Steigeisen liegen oben im Lager II, von Lawinen bewacht. Ohne Hilfsmittel erscheint uns die Überwindung der 500 Meter langen, 30 bis 45 Grad steilen Eisflanke des Q6 als zu schwierig. Wir benötigen unbedingt die Ausrüstung vom Lager II.

Mit Uli Köbler und Helmut Larcher aus Meran versuche ich einen Aufstieg zum Lager II. Mit gemischten Gefühlen stapfen wir unter der Gunbazflanke. Die Spuren der Kameraden vom Vortag sind verblasen. Wir kommen nur langsam vorwärts, obwohl uns die Sonne zur Eile mahnt, bevor sie in den Ostflanken des Gunbaz Lawinen auslöst. Die Schneedecke kracht mehrmals – Vorsicht, Schneebrettgefahr! Teilweise versinken wir bis zu den Knien. Gegen Mittag erreichen wir den Lagerplatz II.

Das Wetter ist gut. Während unseres Aufstieges sind keine Lawinen durch die Noshaqflanke niedergegangen. Eine neue Hoffnung erfaßt uns, den Gipfel des Darban Zom doch noch zu erreichen. Noch heute wollen wir so weit wie möglich aufsteigen. Es ist erst Mittag. Aber wir haben keine Schlafsäcke, wir wollten ja die Ausrüstung abholen und sind nur mit der persönlichen Bekleidung vom Lager I aufgestiegen. Zwei Nächte ohne Schlafsäcke in 6500 Meter Höhe, ob wir das durchhalten? Nocheinmal wankte unser Ziel. Es gab nur mehr ein Entweder-oder. Wir entschließen uns zu einem Versuch.

Rasch werden ein Zelt, Steigeisen, Kochgeräte und etwas Lebensmittel ausgegraben, und der weitere Aufstieg beginnt. Es ist 14 Uhr. In großen Abständen wird das von Eisstücken und alten Staublawinen übersäte Flachstück unter einem etwa 500 Meter hohen Eisbruch überwunden. Wir müssen an den Bruch heran, damit wir rechts eine begehbare Rampe erreichen. Die Schatten werden lang. 1100 Höhenmeter haben wir heute schon überwunden. Seit einer Stunde halten wir Ausschau nach einem weniger gefährdeten Zeltplatz. In 6400 Meter Höhe stellen wir vor einer mindestens zehn Meter breiten Spalte das Zelt auf. Die Spalte wird den von oben kommenden Schnee und das Eis auffangen.

Abwechselnd arbeiten wir an dem Zeltplatz. Es ist schon finster. Die kleine Flamme des Kochers erhellt das Zeltinnere. Zu dritt stecken wir in unsern reifbedeckten Biwaksäcken. Der Zeltboden ist empfindlich kalt. Zum Teetrinken zünden wir die kleine Kerze an. Wir müssen mit allem sparen, wir wissen nicht, wie lange der Anstieg dauern wird.

DER ANGRIFF AUF DEN GIPFEL DES DARBAN ZOM

In der Hoffnung, morgen den Gipfel zu erreichen, vergeht langsam die Nacht. Mehrmals wird nach der Uhr geschaut. Die Innenseite des Zeltes ist mit Reif bedeckt. Mehr als eine Stunde dauert die mühsame Zubereitung des Frühstücks. Im Morgengrauen bei beißender Kälte verlassen wir das Lager. Das Leder unserer Schuhe wird hart und steif, das Gesicht brennt, und beim Atmen glaubt man, die Nase klebe zusammen.

Wir stapfen im Eisfall aufwärts. Es wird immer steiler. Mehrmals umgehen wir Spalten. Seit zwei Stunden suchen wir nach einem Durchstieg. Weit rechts weichen wir aus und stapfen eine schmale Steilrinne aufwärts. Bei jedem Tritt klingt der Schnee hohl, als würden wir auf Schneeplatten stehen. Bis zur Schaufel stecken die Eispickel. Einzeln kommen wir über die Steilstufe. Nur wenige Worte werden gewechselt: «Wie sieht es oben aus?» – «Kann ich nachkommen?»

Die schwierigste Stelle ist hinter uns, eine gefährliche aber noch vor uns. Knapp über dem etwa 600 Meter langen Eisabbruch setzt sich eine steile Schneeflanke bis in die Gipfelfelsen des Noshaq fort. Zehn Meter über dem Abbruch müssen wir die ganze Flanke queren. In 6800 Meter Höhe haben wir alle gefährlichen Stellen hinter uns. Eine kurze Rast und eine Stärkung sind nötig. Alle nicht unbedingt notwendigen Ausrüstungsgegenstände, Rucksack, Reservekleidung, Biwaksack, Seil, Lebensmittel, lassen wir hier zurück. Wir übersehen

den weitem Anstieg. Leider müssen wir etwa 100 Meter in eine Mulde absteigen und sind noch 1500 Meter vom neuerlichen Anstieg entfernt. Es ist inzwischen 14 Uhr geworden, und wir sind schon acht Stunden unterwegs. Unser Kamerad Helmut wird von Übelkeit befallen und kann nicht mehr weitergehen.

Die Südflanke des Darban Zom steilt sich noch einmal auf. Ein Stück von 100 Metern ist etwa 35 Grad steil. Uli und ich beschließen, gemeinsam zum Gipfel aufzusteigen.

Wir legen in der Stunde etwa 200 Höhenmeter zurück. Das Tempo wird immer langsamer, wir rasten in kurzen Abständen. Drei bis vier Atemzüge für einen Schritt, so kommen wir langsam dem felsigen Gipfelaufbau näher. Wolken ziehen auf, das Wetter verschlechtert sich zusehends. Wir mühen uns die letzten Gipfelfelsen hinauf.

Es ist der 12. September, 16 Uhr, als wir auf dem Gipfelfelsen über der 2400 Meter hohen Nordflanke stehen. Wortlos reichen wir uns die Hände. Während ich Uli eine Hand auf die Schulter lege, bringe ich die Worte heraus: «Jetzt ist es doch noch gegangen.» Wir blicken in die Tiefe. Zeit und Wetter fordern uns auf, die Aufnahmen zu machen, ein Schwarzweiß- und ein Farbpanorama aufzunehmen. Der notwendige Beweis der Gipfelbesteigung muß erbracht werden.

Zum erstenmal wehen die Flaggen unseres Klubs, unseres Landes und des Gastlandes auf dem Darban Zom.

DIE NACHT IM EISBRUCH

Nach einer halben Stunde verlassen wir den Gipfel. Nebel senken sich auf die 7000 Meter hohen Berge. Mühsam ist der Abstieg. Oberhalb des Eisbruches wartet Helmut auf uns. Die Dämmerung beginnt. Ich rutsche die große Schneeflanke zwischen dem Eisbruch durch. Wir haben diese Flanke im Aufstieg gemieden, aber der Weg zum Lager III wird so viel kürzer. Die Kameraden kommen nach. Es ist finster, und wir müssen uns anseilen. Schräg abwärts queren wir auf den vermutlichen Lagerplatz zu. Um 21 Uhr kommt uns der Mond zu Hilfe. Kurze Zeit später kriechen wir durch den Eingang ins Zelt. Nochmals beginnt eine Nacht ohne Schlafsack. Unsere Kleidungsstücke sind naß und steifgefroren. Die großen Zehen spüre ich kaum, die Fingerspitzen schmerzen. Ein Tee um Mitternacht wärmt uns angenehm.

Mit geschlossenen Augen liegen wir auf dem eiskalten Boden. Über uns der herrliche Berg, dem unser ganzes Denken und Streben galt, an dem wir mehrmals

mit unsern Lasten vorbeigezogen sind, der Berg, der unsere große Sorge war und der uns jetzt zufriedenen und glücklich sein läßt. Manchmal öffne ich die Augen. Im fahlen Mondlicht glitzern die Reifkristalle am Zeltdach.

RÄUMUNG DER HOCHLAGER

Vom Höhenhusten geplagt, brechen wir das Lager III ab. Bevor die Sonne aufgeht, steigen wir ab. Am frühen Vormittag graben wir bereits das zweite Zelt des Lagers II aus dem Schnee. Mit den wichtigen Dingen beladen, verlassen wir diesen Platz. Unsere Rucksäcke sind schwer. Langsam und entkräftet stapfen wir den Gletscher zum Lager I hinaus. Die Kameraden kommen uns entgegen. Am Nachmittag wird auch dieses Lager geräumt, und gemeinsam erreichen wir am 13. September das Hauptlager.

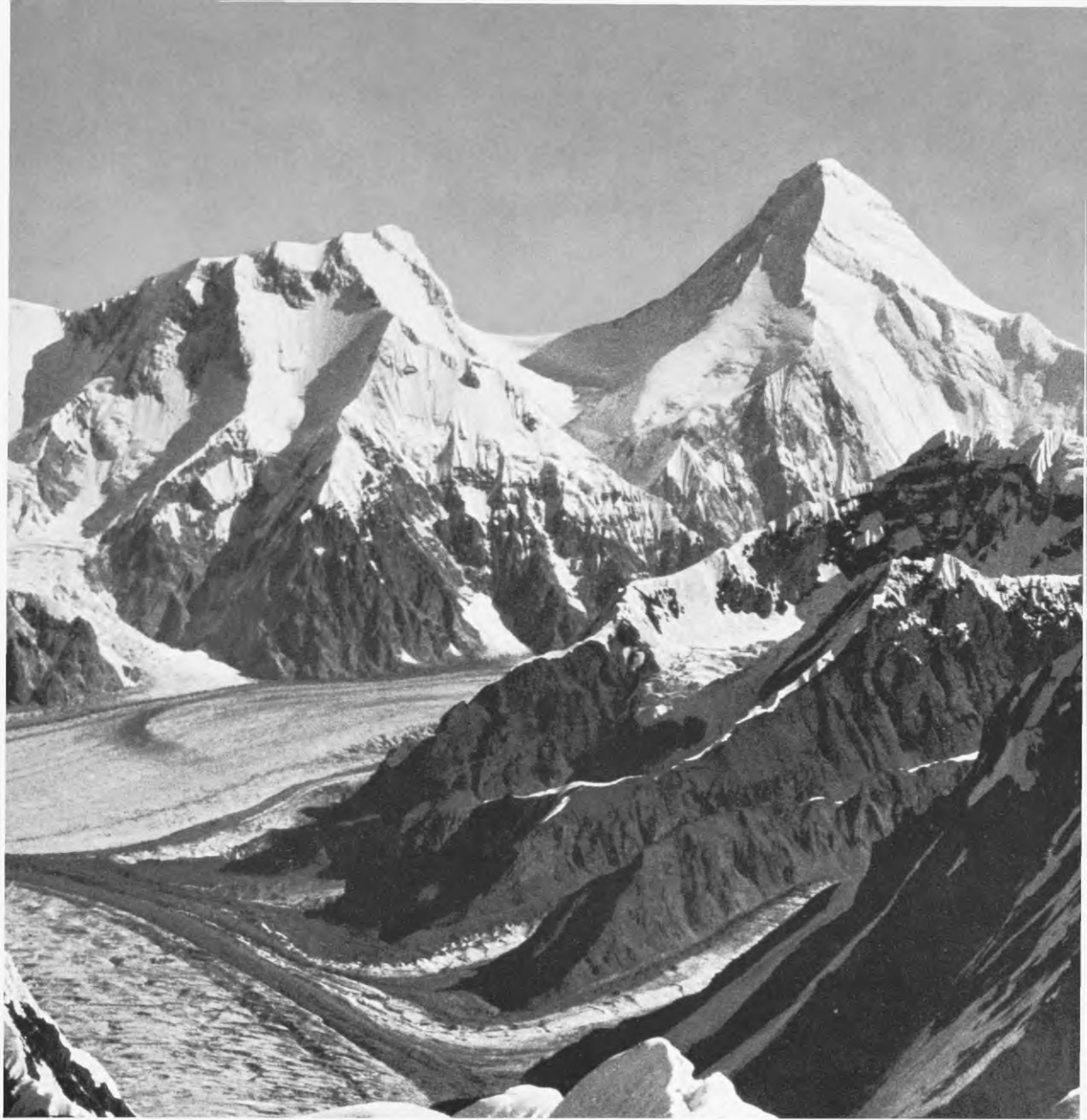
DIE ERSTEIGUNG DES Q6 UND M9

Während ich mit den beiden Meraner Kameraden Uli Köbller und Helmut Larcher in der Noshaq-Nordflanke aufsteige, beschließen mein Sohn Christian, Hans Egger und Dieter Drescher einen Versuch auf die nördlich von unserm Lager stehenden Sechstausender Q6 und M9. Diese Bezeichnung wurde den beiden Grenzgipfeln von polnischen Wissenschaftlern gegeben.

Die Pickel und Steigeisen der Kameraden liegen im Lager II. Jetzt wagen sie einen Aufstieg zu diesem schon deshalb nicht mehr, weil zu befürchten ist, daß wir Lawinen abtreten. Also beschließen sie den Aufstieg ohne diese wichtigen Hilfsmittel. Mehr als 1000 Meter überragen die beiden Gipfel das Lager I.

Sonntag, 12. September: Um 5 Uhr früh wird das in der Teekanne eingefrorene Wasser aufgetaut. Kurze Zeit später stapfen die drei der Q6-Südflanke zu. Über die Firnfelder im untern Teil kommen sie gut voran. Im Mittelstück benützen sie einen Felsgrat. Die Firnflanke ist hier schon wesentlich steiler. Im obersten Teil der Flanke ist auch der Felsgrat von Eis und Schnee bedeckt. Die 40 bis 50 Grad steile Flanke muß betreten werden. In die Südflanke scheint die Sonne, der Firn ist gut, aber das Aufsteigen ohne Steigeisen und Pickel ist ein Wagnis, und es vergehen bange Stunden. Sie atmen auf, als die Flanke gegen den Gipfelgrat etwas flacher wird. Knapp unterhalb des Firngipfels fassen sie sich an den Armen und betreten gemeinsam die höchste Erhebung. Der Höhenmesser zeigt 6240 Meter.





11 Vorangehendes Bild: DARBAN ZOM (7220 m). Nordflanke vom Darban-Gletscher aus.
Photo: Marcus Schmuck.

12 KHAN TENGRI (6995 m) rechts. Links Pik Tschapajew (6371 m).
Photo: Unbekannter russischer Alpinist.

Ein herrlicher Blick in das Meer von Bergen. Im Süden die Siebentausender Noshaq und Darban Zom, im Südwesten der bizarre Gunbaz-e-Safed, im Nordosten Kishmikan und Manderas Kuh, tief unten das Lager I. Wie ein breites Band liegt der 15 Kilometer lange Darbangletscher in der Tiefe. Die Südflanken der afghanischen Berge sind bis auf etwa 5600 Meter hinauf schneefrei. Ausgetrocknet und vegetationslos sind die Bergflanken. Weit im Norden der Oxus, der Grenzfluß zwischen Afghanistan und der Sowjetrepublik Tadschikistan. Die Berge im Norden gehören schon zum Pamir. Gute 100 Kilometer den Oxus aufwärts ist die tibetische Grenze. Eine alte Seidenstraße führt dem Fluß entlang. Dschingis-Khan und Marco Polo sollen dieser Route gefolgt sein.

Es ist erst 14 Uhr. Das Wetter ist gut. Sie beschließen, den Firngrat nach Osten weiterzugehen. Zwei Kilometer weiter östlich erhebt sich der noch unerstiegene M9. Große Wächten mahnen zur Vorsicht. Das Schneestapfen ist anstrengend. Abwechselnd wird gespurt. Nach zweieinhalb Stunden erreichen sie den Gipfel des M 9 (6260 m).

1000 Meter Abstieg in das Lager I stehen ihnen bevor. Noch zwei Stunden, dann wird es finster. Für ein sicheres Biwak sind sie zu wenig ausgerüstet. Rasch werden die Gipfelaufnahmen gemacht, dann steigen sie einen steil abfallenden Grat nach Osten ab. Vom Biwakgespenst getrieben, queren sie noch 200 Meter in eine Steilflanke in die Südwand hinein und kommen schnell abwärts. Die Schneefläche wird immer kleiner, schließlich befinden sie sich in einer Eisrinne. Nur den günstigen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß sie in der Rinne (die sie mit der Pallavicini-Rinne im Glocknergebiet vergleichen) absteigen können. Es ist schon eine Stunde Nacht, als sie auf den sichern Darbangletscher hinunterkommen. Unter einem leuchtenden Sternenhimmel stapfen sie müde und mit ausgetrocknetem Mund dem Lager I entgegen.

WOLKEN ÜBER DEM HINDUKUSH

Am 13. September sind wir alle im Lager I wieder beisammen. Es ist ein Paradies in Eis und Schnee in 5300 Meter Höhe. Umrahmt von 6000 und 7000 Meter hohen Bergen, finden wir hier einen sichern Unterschlupf. Es war die Ausgangsbasis für die Erstbesteigung des Q6, M9 und des Darban Zom, denen in den letzten Wochen all unser Sinnen galt.

Eine Stärkung hat uns gut getan. Am späten Nachmittag brechen wir das Lager ab. Mit schweren Rucksäcken erreichen wir in der Dämmerung das Hauptlager. Mich plagt der Höhenhusten. Mein einziger Wunsch ist der Schlafsack.

Am 15. September haben zwei unserer Meraner Kameraden, Dieter Drescher und Helmut Larcher, noch den Gipfel P.6330 m bestiegen, der sich über dem Zusammenfluß des Udren- und Darbangletschers wie ein Eckpfeiler erhebt.

Wir freuen uns auf den Rasttag im Hauptlager. Erholung tut not. Wir sitzen beim Frühstück, als wir Stimmen hören. Die Rückmarschträger kommen. Die acht Mann sind einen Tag zu früh da, um unsere Ausrüstung ins Tal zurückzubringen. «Sahib adsch!» (Herr gut) sind die Begrüßungsworte. Sie bringen uns frisches Obst, Äpfel, Birnen und Aprikosen auf 4900 Meter Höhe, Herrlichkeiten, die wir seit Wochen entbehren mußten.

Aus dem Rasttag wird ein Packtag. Es ist unmöglich, alles mit Sorgfalt zu verpacken. Wir müssen spätestens mittags aufbrechen, um den Lagerplatz am Ende des Gletschers zu erreichen.

Während wir die Zelte abbrechen, erzählen die Träger, es seien Bomben auf Peshawar, Rawalpindi, Lahore und Karachi gefallen. Zwischen Pakistan und Indien sei der Krieg ausgebrochen. Das hat uns gerade noch gefehlt! Im Deans-Hotel in Peshawar befindet sich unsere Reisebekleidung, sind Flugkarten und Reservegeld deponiert. Wir machen uns Sorgen wegen der Rückreise.

Nach sechstägigem Eilmarsch sind wir in Chitral. Die Leute sind alle vom Kriegsgeschehen aufgebracht. Immer wieder hält man uns an und fragt, woher wir kommen, welcher Nationalität wir angehören. Mit einem ausrangierten Jeep kommen wir in zwei Tagen über den Lowaripaß nach Peshawar. Unser Hotel steht noch, aber ist kaum mehr zu erkennen: Der schöne weiße Anstrich ist mit Tarnfarbe übermalt.

Die meisten Pakistaner sind Mohammedaner; sie sind Fanatiker, und dieser Krieg ist für sie ein heiliger Krieg. Wer abends nicht einwandfrei verdunkelt, dem werden die Fensterscheiben eingeschlagen. Die Autos sind mit einem matten Anstrich versehen, damit der Lack und die Scheiben nicht glänzen. Überall melden sich Freiwillige, um ihr Leben Allah und der Nation zur Verfügung zu stellen.

Wir sind froh, als wir die Bewilligung zur Ausreise in der Tasche haben. Die Pakistan International Airway fliegt uns über Teheran nach Beirut, denn die ausländischen Gesellschaften fliegen Karachi nicht mehr an. Eine Maschine bringt uns am folgenden Tag nach der Heimat. Wir freuen uns auf die Wiederkehr. Unser Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Die Mühen und Strapazen sind vergessen, aber das Erlebnis des Gipfelganges ist Erfüllung und ein Höhepunkt in unserm Dasein.

KHAN TENGRI, TIEN-SHAN

Expedition des Moskauer Sportvereins «Trud» 1964

Es gibt Berge, deren gewaltig-schöne Formen eine beinahe magische Anziehungskraft besitzen. Ein solcher Berg ist der Khan Tengri, dessen eisgepanzelter Gipfel einer Riesenpyramide gleich in den schweigenden Himmel des zentralen Tien-Shan strebt.

Der Name Khan Tengri, aus dem Kirgisischen übersetzt, bedeutet *Herrscher des Himmels*¹ oder auch, im Volksmund, «Blutiger Berg». Man muß anerkennen, daß die Einheimischen den Berg wirklich treffend getauft haben, denn in den Strahlen der untergehenden Sonne, wenn seine Nachbarn in der Abenddämmerung untergetaucht sind, leuchten die purpurroten Flanken des Khan Tengri noch weit ins Land.

Der Khan Tengri befindet sich im höchsten Abschnitt des Zentral-Tien-Shan, im Gebiet, wo sich die höchsten Gipfel dieses Gebirges ein Stelldichein geben: der Pik Pobeda mit seiner höchsten Erhebung (7439 m), der Pik Wojennich Topografow (Pik der Militärtopographen, 6873 m), Pik Druschba (Pik der Freundschaft, 6800 m), Pik Tschapajew, Pik Gorkij und viele andere Bergriesen, deren Scheitel die Sechstausendergrenze bei weitem überschreiten.

In majestätischer Umgebung glitzernd weißer Berge erhebt sich über seinen nächsten Nachbarn die unwirklich weiße Pyramide des Khan Tengri, so wunderbar in seinen vollendeten Formen, als hätten ihn Menschenhände aus einem überirdischen Marmorblock geschaffen.

Der Khan Tengri entsendet nach Westen einen markanten, wächtengekrönten Grat, der vom Gipfel beinahe tausend Meter steil zur Scharte abfällt und dann ansteigend im Pik Tschapejew gipfelt. Der Ostgrat des Khan Tengri senkt sich in einer atemberaubenden Flucht bis auf 5900 Meter, steigt dann bis zum Gipfel des Pik Saladin (6280 m) an, senkt sich wieder auf etwa 6000 Meter und endet steil ansteigend im Gipfel des Pik Schater (6630 m).

Der eigenartige Bau und die Schönheit dieses Eisriesen waren den Forschern des Tien-Shan schon von jeher aufgefallen, und lange Zeit bezeichneten die

¹ «Fürst der Geister» ist die traditionelle Übersetzung. A.B.

Geographen den Khan Tengri als den höchsten Punkt des Zentral-Tien-Shan. Die ersten Beschreibungen dieses Berges entstammen der Feder des berühmten russischen Geographen P.P. Semjonow, der in den Jahren 1856 und 1857 weit in dieses Gebirge vorgedrungen ist. Weitere Forschungen des Zentral-Tien-Shan unternahm später die russischen Forscher Semjonow und Ignatjew und der Deutsche Merzbacher.

Die ersten Bergsteiger, die den Fuß des Berges im Jahre 1929 erreichten, waren Ukrainer unter der Leitung von M. Pogrebezky. Dieser führte im Gebiet des Khan Tengri drei Expeditionen durch und erkundete die Zugänge und möglichen Anstiege. Im September 1931 war ihm das Glück beschieden, mit zwei Kameraden über den Westgrat den Gipfel zu erreichen. Um die gleiche Zeit, da Pogrebezky den Gipfel erstieg, versuchte Suchodolsky mit seiner Mannschaft den Khan Tengri von Norden zu bezwingen, mußte aber auf etwa 6000 Meter wegen Lawinengefahr umkehren. Am 24. August 1936 wurde der Gipfel zum zweitenmal, von Kolokolnikow, Kibardin und Tjütjünikow, bestiegen, und am 5. September erreichten ihn die Moskauer Bergsteiger Eugen und Witalij Abalakow mit L. Gutman, M. Dadiomow und dem Schweizer Lorenz Saladin.¹ Während des Abstieges setzte ein furchtbares Unwetter ein, die Männer zogen sich schwere Erfrierungen an Händen und Füßen zu, und am 14. September starb Saladin daran.

Am 8. September 1954 bestieg eine Mannschaft unter der Leitung von W. Schepilow den Gipfel des Khan Tengri ohne Zwischenlager. Sie hatte während der Besteigung ein fabelhaftes Wetterglück. Von acht Bergsteigern erreichten fünf den Gipfel.

In der Zeit von 1929 bis 1962 bestiegen fünf Expeditionen mit zusammen zwanzig Teilnehmern den höchsten Punkt. Alle Bergsteiger benützten bis 1962 die gleiche Route über den Westgrat. Sie beginnt am Gletscher Süd-Inyltschek und führt über einen Seitenarm des Gletschers zum Sattel zwischen Pik Tschajew und Khan Tengri auf 5900 Meter Höhe und von dort auf der rechten Seite des Nordwestgrates zum Gipfel.

Das Gebiet des Zentral-Tien-Shan zählt mit Recht zu den interessantesten und gleichzeitig schwierigsten Berggebieten der Sowjetunion. Im Zentral-Tien-Shan ist die mittlere Jahrestemperatur um vieles niedriger als im Pamir und in andern Berggebieten, und dieses Gebiet ist auch berüchtigt für seine schweren

¹ Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Gruppe mit Saladin, den Brüdern Abalakow und Gutman, der zwei Jahre später den Pik Pobeda bezwang, den Gipfel des Khan Tengri als erste bestieg. (*Berge der Welt*, Band III, Seiten 247 und 249; Band V, Seite 254; *Bergsteiger* 1937/38, Seite 266.) A.B.

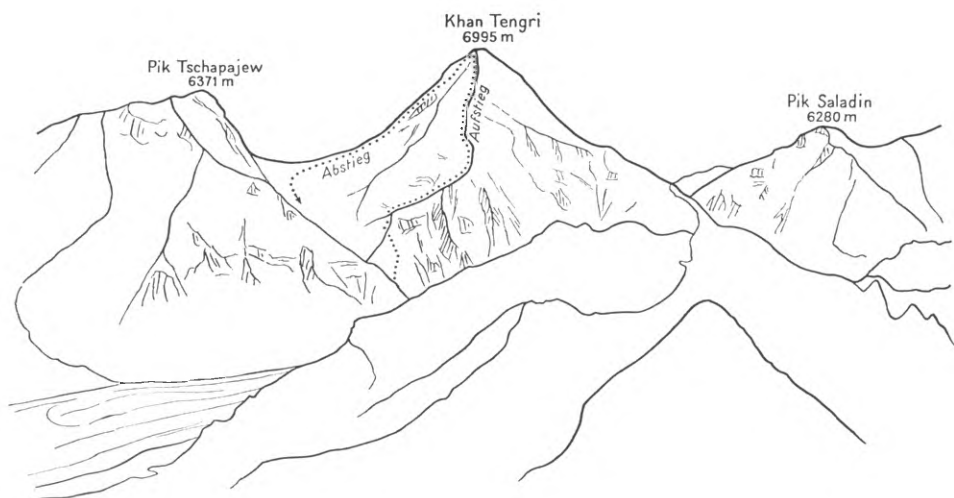
Schneefälle und furchtbaren Stürme. Andere charakteristische Eigenschaften dieses Gebietes sind die großen Entfernungen von bewohnten Orten und die Schwierigkeit der Zugänge, die durch wilde Schluchten, über hohe Pässe und lange, zerrissene Gletscher führen. Vom letzten Dorfe, Kuji-Lju, bis zum Fuß des Khan Tengri sind es über 150 Kilometer, davon führen etwa 60 über den Gletscher. Der Fluß Inyltschek wälzt seine reißenden Wasser durch Schluchten und tiefe Täler, die praktisch unpassierbar sind und einen weiten Umweg durch das Tal Saridshas nötig machen. Über den Paß Tjüs kann man das obere Talende Inyltschek erreichen. Der Auftrieb der Lastpferde über den Gletscher ist mit enormen Schwierigkeiten verbunden, da man an vielen Stellen einen regelrechten Pfad durch das Eis legen muß.

Die unbeständigen Wetterverhältnisse mit andauernden Schneefällen, großer Kälte und starken Stürmen erschweren den Anstieg. Die günstigsten Wetterverhältnisse trifft man von Ende August bis Anfang September. Aber um diese Zeit ist es schon sehr kalt (bis minus 25 bis 30 Grad), was für den Bergsteiger bei den starken Winden ein nicht zu unterschätzendes Hindernis bedeutet. Ein Schneesturm kann im Laufe eines Tages bis zu zwei Meter Schnee an die Wände schleudern, und auf allen Graten bilden sich riesige Wächten, die eine zusätzliche Gefahr bilden, doch sind die meisten Routen schon bei normalen Schnee- verhältnissen lawinengefährlich. Auf 6000 Meter setzt sich der Schnee nicht, sondern bleibt als Lockerschnee liegen mit sehr schlechter oder überhaupt keiner Bindung mit der Unterlage. Es ist eigenartig, daß sich im Tien-Shan der Schnee auf so steilen Hängen hält.

Die Berge des Zentral-Tien-Shan bestehen hauptsächlich aus Schiefergestein; daher ist der Fels sehr brüchig. Die Begehung der Grate und Flanken ist schwierig, da sie wenig Sicherungsmöglichkeiten bieten.

Diese Eigenart des Tien-Shan stellt dem Bergsteiger eine Reihe schwieriger Probleme. Die Besteigung dieser Eisriesen kann man deshalb als Prüfstein für die bergsteigerischen Fähigkeiten betrachten.

Im Tien-Shan gibt es bis heute noch sehr viel Neuland. Viele Gipfel über 6000 Meter sind noch unbestiegen, auf einen großen Teil wurden überhaupt noch keine Besteigungsversuche unternommen. Bis jetzt konnte der Khan Tengri nur eine Route aufweisen, den Weg der Erstbesteiger über den Westgrat. Es ist dies der leichteste und ungefährlichste Anstieg auf den Gipfel. Aber die schönste Route ist die über den Marmorpfeiler (Südwestpfeiler). Ihre Hauptschwierigkeit liegt darin, daß man vor dem Einstieg zum direkten Pfeiler (auf ca. 6000 Meter Höhe) ein 1500 Meter hohes Bollwerk von schwierigstem Fels und Eis über-



Khan Tengri. Aufstieg- und Abstiegroute.

winden muß, auch ist jeder Rückweg so gut wie abgeschnitten, wenn man schon am Pfeiler ist. Es gibt nur einen relativ leichten Abstieg über den Gipfel zum Westgrat. Leichtere Abstiege gibt es am Marmorpfeiler nicht.

Am 1. Juli 1964 fliegen wir, 33 Expeditionsteilnehmer des Sportvereins «Trud» aus Moskau, nach Frunse, der Hauptstadt der Kirgisischen Sowjetrepublik, wo wir nach fünfstündigem Flug landen.

Einen ganzen Tag nimmt die Verpackung und Umladung des vier Tonnen schweren Gepäcks in Anspruch. Am nächsten Tag fahren wir frühmorgens auf drei Lastwagen nach der Stadt Prshewalsk.

Wir sind in gehobener Stimmung, denn nun beginnt unser großes Erlebnis, auf das wir uns während fast eines Jahres vorbereitet haben. Bald erscheint der Bergsee Issik-Kul mit seinem unübersehbaren Wasserspiegel, und etwas weiter, so weit das Auge reicht, erstreckt sich links und rechts der Straße eine fruchtbare Ebene mit wogenden Feldern, von Bewässerungskanälen durchzogen. Nach kurzer Rast in Prshewalsk erreichen wir nach dreitägiger Fahrt über rumpelige Wege und unsichere Brücken und an wilden Abgründen vorbei den Endpunkt unserer Autoreise, die Ortschaft Maidodir. Von hier führt nur noch ein Pfad weiter ins Hochgebirge. In früheren Zeiten zogen die Expeditionen aus Maidodir

mit Lastkarawanen in wochenlangen Märschen zum Gletscher Inyltschek. Wir haben es in dieser Hinsicht um vieles leichter. Mit dem Hubschrauber wird die Mannschaft und ein Teil des wertvollsten Gepäcks zur Gletscherzunge geflogen.

Die weitere Ausrüstung, Lebensmittel und anderes, wird beim Hauptlager auf 4300 Meter aus geringer Höhe in den Schnee abgeworfen. Nach dreitägigem Marsch über den zerrissenen Gletscher treffen wir am 10. Juli im Hauptlager ein. Während sich ein Teil der Mannschaft mit der Einrichtung des Lagers und der Ordnung des Gepäcks beschäftigt, steigt am 11. Juli der Expeditionsleiter B. Romanow mit einigen Männern zum Berg, um die Zugänge und die mögliche Anstiegsroute zu erkunden. Das Ergebnis ist befriedigend, aber es zeigt sich, daß der Einstieg zum Marmorpeiler über das 1500 Meter hohe Bollwerk mit abschüssigen, eisbespickten Felswänden erzwungen werden muß.

Am 14. Juli steigt W. Besljudni mit vier Mann zu den Felsen auf, um den untern Teil der Wand gangbar zu machen und so hoch wie möglich das erste Hochlager zu errichten. Die Männer hacken sich einen Weg durch den Eisbruch und steigen etwa 300 Meter in den Felsen hoch, wo auf einer Kanzel das Lager I ausgebaut wird. Die schwierigsten Stellen der Wand werden mit 200 Meter Geländeseilen und einigen Trittleitern versehen, und nach viertägiger anstrengender Arbeit kehren sie ins Hauptlager zurück.

Zur gleichen Zeit, da W. Besljudni um den unteren Wandteil ringt, steigt B. Romanow mit zehn Mann zum Sattel (ca. 5900 m) zwischen dem Pik Tschapajew und dem Khan Tengri auf, um folgende Aufgaben zu lösen: Erstens: Errichtung eines Hochlagers am Sattel für die Mannschaft, welche den Khan Tengri über den Westgrat besteigen wird, und auch für die Bergsteiger, die nach Überwindung des Marmorpeilers zum Sattel absteigen. Zu diesem Zweck soll am Sattel in einer großen Schneehöhle das Lager errichtet werden, wo ein Depot für Lebensmittel und Brennstoff Platz findet. Zweitens: Akklimatisation der Mannschaft, die zu diesem Zweck einen Tag am Sattel bleiben und, wenn nötig, dort übernachten soll. Drittens: Erforschung des Marmorpeilers aus nächster Nähe und eines möglichen Rückzugweges im Falle eines Schlechtwettereinfallens. Viertens: Erkundung der besten Aufstiegsmöglichkeiten für eine 14köpfige Mannschaft über den Westgrat.

Nachdem beide Mannschaften ihre Aufgaben erfüllt haben, kann eine zweitägige Ruhepause eingeschaltet werden.

Am 20. Juli steigen wieder vier Mann – B. Romanow, W. Besljudni, A. Tkauschenko und W. Onischtschenko – am Bollwerk ein, kommen trotz schweren

Lasten verhältnismäßig rasch über die vorbereitete Wandstufe, klettern noch einige hundert Meter hoch und errichten auf 5150 Meter das zweite Hochlager. Hier werden Lebensmittel für das Gipfelteam deponiert, Brennstoff, Seile und Haken hinterlassen, und darauf wird wieder abgestiegen. Während des Abstieges werden noch 150 Meter Geländeseil eingehängt und an schwierigen Stellen Fels- haken mit Markierung eingeschlagen. Nachdem alle Vorarbeiten für die Besteigung des Khan Tengri auf beiden Routen abgeschlossen sind, wird noch eine Tour unternommen, die gleichzeitig die Erstbesteigung eines namenlosen schönen Sechstausenders (6720 m) in der Nähe des Hauptlagers ist.

Am 24. Juli verlassen acht Mann das Hauptlager und erreichen am 29. Juli spätabends über die Südflanke den Gipfel, wo sie übernachteten. Zwei Tage später sind alle wieder im Hauptlager beisammen.

Wir sind jetzt in gutem Training, und die endgültige Gipfelmansschaft für die Erstbegehung des Marmorpfeilers kann zusammengestellt werden. Ursprünglich sollte die Mannschaft aus acht Bergsteigern bestehen, aber nachdem im Laufe der Erkundung festgestellt wurde, daß die Route klettertechnisch sehr schwierig ist und es außerdem auf dem Pfeiler nur begrenzte Biwakmöglichkeiten gibt, wurde beschlossen, daß die Gipfelmansschaft nur aus sechs Bergsteigern bestehen soll, nämlich B. Romanow, W. Besljudni, W. Lawrinenko, A. Tkatschenko, W. Romanow und W. Onischtschenko. Als Tag des Gipfelangriffes wird der 4. August festgesetzt.

Zwei Tage später, am 6. August, beginnt eine 14köpfige Mannschaft unter der Leitung von W. Woroschtschew die Besteigung des Khan-Tengri über den Westgrat, um in der Nähe des Gipfels mit der Mannschaft, die über den Marmorpfeiler aufsteigt, zusammenzutreffen.

In den paar Ruhetagen wird nochmals alles überdacht und die Ausrüstung überprüft. Da am Bollwerk schon über 300 Meter Seil hängen, nehmen wir nur noch drei Seile zu je 45 Meter sowie 60 Meter Hilfsseil mit.

Endlich ist es soweit. Frühmorgens am 4. August nehmen wir Abschied von unsern Kameraden und steigen zum Bollwerk auf. Dank vollbrachter Vorarbeit und verhältnismäßig leichten Rucksäcken erreichen wir in zweieinhalb Stunden den Einstieg. Das Wetter ist uns günstig, die Wand bis auf 5100 Meter mit Geländeseilen und Haken präpariert. Wir können uns nun überzeugen, welche gewaltige Arbeit die zwei Mannschaften an der Wand geleistet haben. Dank der Geländeseile, der Trittleitern über die senkrechten Wandstufen und der Standhaken an den Sicherungsplätzen können wir die 650 Meter hohe Wand in einem Tag überwinden. An den schwierigsten Stellen werden zusätzliche Trit-

leitern eingehängt, und noch vor Einbruch der Nacht legen wir uns auf 5 100 Meter zur verdienten Ruhe nieder.

5. August, zweiter Tag: Um 7.30 Uhr verlassen wir das Lager. Die mittlere Steilheit des vor uns sich erhebenden Grates übersteigt kaum 30 Grad. Wenn wir gestern fast nur schwere Felsarbeit hatten, müssen wir uns heute umstellen, da wir jetzt vor einem mit Eis und Schnee bedeckten Felsgrat stehen, der stellenweise mit abweisend steilen Felstürmen und weit überhängenden Wächten geschmückt ist. Die Türme werden in extremer, sehr ausgesetzter Kletterei in brüchigem, verglastem Fels umgangen. Zahlreiche Eishaken müssen in den brüchigen Fels getrieben werden, um wenigstens den Schein einer Sicherung zu erhalten. Für das Nachtlager (5300 m) hacken wir am Grat eine Plattform aus dem Eis, wo wir eine nicht besonders fröhliche Nacht verbringen. Der Grat hat einen Strich durch unsere Rechnung gemacht. An diesem Tag haben wir nur 150 Höhenmeter gewonnen.

6. August, dritter Tag: Direkt über unsern Köpfen erhebt sich der Steilhang eines großen Gratturmes. Alle Versuche, ihm eine Umgehung abzuschwindeln, scheitern an vereisten Platten. Also kerzengerade hinauf, um keinen Schneeabrutsch zu verursachen. Durch meterhohen Schnee müssen wir einen regelrechten Graben legen, indem wir uns einzeln hinaufarbeiten. Der Weiterweg über den Grat verläuft ungefähr wie am Vortag: vereister, mit Lockerschnee bedeckter brüchiger Fels und stellenweise tiefer, grundloser Schnee, wo der Seil-Erste einen hüfttiefen Graben ausschaufeln muß, um weiterzukommen. Am Pickelstiel wird eine Schaufel befestigt, womit man den Schnee räumen und, wenn nötig, auch gleichzeitig sichern kann. Gegen Abend stehen wir vor einem haushohen senkrechten Felsriegel, der von einer hohen Eiswand abgeschlossen wird. Falls die Wand begehbar ist, sind wir uns nicht klar, wie wir über den Eisaufschwung kommen, der sich über der Wand beinahe überhängend erhebt. Mit dieser glitzernden Eiswand liebäugeln wir seit dem frühen Nachmittag, glauben aber nicht, daß dieser Riegel beinahe zur Schlüsselstelle der Besteigung wird. Obwohl wir heute nur 170 Höhenmeter hinter uns gebracht haben, beschließen wir, unter der Felswand auf 5450 Meter zu nächtigen. Während vier Mann das Nachtlager hinter einem windgeschützten Felsblock errichten, geht die Seilschaft B. Romanow/W. Onischtschenko daran, den Weiterweg für morgen vorzubereiten. Die vierzig Meter hohe Wand haben wir bald mit einigen Haken überwunden. Nun führt ein kurzer, sehr steiler Eisgrat unter die «Eiskappe». Die ersten Eindrücke sind nicht erfreulich. Über uns, in einer Breite von etwa zwanzig Metern, schießt die Eiswand zehn bis fünfzehn Meter

senkrecht in die Höhe, ohne Einblick, wie es oben weitergeht. Auf beiden Seiten geht es steil in bodenlose Tiefe. Schließlich gelingt es uns in ausgesetzter Kletterei, die Wand mit Eisschrauben und Trittschlingen zu überlisten. Wir stehen nun vor einem Eishang, der uns trotz seiner Steilheit den Weiterweg nicht versperren kann. Die Haken und Trittschlingen lassen wir für den morgigen Aufstieg hängen und seilen uns direkt zum Zelteingang ab, wo uns das verdiente Mittag-Abend-Essen erwartet.

Weit unter uns sehen wir die zweite Mannschaft, die unter der Leitung unseres Freundes Woroschischtschew dem Westgrat zustrebt. Eine grüne Rakete zischt in den Nachthimmel, das Zeichen für die Kameraden, daß bei uns alles in Ordnung ist. Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten, auch unten blitzt es auf, und wir können uns zur Ruhe legen.

7. August, vierter Tag: Die erste Seilschaft steigt direkt aus dem Zelt in die Wand ein, zieht die Rucksäcke nach und steht bald vor dem Eishang. Ein Haken wird noch zur Sicherung ins Eis getrieben, und nun beginnt die aufreibende Arbeit des Stufenschlagens. Langsam geht es höher, Schlag um Schlag, Schritt um Schritt. Nach einer Seillänge legt sich der Hang zurück, stellenweise ist das Eis mit Schnee bedeckt. Bald finden die Füße Halt im Schnee, der Pickelstiel geht tiefer und tiefer durch die Schneedecke, und endlich erreiche ich einen Platz, wo ich meine beinahe zu Eiszapfen erstarrten Kameraden empfangen kann.

Langsam, einer nach dem andern, schwer atmend kommen sie herauf; die Höhe macht uns allen zu schaffen. Fünf Stunden hat uns die Eiskappe und der Hang gekostet, obwohl es nur wenige Seillängen waren. Aber der Weiterweg hebt unsere Stimmung. Vor uns liegt ein mäßig steiler Hang, ein spaltenloser Schneehang, der bis zum Einstieg des Marmorpfeilers ansteigt. Wir sehen zum erstenmal aus unmittelbarer Nähe den Weg zum Gipfel. Nach vier Tagen Kletterei können wir endlich alle gleichzeitig gehen, ohne immer an Sicherung zu denken. Nun haben wir links und rechts keine furchterregenden Abgründe mehr, sondern ein richtiges Skigelände. Aber hier ist es empfindlich kälter. Ein eisiger Höhenwind nimmt uns in Empfang und ist von nun an unser unermüdlicher Begleiter während unseres Kampfes um den Marmorpfeiler.

Auf einem breiten Schneerücken im Schutz eines kleinen Steilaufschwunges errichten wir das Nachtlager, und da wir genügend Platz haben, machen wir uns ein gemütliches Lager. Es kostet uns aber nicht wenig Mühe, das Zelt aufzustellen, der Wind bestreitet unser Recht auf den schönen Platz mit aller Kraft. Aber wir sind die Stärkeren, und als bald darauf der Kocher sein Lied summt, hebt sich unsere Stimmung trotz aller Müdigkeit, haben wir doch heute ganze Arbeit

geleistet: 700 Höhenmeter haben wir dem Berg abgerungen und befinden uns jetzt auf 6150 Meter.

8. August, fünfter Tag: In aller Frühe sind wir schon auf den Beinen. Auch der beißend kalte Wind ist ein Frühaufsteher. Es scheint, als ob er da oben pausenlos bliese. Er begleitet unsern weitem Anstieg, und oft müssen wir uns mit aller Kraft an den Hang pressen und auf allen vieren weiterbewegen. Von nun an beginnt ein Ringen mit dem eisigen Sturmwind, dem Schnee, dem steilen Fels und der zunehmenden Höhe. Alles scheint gegen uns verschworen, auch der Rucksack beginnt schwerer zu werden. Doch nehmen wir alles in Kauf, denn der Preis ist verlockend: die Himmelsleiter des Marmorpfeilers. Er ist wirklich aus Marmor, aus rötlich-weißem, von ständigen Winden abgeschliffenem Kalkstein. Die Höhe des Pfeilers beträgt ungefähr 900 Meter. Im obern Teil nimmt die Steilheit zu und wird gegen 50 Grad betragen. Er bietet wenig Standplätze, aber Risse und Griffe erlauben ein freies Klettern, und vorstehende Felsblöcke lassen sich als Sicherungspunkte verwenden. Äußerst schwierige Stellen oder Steilaufschwünge gibt es am Pfeiler nicht. Wenn sich die Höhe nicht so fühlbar machen würde und der Wind nicht wäre, könnte man die Kletterei als mittelschwer bezeichnen.

Am Nachmittag schlägt das Wetter um. Bei starkem Westwind beginnt ein heftiges Schneetreiben. Es wird empfindlich kälter, die Wolken hüllen uns ein, so daß man den Vordersten nicht sehen kann. Da ein Abweichen vom Pfeiler ausgeschlossen ist und es keinen Platz für ein Nachtlager gibt, klettern wir bis zum Einbruch der Dunkelheit weiter. Da wir nicht wissen können, was der morgige Tag für uns bereithält, streben wir so hoch wie möglich hinauf. Auf einer kleinen, abschüssigen Kanzel finden wir Platz für ein Sitzbiwak. Zur Sicherung schlagen wir einige Haken, stülpen das Zelt über und verbringen, eng zusammensitzend, eine nicht besonders angenehme Nacht auf 6700 Meter Höhe.

9. August, der Tag des Sieges: Beim Morgengrauen stecken wir unsere Köpfe aus dem Zelt und bekommen gleich eine Ladung stechender Schneenadeln ins Gesicht. Die Sicht ist auf zwanzig bis dreißig Meter beschränkt. Irgendwo über uns befindet sich die Gipfelwand. In diesem Schneetreiben kann aber keine Rede davon sein, eine Route zu suchen und die Schwierigkeiten abzuschätzen. Wir beschließen trotzdem, zum Fuß der Gipfelwand anzusteigen. Nach einigen Seillängen stehen wir unter der steilen Wand. Sie besteht aus vereistem schneebedecktem Schiefer, und mit Mühe und Not finden wir unter dem Eispanzer Risse, um Standhaken einzuschlagen.

Fast zehn Stunden kämpfen wir uns durch die Wand. Der Wind will uns die letzten Meter streitig machen. Er bläst jetzt von allen Seiten und wirft uns ganze Schneeladungen ins Gesicht. Die Schneebrillen sind mit einer Eiskruste überzogen. Endlich legt sich die Wand zurück, noch ein paar Schritte – und über uns ist nur noch der Himmel. Das lang Ersehnte ist Wirklichkeit geworden. Nach der Bezwingung des Marmorpeilers stehen wir auf dem sturmumbrauten Gipfel des *Khan Tengri*. Sechs Hände finden sich zusammen, stumm umarmen wir uns, wir sind zu überwältigt, um Worte zu finden.

Wir sind zum Umfallen müde, so daß wir kaum die Kraft finden, das Zelt aufzustellen. Wir nächtigen direkt auf dem Gipfel, aber trotz der großen Müdigkeit schlafen wir schlecht. Der Wind nimmt jetzt an Stärke ab, er scheint verstanden zu haben, daß er uns den Sieg nicht mehr streitig machen kann. Endlich bricht der neue Tag an. Das Wetter hat sich gebessert, die Sonne schaut durch Wolkenfenster, und im Abstieg stoßen wir auf die zweite Mannschaft der Expedition, die sich im Aufstieg befindet. Wir wünschen unsern Kameraden gutes Gelingen, dies vor allem recht herzlich unserer Expeditionsärztin Lida Pomanowa, der ersten Frau, die es wagt, diesen Eisriesen zu bezwingen. Am 12. August sind alle Teilnehmer im Hauptlager wieder beisammen.

Khan Tengri, der «Herrscher des Himmels», mußte sein stolzes Haupt vor unsern zwei Mannschaften neigen. Zwanzig Bergsteiger haben im Laufe von neun Tagen seinen Gipfel bezwungen. Einige Tage später kommt noch eine erfreuliche Nachricht: Fünf Bergsteiger des Sportvereins «Burewestnik» unter der Führung von K. Kuzmin haben den Gipfel über den Nordgrat erreicht.

(Aus dem Russischen von F. Kropf.)

GANGAPURNA – GLACIER DOME – TENT PEAK

Deutsche Himalaya-Expedition 1965

12. März, Abflug 13.00 Uhr von München-Riem! – so lauten die ersten Zeilen in unseren Tagebüchern. Nach mehr als zweijähriger Vorbereitungszeit ist der große Augenblick gekommen, da unser Expeditionsabenteuer offiziell beginnt. Wir starten, sechs Mann einer achtköpfigen Bergsteigergruppe: Günter Hauser (36) als Leiter, Ludwig Greißl (30) als Stellvertreter, Hermann Köllensperger (38), Karl-Heinz Ehlers (31), Dr. Klaus Ekkerlein (28) als Arzt und der Schreiber dieses Berichtes (36). Die meisten von uns konnten schon auf früheren Expeditionen reichlich Erfahrungen sammeln: im Himalaya, im Karakorum, in den Anden, in Alaska. Erich Reismüller und Otto Seibold sind bereits am 16. Februar mit unserem knapp sieben Tonnen schweren Gepäck auf dem Seeweg abgereist. Daß nur zwei Mann diese Riesenmenge Gepäck begleiten, ist etwas leichtfertig. Wir werden bald dafür büßen. Indischer Zoll und indische Eisenbahn sind Hürden, die eine Expedition ebenso zum Scheitern bringen können wie Trägerstreiks oder anhaltendes Schlechtwetter. Den Zoll überwinden unsere Kameraden in Rekordzeit; auf der Eisenbahn hingegen läuft alles schief. Unsere Freunde landen nach mehrtägiger Irrfahrt in Kathmandu ohne die vierzig Kisten. Sie waren zu zweit einfach von der Aufgabe überfordert.

Das Fehlen des Gepäcks lastet auf der gesamten Mannschaft. Vereint in Nepals Hauptstadt, sitzen wir mit ernsten Gesichtern beieinander und suchen nach einem Ausweg: Wann kommen unsere Kisten? Auf unsere Fragen erteilt man uns überall höflich und mit lächelnder Miene die gleiche Antwort: Vielleicht in zwei Wochen, vielleicht in zwei Monaten! Es ist ein Glück, daß wir alle Optimisten sind. Trotzdem bleibt in den folgenden Tagen nichts unversucht. In Birganj, der nepalesischen Grenzstation, wird ein ständiger Posten einquartiert. Bis zu dreimal am Tag passieren wir die indische Grenze und durchsuchen den riesigen Güterbahnhof Raxauls. Endlich kommen die ersten sieben Kisten zum Vorschein, dann folgen wieder lange Tage bangen Wartens. Vorstöße zu den nächsten Eisenbahnknotenpunkten bleiben erfolglos. Am 20. März kommen weitere 23 Kisten an. Unsere genauen Listen sagen uns bis zum letzten Hosens-

knopf, was wir mittlerweile besitzen: den Hauptteil der Ausrüstung und einen guten Querschnitt an Lebensmitteln. Die fehlenden Gepäckstücke brauchen wir somit nicht abzuwarten. Es war geplant, einen Teil der Grundnahrungsmittel und die Sherpa-Verpflegung in Kathmandu einzukaufen. Dank guten Freunden können wir uns auf die Nachsendung des Restes verlassen.

Schließlich ist es soweit: Am 28. März 1965, einem strahlenden Sonntag, verlassen wir Pokhara mit 112 Trägern, acht Sherpas, einem Koch, einem Küchenjungen und dem Verbindungsoffizier Prem Lama. Der Sherpa Mingmah bleibt zurück. Er soll sich unseres restlichen Gepäcks annehmen, das noch irgendwo in Indien auf einem Abstellgleis der Weiterbeförderung harret. Ein zweiter Trägertrupp wird es nachbringen.

Unter glühender Sonne zieht die Karawane während vier Tagen durch eine reizvolle Vorgebirgslandschaft. Über Höhenrücken, an Berghängen und Bächen entlang führt ein prächtiger Weg durch schmucke Ortschaften nach Chomrong, dem höchstgelegenen Dorf des Modi Khola (Khola = Tal). Bis hierher bieten sich dem Beschauer Ausblicke von unwahrscheinlicher Schönheit: eine Kette von 7000 bis 8000 Meter hohen Eis- und Felsriesen als glitzernde und gleißende Kulisse mit stets wechselnden Vordergründen, mit Rhododendren bestandenen Halden, schlängelnden Bachläufen, mit Mais und Getreide bepflanzten Terrassen und weißgetünchten Bauernhöfen.

Chomrong, ein märchenhaft ruhiger Ort, liegt etwa 2000 Meter hoch, von der Welt gänzlich abgeschlossen. Wer zu einem darüber aufragenden Siebentausender aufschauen will, muß den Kopf weit in den Nacken beugen, um den Gipfel zu sehen. So verlassen dieser Ort liegt, so hilflos und allein kommen wir uns vor, als am nächsten Morgen die Träger ihren Dienst versagen. Regen und die Gewißheit, die letzte menschliche Ansiedlung verlassen zu müssen, mögen sie zu dieser Handlungsweise veranlaßt haben. Stundenlange Verhandlungen, eine in Aussicht gestellte sehr kurze Tagesetappe, eine Prämie, all das hilft nichts. Indes, kurz vor Mittag bekommen wir ganz unerwartet Schützenhilfe. Die Sonne bricht durch, und die Träger nehmen ihre Lasten wieder auf und gehen weiter! Es geht nun hinein in die Modi-Schlucht, die nur selten Ausblicke gewährt und die wir erst nach einem Sechstagemarsch hinter uns bringen. Ein ständig in der Luft liegender Trägerstreik, schlechtes Wetter und ein halber Meter Neuschnee stellen uns vor ernste Probleme. Ein mächtiger, überhängender Block, von einem Felssturz herrührend, bietet den einzigen Unterschlupf. Die meist barfuß gehenden Träger sind in einem beängstigenden Zustand. Unser Arzt waltet seines Amtes und verteilt Medikamente. Die Sherpas sind wahre Heinzelmännchen: Im Nu

brodelt der Tee in vielen Töpfen. Wir zerren Planen aus den Kisten und bauen für alle einen Wetterschutz. Am nächsten Morgen tritt die Trägerkolonne ihren Heimweg an. Nun stehen uns nur noch sieben Sherpas und fünf Hochträger zur Verfügung.

Wir richten einen Pendelverkehr ein, treiben ihn in Etappen vor und erreichen am 6. April den Eingang zu einer wildromantischen Klamm. Er ist wie das Tor zu einem verborgenen Märchenschloß. Zwischen den hohen, lotrechten Felswänden ist einem beinahe unheimlich zumute. Insgeheim fragen wir uns, ob dieser enge Durchgang geschmückt oder bewehrt ist, denn viele mehr als zwanzig Meter lange Eiszapfen hängen über uns. Nach knapp zwei Gehstunden endet die Klamm ebenso unvermittelt, wie sie begann. Wenig höher finden wir einen Platz für unser Basislager. Leider liegt er nur 3750 Meter hoch, aber er ist gleichermaßen günstig als Ausgangspunkt für die Gangapurna und für die Annapurna I über den Glacier Dome.

Unser erster Angriff gilt der *Gangapurna* (7426 m), für die uns die nepalesische Regierung erst in letzter Minute vor unserem Abflug von Kathmandu die Genehmigung erteilte. Bei der Ausreise aus Deutschland hatten wir nur die Genehmigung für die Annapurna I in der Tasche, weitere beantragte Gipfel wurden abgelehnt. Ohne lange Überlegung geben wir dem jungfräulichen Gipfel gegenüber der bereits bezwungenen Annapurna I den Vorrang.

Die Zeit drängt. Bereits am Tag nach Errichtung des ersten Zeltes im Hauptlager gehen Ludwig und Günter auf Kundgang, aber große Neuschneemengen erschweren ihr Vorwärtskommen. Erich und ich finden am folgenden Tag zum Glück bessere Verhältnisse vor. Eine Stunde oberhalb ihrer Umkehrstelle erleben wir allerdings eine schlimme Überraschung. Durch die Ausaperung, die auch im Himalaya stark voranschreitet, hat sich der Gletscher vom Berg gelöst und bildet, an der Abrißstelle tief eingebettet, einen großen Gletschersee, begrenzt von 200 Meter hohen Seitenmoränen und, hinten abgeschlossen, von ebenso hohen senkrechten Felswänden.

Alles, was wir ersinnen und erdenken, verwerfen wir wieder. Dieses Riesenloch ist unüberwindbar. Auf dem Rückweg kommt uns eine neue Idee: Einige Kilometer talaus entdecken wir eine Möglichkeit, die unersteigbare Seitenmoräne zu überlisten und das orographisch linke Moränentälchen zu erreichen. Kurz unterhalb des Moränenkammes, in 4300 Meter Höhe, errichten wir unser Lager I. Am folgenden Tag trägt die gesamte Mannschaft Lasten herauf.

Otto und ich erkunden den rechts eines großen Felsgrates herabstürzenden Gletscherbruch bis auf eine Höhe von 5100 Metern. Die letzte Steilstufe können

wir allerdings nur mehr durch einen Eiskamin kletternd überwinden. Dann haben wir freie Sicht in ein riesiges Gletscherbecken. «Geschafft», denken wir – aber weit gefehlt! Eine kurze Strecke weiter hinten ziehen eine Unmenge zehner und mehr Meter breite Spalten durch den ganzen Gletscher, von einer Felswand zur andern. Da hier nichts zu machen ist, kehren wir nach dem Lager I zurück. Anderntags gelingt es uns, in dem auf den ersten Blick viel weniger Hoffnung bietenden linken Gletscherbruch bis auf 5150 Meter vorzudringen und den Weiterweg einigermaßen zu übersehen. Der etwa 1000 Meter hohe Bruch ist so steil, daß größere Spalten durch die schnelle Gletscherbewegung und durch Lawinen immer wieder zugeschüttet werden. Am Fuße des Bruches errichten wir unser Lager II, von dem aus Erich und Hermann unsern Weg fortsetzen. Zwischen schiefen, in den Himmel ragenden Eistürmen hindurch, teils sich unter überhängenden Eiswülsten haltend, verlassen sie den Bruch nach links durch eine steile Rinne und können nach schier endloser anstrengender Schneewaterei einen schönen Platz für das Lager III ausfindig machen.

Am folgenden Tag sind wir alle mit dem Transport der Lasten beschäftigt. Wer von Lager I zu Lager II geht, muß besonders früh aus den Federn. Hier gibt es auf eine große Strecke steile Schneehänge zu queren. Gegen 11 Uhr sollten Begeher dieser Etappe entweder zurück sein oder im Lager II bleiben, denn in kürzester Zeit weicht die Sonne die ganze Flanke derart auf, daß ein Traversieren nicht mehr ratsam ist.

Bevor die ersten Zelte auf dem «Balkon», wie wir den Platz von Lager III getauft haben, aufgebaut werden können, tritt Schlechtwetter mit heftigem Schneefall ein. Zwei Tage lang schneit es. Ein Versuch, trotzdem zum «Balkon» zu gehen, erstickt in den Neuschneemengen. Auf halbem Wege deponieren wir die Lasten auf einer Eiskanzel und markieren die Stelle.

Zufällig schaue ich in der Frühe des ersten schönen Tages aus meinem Zelt im Lager II und beobachte, wie sich hoch über dem Lager I eine Lawine löst. Die Staubwolke kommt aber im Hang auf halber Strecke zum Stehen. So scheint es wenigstens von hier aus. Nach dem ersten Schrecken beruhigen sich alle bald wieder, denn wir halten den Standplatz von Lager I für absolut sicher. Zur festgesetzten Sprechfunkzeit erfahren wir aber, daß unser Doktor und der Verbindungsoffizier im Schlaf aufgestört wurden, als das Innenzelt und eine dicke Schicht Schneestaub plötzlich auf die beiden fiel. Das Außenzelt mitsamt dem Gestänge war weggewischt und wurde eine Stunde entfernt wieder gefunden. Eine riesige Neuschneelawine, durch einen Eissturz ausgelöst, hatte einen gewaltigen Luftdruck erzeugt, vor dem es praktisch keinen Schutz gibt.

Nachdem das Wetter wieder besser geworden ist, erstellen wir mit vereinten Kräften unser Lager III auf einem Plateau in 5700 Meter Höhe. Ein wunderbarer Rundblick bietet sich von hier aus: gegenüber die alles dominierende Annapurna I, die als erster Achttausender im Jahre 1950 von einer französischen Expedition bestiegen wurde. Links der noch jungfräuliche Fang, dann der Modi Peak, der ein Jahr zuvor von den Japanern bezwungen wurde, Patal Hiunchuli und als Talwächter der Machapuchare, auf deutsch «Fischschwanz», der 1957 von einer englischen Expedition vergeblich versucht wurde. Die Gruppe mußte an dem heute heiliggesprochenen Berg kurz unterhalb des Gipfels umkehren. Über uns stehen Annapurna III und die Gangapurna mit ihrer mächtigen Felswand. Bereits von hier zeichnet sich eine Aufstiegsmöglichkeit durch ein Eiscouloir ab, um den Sattel (Col) zwischen beiden Gipfeln zu erreichen und damit an den Fuß des langen Ostgrates der Gangapurna zu gelangen. Immer wieder bleiben unsere Blicke an diesem steilen Eiscouloir hängen. Wird es überhaupt möglich sein? Gestattet der über dem Couloir hängende Gletscher einen Versuch? Noch wissen wir nicht Bescheid. Wir sind voller Zweifel, aber nicht ohne Zuversicht. Der Weg zum nächsten Lager, welches unterhalb der Rinne stehen muß, scheint keine Schwierigkeiten zu bieten. Ludwig verkündet: «Morgen nehmen wir gleich die Zelte mit, und abends steht Lager IV.» Er steckt mit seinem Optimismus alle an. Am nächsten Morgen schnallen wir unsere Lasten auf, queren steile Gletscherhänge oberhalb eines riesigen Abbruchs, steigen steil an und queren erneut. Dasselbe wiederholt sich noch einige Male, und die Stunden verrinnen. Als wir um eine Kante klettern, liegt eine weitgespannte Mulde vor uns. Der Schnee ist aber wegen der fortgeschrittenen Tageszeit so gefährlich geworden, daß wir alle großen Vorsätze fallenlassen und wieder zum Lager III absteigen. Mit Hilfe der Spuren des Vortages gelingt es uns am 24. April, drei kleine Zelte unter einem hohen, schützenden Eisabbruch aufzubauen: Lager IV in 6200 Meter Höhe. Wie ein Geschenk kommt uns dieses ebene Plätzchen in der steilen, haltlosen Flanke vor. Erstmals wird die dünne Luft spürbar. Ein Sturmtag hält alle in den Zelten auf dem «Balkon» gefangen, doch tags darauf gestattet die Witterung einen Umzug zum Lager IV. Otto, Erich, Ludwig und Karl-Heinz bleiben als erste oben. Auch in der folgenden Nacht tobt wieder ein fürchterlicher Höhensturm. Die vier bleiben erschöpft in ihren Schlafsäcken. Erst am übernächsten Tag beginnen sie den Aufstieg in dem großen Eiscouloir und kommen ein respektables Stück voran. Sherpa Phudorje II, der im Vorjahr mit Stammberger auf dem Cho Oyu-Gipfel war, und ich gehen zur Verstärkung ebenfalls nach dem Lager IV.

Günter und Klaus sorgen für den Nachschub und pendeln während der ganzen Zeit zwischen den Lagern; die Sherpa-Mannschaft trägt unermüdlich Lasten.

Hier oben aber toben seit Tagen Schönwetterstürme und treiben Unmengen feinsten Schneestaubes unter den Eiswall. Unser zauberhaftes Plätzchen wird zum Tanzplatz der Hexen. Es ist kaum möglich, die Zelte vom Schnee freizuhalten. Trotzdem schreitet unsere Arbeit in dem Couloir stetig voran.

Zwei Partien, wechselweise morgens früh und nachmittags, versichern Seillänge um Seillänge in der knapp 600 Meter hohen, etwa 55 Grad steilen Eiswand. Bei immer schlechter werdendem Wetter erkämpfen wir am siebenten Tag seit dem Bezug des Lagers IV einen Punkt etwa 60 Meter unter dem Grat.

An diesem Tag wollen wir den Sattel und damit den Platz für das Lager V erreichen. Statt dessen setzt aber, früher als sonst, von einem Gewitter eingeleitet, ein unbarmherziger Schneesturm ein. In diesen treibenden, milchigweißen Massen gibt es kein Hinauf mehr, nur noch den Abstieg in die schützenden Zelte.

Wir planen, den Gipfel in zwei Gruppen zu betreten. Eine Mannschaft sollte der andern vom Lager IV aus Rückendeckung geben.

Mit hängenden Köpfen kommt unsere Gipfeltruppe wieder ins Lager. Daß wir zur Umkehr gezwungen würden, war auch den andern bei Einbruch des Unwetters klar. Inzwischen machen wir die betrübliche Feststellung, daß wir zum Kochen nur noch zwei Gaskartuschen besitzen. Das ergibt pro Kartusche nicht mehr als eine Suppe und ein heißes Getränk für vier Mann. Über die Schuld wird kein Wort verloren, sie trifft uns alle, auch die Sherpas, die weit mehr verbrauchen als vorgesehen. Wie wir später bemerken, heizen sie sogar ihre Zelte. Zu unserm Schrecken ist der Vorrat an kleinen Kartuschen auch im Lager III erschöpft. Kein Wunder, daß sich Günter zu einer unkonventionellen Anordnung entschließt. Er schickt Kippa, den «Gehorsamen», allein ins Basislager, um uns mit diesem notwendigen Stoff, der in unserer Situation nicht mit Gold aufzuwiegen ist, genügend zu versorgen. Wann aber wird er zurückkommen?

Ein neuer Plan wird gefaßt: Wir werden durch frische Kräfte abgelöst. Otto und ich beschließen abzustiegen, um den unerläßlichen Brennstoff zu holen, und später mit der zweiten Gruppe zum Gipfel zu gehen. Wenn uns Kippa nicht entgegentkommt, müssen wir bis ins Basislager hinunter.

Doch tags darauf bleiben alle in den Zelten. Niemand kann gehen, weder hinauf noch hinunter. Es ist nach Neuschneefällen viel zu lawinengefährlich.

Der nächste Morgen bricht an: klar und bitter kalt. Wir verabschieden uns von unsern vier Kameraden und zwei Sherpas. In knietiefem Schnee biegen sie um die Kante unseres schützenden Eiswalls und steigen in die Richtung zum

Sattel. Otto und ich eilen zum Lager III, Kippa entgegen. Wir können von dort den Aufstieg der sechs genau beobachten. Ein eigenartiges Bild: Sie kleben wie Fliegen an einer weißen Wand. Es ist ein strahlend schöner Tag. Gegen Abend sehen wir die letzten aus dem Couloir aussteigen, für uns ein bedeutender Augenblick. Der Sattel ist erreicht und der Gipfel in greifbare Nähe gerückt.

Gegen 21 Uhr schlafen wir ein mit dem Gedanken, am nächsten Morgen weiter abzusteigen. Kurz vor Mitternacht hören wir ein Keuchen. Von einem Hustenanfall geschüttelt, sinkt unser treuer Kippa erschöpft in den Schnee. Er ist in einem Zug vom Basislager, das er in der Frühe verlassen hatte, bis zum Lager III hinaufgestiegen, eine unfaßbare Leistung!

Am nächsten Tag entdeckt einer vom Lager IV aus, zu dem wir mit den lebenswichtigen Gaskartuschen wieder aufgestiegen sind, hoch oben am steilen Ostgrat der Gangapurna sechs Punkte: Ludwig, Erich, Günter, Hermann und die Sherpas Ang Temba und Phudorje II streben dem Gipfel zu.

Bei uns herrscht geschäftiges Treiben. Wir packen für den weiteren Aufstieg. Den Tag darauf begegnen wir unterhalb des Sattels den Kameraden. Kurzer Bericht: «Gangapurna erreicht, am Gipfel keine Sicht mehr, im Abstieg Schneesturm, Erfrierungen, im Zelt Gaskartusche explodiert. Macht's gut!» – «Ihr auch!» Sie steigen hinunter, wir hinauf.

Für die Nacht in zwei kleinen Zelten zusammengedrängt, versucht jeder, etwas Schlaf zu finden. Sturm kommt auf. Gegen Mitternacht stöhnt Otto. Der angewehrte Schnee drückt das Zelt zusammen, er kann unter der Last kaum mehr atmen. Pemba Norbu und ich schaffen ihm mit dem Pickel von außen Luft. Am Morgen tobt noch immer heftiger Sturm. Unsere Chancen, den Gipfel zu erreichen, sind gering. Gegen 7 Uhr brechen wir trotzdem auf. Nach einer Stunde wird es plötzlich ruhig. Im Tal aber bilden sich die ersten Wolkenbällchen, die untrüglichen Anzeichen des üblichen Nachmittagsgewitters. Ein Wettlauf mit dem Wetter beginnt, denn wir wissen genau, wie schnell es auf dieser Höhe umschlägt. Steil windet sich der Schnee Grat zum Vorgipfel hinauf. Nach seiner Überwindung zieht ein Grat im Bogen hinüber und hinauf, dann eine scharfe Wächte, dahinter fällt es wieder steil ab.

Der Gipfel! Sieger? Sicher nicht über den Berg. Klein und müde fühlen wir uns in diesem Augenblick. Nicht Stolz befällt uns, aber eine tiefe Dankbarkeit. Echte Freude über die Besteigung stellt sich erst viel später ein. Sieger blieben wir im Kampf mit dem Wetter, und das erfüllt uns mit Genugtuung. Noch spannt sich ein tiefblauer Himmel über den Hochgipfeln. Eine grandiose Rundschau belohnt unsere Anstrengungen. Im Westen stehen Annapurna I und Dhaulagiri,

im Osten Annapurna II und III, dahinter der Manaslu, Peak 29 und Himalchuli.

Drei viertel Stunden mögen wohl vergangen sein, als einer, auf die nahenden Wolken deutend, zum Abstieg mahnt. Kurz unter dem Vorgipfel begegnen wir Karl-Heinz und Klaus. Sie werden den Gipfel ebenfalls bald erreicht haben. Nachmittags schlägt das Wetter um; ein wütender Schneesturm faucht über den Grat. Der Abstieg vom Sattel zum Lager IV gelingt nicht mehr.

Am andern Morgen: Schlechtwetter schon in der Frühe. Zelte abreißen und einpacken, alles dauert schrecklich lange. Zwei erschöpfte Sherpas, die während unseres Gipfelaufstieges im Lager geblieben waren, sind schwer auf die Füße zu bringen. Ohne die fixen Seile wäre der Abstieg voller Gefahren gewesen. Von neuem wird uns ihr lebensrettender Wert bewußt. Die Schneehöhe nimmt zu. Am Spätnachmittag erreichen die letzten die schützenden Zelte des Lagers IV.

Wie zweifelhaft aber der Schutz auch in einem sicher scheinenden Lager in diesen Riesenflanken ist, sollten wir noch an demselben Abend erfahren. Die neben unserm Standort sich herunterziehende, etwa 800 Meter breite Rinne kann die Schneemengen nicht mehr fassen. Sie überborden den schützenden Eiswall und begraben unsere Zelte. Phurbar Tenzing und ich können uns unweit des Lagerplatzes halten, Klaus wird ein Stück den Hang hinuntergerissen; keuchend kommt er wieder herauf. Allmählich legt sich der Schneestaub, und es wird wieder hell. Es wird uns bewußt, was sich zugetragen hat: Karl-Heinz und Phurbar Kitar sind verschüttet worden! Voller Angst bemühen wir uns, Hilfe zu bringen, mit bloßen Händen, mit den ersten besten Gegenständen. Karl-Heinz finden wir eingeklemmt im zusammengebrochenen Zelt, Phurbar Kitar liegt wenig daneben und hat bereits ärztliche Hilfe nötig. In mühsamer Arbeit entsteht, so hoch wie möglich, in der Eiswand eine Sitzfläche, vor nachrutschendem Schnee geschützt. Hier verbringen wir eine bitter kalte Nacht. Die Zelte sind völlig zerstört, die Ausrüstung verschüttet oder hinuntergefegt. Ein Glück, daß aus dem kleinen hellen Fleck am Himmel eine klare Mondnacht wird.

Am nächsten Morgen bricht ein strahlender Tag an, erst noch von Sturmböen durchsetzt, später aber so ruhig, als wäre es nie anders gewesen.

Am Abend sind alle samt den Resten der Ausrüstung wieder im Lager III versammelt, wo Hermann und Sambo warten. Wohltuende Sicherheit herrscht hier, und ein unbeschreiblich gelöstes Gefühl befällt uns.

Tiefer Schlaf folgt, der bei mir volle achtzehn Stunden währt. In den vorangegangenen Stunden mußten die letzten Kraftreserven mobilisiert werden, um die große Mulde, die von Lawinenschnee angefüllt war, durchqueren zu können,

wobei wir oft bis zu den Hüften versanken. Auch die Hänge und Traversen zum «Balkon» hinunter stellten immer wieder die höchsten Anforderungen. Das im Aufstieg stets gut zu begehende Gelände war durch die niederfegenden Lawinen vollkommen verwüstet.

Eine Woche verstreicht, bis die andern Lager abgeräumt sind, dann sitzen wir erstmals wieder alle im Basislager beisammen, fröhlich und ausgelassen. Die rechte Freude über die Besteigung der Gangapurna stellt sich erst jetzt ein, nachdem alle Spannung gewichen ist und alle Gefahren hinter uns liegen.

Während wir am Berg waren, ist unten der Frühling eingezogen. Der Schnee ist weggeschmolzen. Die tote Moräne, auf der unsere Zelte stehen, hat sich in ein Blütenmeer verwandelt.

Zweites Ziel der Expedition ist der *Glacier Dome* (7142 m), der im Herbst 1965 zum erstenmal von den Japanern bestiegen wurde. Daß wir die Annapurna I nicht mehr erreichen können, ist uns allen klar. Der Monsun steht vor der Tür. Es bleiben nur noch wenige Tage, und die wollen wir redlich nützen. Könnten wir den Gipfel des Glacier Dome noch betreten und den Verbindungsgrat zur Annapurna I erkunden, so wären unsere hochgespannten Hoffnungen erfüllt.

Am fünften Tag nach dem Verlassen des Hauptlagers entsteht das Lager III inmitten eines wilden Eisbruches. Schon bis hierher war der Weg äußerst verwickelt. Wo wir hinschauen: nichts als Gletscherspalten. Am andern Tag setzt brüchiges, überhängendes Eis allen Bemühungen auf dieser Route ein Ende. Die von den Japanern erstiegene Eiswand kommt nicht mehr in Frage, da alle unsere Haken und Schrauben verbraucht sind. Etwas Hoffnung bleibt noch: Auf der gegenüberliegenden Seite einer stark eisschlaggefährdeten Schlucht befindet sich ein großes Gletscherbecken, aus dem mehrere Grate zum Hauptgrat in Gipfelnähe hinaufziehen. Noch am gleichen Nachmittag durchgeführte Kundgänge geben uns Aufschluß, und bald ist das Lager III auf ein lawinensicheres Eisriff am Rande des Beckens verlegt.

Es ist immer schwierig, zu entscheiden, wer den Weiterweg erkunden und wer Lasten schleppen soll. So «knobeln» wir kurzerhand, um lange Debatten zu vermeiden. Bei einem Team, wie wir es am Glacier Dome sind, regelt sich die Verteilung der Aufgaben fast von selbst.

Mit Hilfe des schönen Wetters schiebt sich die Transportkette rasch nach oben. Ein Depot entsteht auf einem Gratvorsprung, und am nächsten Nachmittag wird das Lager IV auf etwa 6400 Meter Höhe errichtet. Mit dem Fallen der ersten Graupelkörner und Regentropfen kriechen wir zu sechst in ein Zelt.

Dieses besteht aus atmungsaktivem Nylonstoff, sehr gut im Schnee, aber nicht wasserdicht. Wer hätte in dieser Höhe noch an Regen gedacht! Bald ist alles über uns, unter uns und um uns patschnaß. Zum großen Verdruß sinkt die Temperatur kurz darauf um mindestens zwanzig Grad, es ist mehr als ungemütlich. Luftmatratzen, Schlafsäcke, Daunenjacken und wir selbst frieren zu Eisklumpen zusammen. Doch jede Nacht hat ihr Ende. Das am Morgen wieder makellose Wetter stimmt die ganze Mannschaft heiter. Über steile, nicht ungefährliche Hänge mit teils knietiefem, gepreßtem Schnee geht es möglichst senkrecht hinauf. Eine Randkluft mittels Steigbaum überwindend, gelangen wir auf den von unten flach aussehenden Gipfelgrat. Wir sind aber sehr verlegen ob unserer Täuschung. Sperrende Eiswälle machen ein Umgehen notwendig. Gegen 11 Uhr breitet sich unvermittelt ein riesiges Plateau aus. Wir gehen bis zum nördlichen Rand. Es gibt keinen höheren Punkt mehr: Wir sind auf dem Gipfel – 7142 Meter hoch!

Fünf Münchner, Klaus Ekkerlein, Ludwig Greißl, Erich Reismüller, Otto Seibold und ich, sowie der treue Sherpa Kippa, der sich mit uns riesig freut, schütteln sich die Hände. Stolz hebt Kippa die Fahne Nepals in den Himmel und läßt sich photographieren. – Rings im Kreise stehen die alten Bekannten: im Osten die Gangapurna, im Westen die Annapurna I. Ein langer Grat spannt sich hinüber. Wir rechnen, daß drei oder vier Hochlager noch nötig sein würden. Für uns aber gibt es keine Möglichkeit mehr weiterzugehen. Es ist der 29. Mai, und im Südosten brauen sich die Monsunwolken zusammen.

Vom gemeinsamen Lager I am Glacier Dome ausgehend, streben einige Tage vorher, am 24. Mai, Günter Hauser, Hermann Köllensperger und der Sherpa Phurbar Kitar dem *Tent Peak* (= Zeltspitze, 5550 m) entgegen. Sie steigen zunächst über Moränen, dann, auf dem Gletscher einen Eisbruch in weitem Bogen umgehend, zu einer steilen Felsstufe auf. Nach deren Überwindung spüren sie den anschließenden, kaum weniger steilen Firnhang gerade etwa 250 Meter hinauf, bis sie den überwächten nördlichen Verbindungsgrat des Berges erreichen. Sie folgen ihm absteigend in den breiten Sattel unmittelbar vor dem Gipfelaufbau des *Tent Peak* und erstellen hier in 5400 Meter ihr Lager. Am folgenden Tag steigen sie steil den Gipfelgrat hinauf, der als scharfe Firnschneide zum höchsten Punkt führt.

KOMMENTAR ZUR KARTE DER SÜDLICHEN ANNAPURNA-GRUPPE

Bis 1956 war es völlig unbekannt, was sich hinter den nach Süden weithin sichtbaren hohen Bergwänden verbirgt, die wie ein riesiges Hufeisen die südliche Annapurna-Gruppe einschließen. Erst in diesem und dem darauffolgenden Jahr ist Col. J.O. M. Roberts mit seiner Mannschaft durch die Schlucht des Modi Khola in das «Heiligtum», wie sie es nannten, eingedrungen und hat nach Kompaßmessungen eine grobe Kammverlaufskizze angefertigt, die alle wesentlichen Gipfel sowie die drei Gletscher erstmals zeigt. Verständlicherweise fehlten noch alle Details, die Lage der Bergkämme war ungenau, und vor allem beruhten die Höhenangaben bisher unbekannter Gipfel nur auf Schätzungen oder zweifelhaften barometrischen Messungen. Es erschien uns daher von großem Interesse, eine genauere Kartenskizze anzufertigen. Es sollte und konnte jedoch keine einwandfreie wissenschaftliche Karte hergestellt werden, da keiner der Teilnehmer Vermessungsfachmann ist und keiner neben den schwierigen Besteigungen die Zeit hatte, das ganze Gebiet mit einem lückenlosen Winkelnetz zu überziehen.

Der Gedanke war vielmehr, die markanten Punkte im südlichen Annapurna-Gebiet mit einem Theodoliten rückwärts einzuschneiden. Als trigonometrische Ausgangspunkte hierzu sollten sieben Gipfel (Annapurna I, II, III und IV, Machapucharè, Modi Peak, Fang) dienen, die vom Survey of India 1925/26 vermessen und in der Karte Nr. 62P von 1930 (Maßstab 1:253 440) verzeichnet sind. Zusammen mit der Karte Nr. 71D (östlicher Teil) bildet sie bis heute die Basis aller Karten Nepals und soll unter Berücksichtigung der damaligen beschränkten Möglichkeiten relativ genau sein. Wir gingen deshalb davon aus, daß zumindest fünf der als «intersected point» bezeichneten Gipfel nach Lage und Höhe ungefähr stimmen, wenn auch der Kartograph des Kartenwerkes den eigentlich weißen Fleck in der südlichen Annapurna-Gruppe mit viel Phantasie ausgefüllt hatte. Dennoch kann die Leistung nicht hoch genug eingeschätzt werden; Details, wie wir sie hier untersuchen, sind dabei von untergeordneter Bedeutung.

Es war für uns hochinteressant, erstmals von einem zentralen Standpunkt im Innern des Hufeisens diese Gipfel gemeinsam und auf kurze Entfernung anpeilen zu können. Unser Hauptvermessungspunkt hierfür war der Tent Peak. Bei der Auswertung paßten die sieben Gipfel dann allerdings in keiner Weise zusammen! Es blieb daher nichts anderes übrig, als einen Berg zu wählen, an dem wir unsere Triangulation nach Lage und Höhe aufhängen konnten. Der Machapucharè erschien uns am «glaubwürdigsten», da er als südlichster Berg weithin sichtbar mit einer gut anpeilbaren Spitze sicher am einfachsten und besten von den Männern des Survey of India eingemessen werden konnte. Die anderen Berge mußten wir dementsprechend «versetzen», meist in südwestliche Richtung zwischen einem und über zweieinhalb (Annapurna II und IV) Kilometer.

Infolge dieser doch erheblichen Unstimmigkeit in der Ausgangskarte mußten wir zur maßstabgerechten Lagebestimmung der Punkte nun auch die Nordrichtung und eine allerdings kleine, von uns ausgemessene Basis heranziehen; ferner setzten wir voraus, daß außer der Höhenangabe des Machapucharè auch die des Annapurna-I-Hauptgipfels richtig ist, was sich im Verlauf der Auswertung auch annähernd bestätigt hat. Auf Grund dieser nicht ganz problemfreien Grundlagen kann nicht ausgeschlossen werden, daß unser Netzsystem insgesamt sowohl im Maßstab wie in seiner Zuordnung zu den Koordinaten noch Veränderungen erfahren kann, wobei die Größenordnung einer eventuellen Fehlertoleranz selbstverständlich nicht bestimmbar ist. Da die Berechnung der Höhen auf der Lage der Punkte aufbaut und da ferner die Höhenkoten der beiden genannten Gipfel, von denen wir ausgehen, bei ihrer Vermessung in den zwanziger Jahren auch nur Mittelwerte einer zugelassenen Toleranz waren, können sich im Falle von Abweichungen die Höhenangaben in unserem System absolut, das heißt alle gemeinsam, etwas ändern.

Auch die Größe der relativen Fehlertoleranz, also der möglichen Abweichungen innerhalb unserer eigenen Messungen, läßt sich nicht einheitlich in Zahlen angeben. Außer den Theodolitmessungen wurden Panoramaaufnahmen vom Glacier Dome und Gipfelaufnahmen von der Gangapurna zu Winkelmessungen herangezogen und ergänzt durch Photos von Col. Roberts vom Grat nördlich des Machapucharè sowie durch ein Panorama der Kyoto University Expedition vom Modi Peak. Die Lage der Punkte haben wir in der Zeichnung, die Höhen durch Rechnung ermittelt. Bei Höhenbestimmungen derselben Gipfel von verschiedenen Standpunkten aus ergaben sich Unterschiede von 0 bis maximal + 15 Meter bei schwieriger meßbaren, abgerundeten Gipfeln, so daß im allgemeinen mit einer verhältnismäßig großen Genauigkeit der relativen Werte



13 HOCHLAGER AM GLACIER DOME mit Blick gegen den Machapuchare (6997m). Photo: Karl Heinz Ehlers.

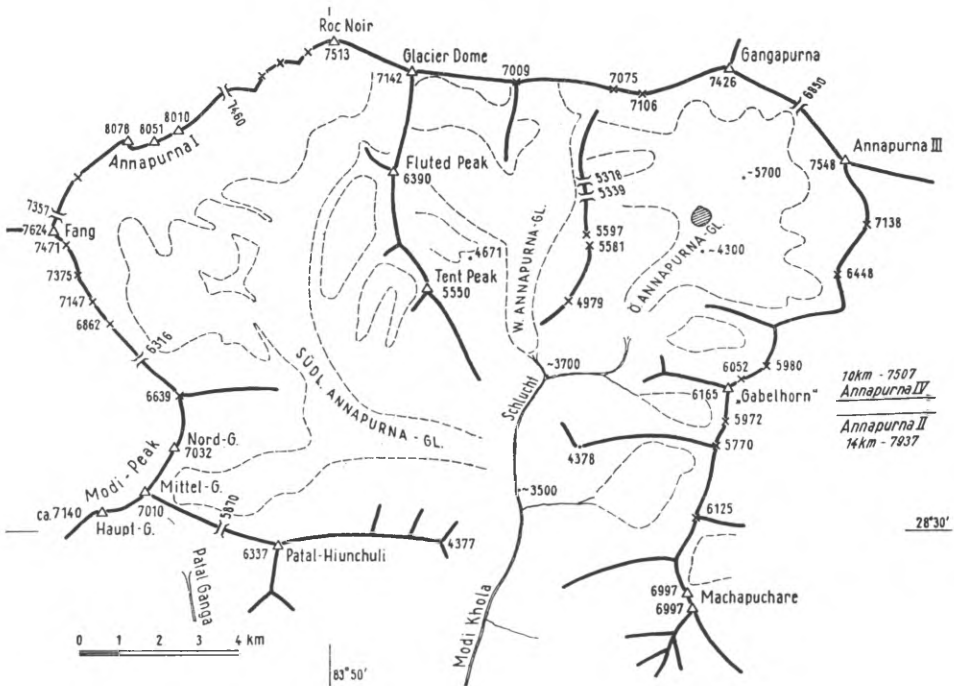


14 AUF DEM GIPFELPLATEAU des Glacier Dome (7142 m). Rechts die Felspyramide der Gangapurna (7426 m), rechts dahinter der Manaslu (8126 m). Photo: Erich Reismüller.



15 AUF DEM GIPFEL DER GANGAPURNA (7426 m) mit Blick nach Osten: Manaslu, Peak 29, Annapurna II.
Nach einem Dia von Herbert Wünsche.
16 Folgendes Bild: GANGAPURNA (7426 m). Südflanke vom Tent Peak aus. Photo: Günter Hauser.





Südliche Annapurna-Gruppe. Vereinfachte Darstellung der von der Deutschen Himalaya-Expedition 1966 veröffentlichten Originalkarte 1:100 000.

gerechnet werden kann. Trotzdem sind aus den genannten Gründen die hier angegebenen Höhen nur als ausgemittelte Werte zu betrachten, die zufällig auch ungerade Meterzahlen ergaben; darüber darf keinesfalls die mögliche Fehler-toleranz vergessen werden.

Die *Namengebungen* im südlichen Annapurna-Gebiet sind mehr oder weniger sinnvoll. Die *Annapurna* I bis IV wurden nach ihrer Höhe numeriert, so daß sie zum Teil unglücklich weit auseinanderliegen. Anna bedeutet «Nahrung» und purna heißt «voll». Also: voll von Nahrung; oder besser frei übersetzt mit «Nahrungsspender», eine sicher sinnvolle Bezeichnung der Bauern, die das lebensnotwendige Wasser für ihre Felder von den göttlich verehrten Bergen erhalten. Der Name *Gangapurna* war bei unserer Ankunft noch nicht offiziell, wurde aber in der Literatur schon gebraucht und stammt vermutlich auch von der Bevölkerung. Ganga bedeutet «Wasser» oder, mehr noch, «Gott des Wassers», so daß die Bezeichnung Gangapurna denselben Hintergrund wie Annapurna hat. Nach unserer Besteigung wurde der Name auch von der nepalesischen

Regierung akzeptiert, so daß er nun als endgültig zu betrachten ist. Der *Modi Peak* nach dem Modifluß benannt, hat nicht weniger als drei andere Namen über sich ergehen lassen müssen, bevor er jetzt – hoffentlich – bei diesem bleibt. Zunächst hieß er Ganesh, dann nannte ihn Col. Roberts Annapurna-Südgipfel, da es anderswo schon einen Ganesh gibt, und Prof. G. O. Dyhrenfurth gab ihm aus demselben Grund den Namen Midtse. Noch eine fünfte Annapurna scheint indessen ein bißchen zuviel, und die Endung -tse von Moditse ist tibetisch und paßt nicht ganz in diese Landschaft, weshalb beide Experten bereits davon abgekommen sind. Auch den von Col. Roberts gegebenen Namen *Hiunchuli*, was einfach «Schneeberg» heißt, gibt es anderwärts, weshalb wir die Vorsilbe Patal hinzusetzen. Der Bürgermeister von Chomrong hatte das Tal, das von der Südflanke des Modi Peak und Hiunchuli direkt zur Ortschaft herunterleitet und dort in den Modi Khola mündet, als *Patal Ganga* bezeichnet, was bedeutet: «Wasser, das aus der dritten Welt (der Unterwelt) kommt.» Er schloß mit dieser Bezeichnung auch beide Berge mit ein. Wir übernahmen deshalb in der Karte den Namen für das Tal und das erste Wort für den Hiunchuli. Wie ein Fischschwanz – das nämlich heißt *Machapucharè* – sieht der Doppelgipfel des kühnsten der Berge aus, wenn man ihn von Osten betrachtet. Eigentlich ist die Schreibweise Machhapuchharè, doch hielt es Roberts nach dem Studium grundlegender Werke für zulässig, zwei h wegzulassen. Die beiden ersten a sind lang, das letzte kurz. – Das *Gabelhorn*, nach dem schweizerischen Obergabelhorn von Roberts' Expedition provisorisch so genannt, ist nicht ideal getauft, da man grundsätzlich keine europäischen Namen übertragen sollte. Es steht daher in Anführungszeichen in der Karte und ist weiterhin als Provisorium zu betrachten. – Der *Glacier Dome*, so von Maurice Herzogs Annapurna-I-Expedition benannt, hat seinen Namen zu Recht: Auf seinem flachen Gipfel ruht eine Gletscherkappe, die nach allen Seiten in Hängegletschern und Eisbrüchen abbricht. Beim *Roc Noir*, ebenfalls von den Franzosen getauft, trifft der Name «Schwarzer Fels» wohl nur auf der Nordseite zu. Außerdem ist er weniger als Berg, sondern vielmehr als markanter Endpunkt des Annapurna-Ostgrates anzusehen. – Der *Fluted Peak*, von W. Noyce und D. Cox 1957 bestiegen, wurde von ihnen wegen seines schönen Rillen- oder Riffelfirns so benannt. Dem *Tent Peak* haben die Briten ebenfalls der Form wegen diesen Namen gegeben, denn das weiße Dreieck seiner Südwestwand erinnert an ein Zelt. Die schöne Gestalt des *Fang* war für Roberts' Mannschaft auch bei dieser Namengebung ausschlaggebend: Man glaubte sich an den Fangzahn eines Raubtieres erinnert. – Die Benennung der drei Gletscher durch Col. Roberts haben wir ebenfalls übernommen.

NEUN AUF DEM GIPFEL DES EVEREST

Indische Everest-Expedition 1965

Im Jahre 1852 wurde festgestellt, daß der Everest der höchste Berg der Erde ist. Seither haben 21 Expeditionen versucht, ihn zu besteigen, und zwar verzeichnet man – unsere Expedition noch nicht mitgerechnet – 14 großangelegte Aufstiegsversuche, vier Erkundungsfahrten und drei abenteuerliche Versuche von Einzelgängern. Von all diesen Unternehmungen sind drei von Erfolg gekrönt gewesen, nämlich die britische im Jahre 1953, die schweizerische von 1956 und die amerikanische von 1963. Aber der Everest behält seine Anziehungskraft, und er wird sie behalten, solange es unternehmungsfreudige und abenteuerlustige Menschen gibt. Jeder Aufstieg zum höchsten Berg wird von allen bisherigen verschieden sein, so verschieden wie die daran beteiligten Menschen und die jeweiligen Witterungsverhältnisse sind.

Trotz der beiden früheren Versuche von 1960 und 1962 (damals kämpften sich unsere Gipfelteams bis auf 8600 beziehungsweise 8700 Meter empor und wurden beide Male von tobenden Schneestürmen zur Umkehr gezwungen) war daher der funkelnde Gipfel des *Sagarmatha* (wie der nepalesische Name für den Everest lautet) für uns ein immer noch neuer Berg und ein großes Abenteuer, das wir voller Spannung erwarteten. Wir hatten das Glück, daß vier Seilschaften den Gipfel erreichten und daß alle neun erfolgreichen Bergsteiger heil zurückkehrten.

Unser langer Anmarsch zum Basislager begann am 26. Februar in Jaynagar, einer Stadt an der indisch-nepalesischen Grenze. Von hier aus stiegen wir nach und nach höher über die terrassierten Felder und durch die Wälder. Am siebenten Tag unserer Fußreise erreichten wir den Jantardham, der sich steil über dem Sun Kosi erhebt, und sahen zwischen den blühenden Rhododendren hindurch zum erstenmal den Everest und die Berge des SoloKhumbu-Gebietes: den Gaurisankar (7145 m), den Number (6950 m), den Karyplung (6680 m), den Taweche (6520 m) und den Kangtega (6811 m).

Bergauf und bergab und wiederum bergauf ging unser Weg, und jedesmal, wenn wir in ein Tal hinuntertauchten, stiegen wir nachher um so höher hinauf

und freuten uns über die Ausblicke auf das Hochgebirge. Nach 17 Marschtagen kamen wir zum berühmten heiligen Lamakloster Thangboche. Hier ließen wir uns im Gästehaus, das vom singenden Beten der Mönche, vom Glockengeläute und vom Klang der Hörner widerhallte, zu einer kurzen Reorganisations- und Akklimatisationspause nieder.

Für unser Aufstiegstraining wählten wir die umliegenden Berghänge. Am Anfang kamen uns die Aufstiege sehr mühsam vor, doch gewöhnten wir uns mit der Zeit daran. Unsere Lungen weiteten sich aus und faßten mehr und mehr Luft, wie es dem natürlichen Vorgang der Akklimatisierung entspricht. Nachdem wir vier Tage in Thangboche verbracht hatten, zog unsere Vorhut in Richtung Basislager weiter, das sie am 22. März erreichte. Nun befanden wir uns im gewaltigen Amphitheater des Everest mit dem Pumori (7135 m), dem Lingtren (6623 m), dem Khumbutse (6617 m), dem Changtse (7553 m), der Westschulter des Everest selbst und dem großartigen Nuptse (7879 m), die in einem mächtigen Halbkreis dem Himmel zustreben. Wieder waren wir auf dem Khumbugletscher mit seinen eisblauen Seen, seinen glatten, schimmernden Türmen, seinen unter dem Eis gurgelnden Bächen, den mächtigen Eiswellen, die sich in wildem Fluß von Lobuje bis hierher ergießen, zu diesem mit Geröll bedeckten Platz im Schatten des Khumbutse und des Lho La (Khumbu La, 6000 m), wo wir unser Basislager aufschlugen.

DER EISFALL

Nach einem Ruhetag nahmen wir den Eisfall in Angriff und suchten einen Weg zwischen den funkelnden Eistürmen, die ständig umzustürzen drohten. Gewaltige Blöcke verschiedenster Formen stürzten polternd hinunter und zerschellten dröhnend. Furchterregende Spalten gähnten, verschluckten hungrig Tonnen von Geschiebeeis und schlossen sich plötzlich. Es ist ein Dschungel aus Eis, wo eigentümliche Kräfte ihr unwirkliches Spiel treiben. Schon zweimal waren wir am Everest gewesen, aber der ewig sich verändernde Eisfall stellt sich immer wieder als neue Aufgabe, als eine neue Herausforderung. Nach vier Tagen harter Arbeit hatten wir ihn überwunden. Es war der 27. März, das früheste Datum, an dem je eine Expedition das Westliche Cwm erreichte.

Jenseits des bizarren Labyrinths des Eisfalls liegen die ruhig ansteigenden Hänge des Westlichen Cwm, deren Stille einzig von den vom Lhotse niederdonnernden Lawinen unterbrochen wird. Während einige Seilschaften durch

das Cwm aufstiegen, um auf 6490 Meter das vorgeschobene Basislager und auf 6980 Meter das Lager III zu errichten, schafften Bergsteiger und Sherpas eine Traglast um die andere zum oberen Rand des Eisfalls. Obwohl der Weg durch dieses unruhige Chaos jedesmal eine wirkliche Gefahr in sich schloß und jeder glücklich überstandene Auf- oder Abstieg eine Erleichterung bedeutete, trugen Dutzende von Bergsteigern und Sherpas Tag für Tag bereitwillig und guten Mutes ihre Lasten und kehrten, vom Willen beseelt, sich voll und ganz für die Erreichung des Zieles einzusetzen, zum «Steigeisenhalt» zurück, wo ihre Kameraden mit Flaschen voll heißen Tees auf sie warteten. Schließlich wurde das Lastentragen durch den Eisfall so sehr zur Routine, daß niemand mehr die lauernden Gefahren beachtete.

DER LHOTSE (8501 m)

Nachdem wir ungefähr eine Woche lang Material transportiert hatten, stiegen wir weiter hinauf, zum zweiten großen Hindernis am Everest. Genau in der Fortsetzung des Westlichen Cwm und nur 6,5 Kilometer vom oberen Rand des Eisfalles entfernt, erhebt sich über einem sanften Abhang die Steilflanke des Lhotse, vom 8501 m hohen Felsgipfel gekrönt. Rechts davon ragt die beinahe senkrechte Lhotse-Nuptse-Wand auf, links die Südwestschulter des Everest. Dazwischen liegt das «Tal des Schweigens», dessen Stille nur von den zahlreichen Lawinen unterbrochen wird, die von den umliegenden Flanken niederbrausen. Man empfindet ein besonderes Glücksgefühl beim Betreten dieser faszinierenden Welt, die so voll heiterer Ruhe und Gelassenheit ist.

Mit Hilfe von zwei Litern Sauerstoff pro Minute gelang es den beiden Zweierseilschaften Gombu/Cheema und Sonam Gyatso/Sonam Wangyal, in drei anstrengenden Tagen eine Route zum Südsattel zu eröffnen. Am 12. April war die Route bereit, nachdem die Windungen der Lhotseflanke, das Couloir und das Gelbe Band mit Hunderten von Metern fixer Seile ausgerüstet worden waren. Unterwegs fanden die beiden Seilschaften 100 Meter Seil, das die Amerikaner 1963 zurückgelassen hatten. Sie verwendeten es als Geländer über das Gelbe Band.

Das gute Wetter hielt an, und am 16. April erreichte unser erster Lastentransport den Südsattel (South Col, 7880 m). Zwei Tage später kamen nochmals 16 Träger an. Wie üblich, stöberten die South Col-Träger im «höchstgelegenen Abfallplatz der Welt» herum; wer Glück hatte, fand Filme von Dutzenden von

Metern, die die Amerikaner zurückgelassen hatten, ferner Sauerstoffregulatoren und Zeltstoffetzen, die die Finder als Halstücher benützten. Der erstaunlichste Fund aber war die Geldbörse von Hari Dang, die seit der indischen Expedition von 1962 dort lag und mehrere hundert Rupien nepalesischer und indischer Währung enthielt.

Nun waren wir für die entscheidende Phase bereit. Die Morgendämmerung des 20. April kündete einen klaren Tag an. Unsere erste Gipfelgruppe bestand aus zwei Zweierseilschaften: Gombu-Cheema einerseits und Gyatso-Wangyal andererseits, die von Gurdial und mir unterstützt wurden. Wir stiegen zum vorgeschobenen Basislager auf. Eine Gruppe von 14 starken und besonders ausgewählten Sherpas begleitete uns. Zum erstenmal in der Geschichte des Everest wurde der Gipfel an einem so frühen Datum angegangen. Wenn alles gut ging, konnten unsere Leute am 27. April auf dem Gipfel sein. Das Wetter schien gut, und sogar die Lhotseflanke, über die für gewöhnlich Wind und Schneewirbel hinfegen, machte einen ruhigen und friedlichen Eindruck. Am Everest war keine Schneefahne zu sehen – wir hegten große Hoffnungen.

WETTERUMSCHLAG

Der besondere Wetterbericht, den All India Radio ausstrahlte, verkündete jedoch für den 25. April schlechtes Wetter über dem Everest zufolge einer Tiefdruckzone, die in unsere Richtung vordrang. Wir hielten es für richtiger, zu warten, bis ein besserer Wetterbericht eintraf. Böige Winde fegten am Morgen des 25. April um unser Lager; der Sturm hüllte den ganzen Berg ein. Die Ruhe, die wir bis jetzt genossen hatten, war gründlich vorbei.

Am Morgen des 27. April stiegen wir, dem Wetter die Stirne bietend, vom vorgeschobenen Basislager (6490 m) zum Lager IV (7620 m) und am folgenden Tag zum Südsattel hinauf. Dort herrschte wie immer ein heftiger Sturm. Cheema und Wangyal befanden sich zum erstenmal an diesem berühmten, aber außerordentlich einsamen Ort, und beide waren aufgeregt. Bei diesem Wind brauchten wir beinahe zwei Stunden, um unsere Zelte zu verankern. Leere Sauerstoffflaschen leisteten gute Dienste beim Spannen der Zeltschnüre. Die eisigen Windstöße schlugen uns ins Gesicht, warfen uns beinahe um und drangen durch Mark und Bein. Erleichtert krochen wir in unsere Zelte: Gurdial, Dawa, Norbu und ich in das eine, die vier «Gipfelleute» in das andere. Der Wind tobte die ganze Nacht hindurch, und wir hofften, daß der folgende Tag ruhiger sein würde.

Wir hatten einen kleinen «Handy-Talkie»-Radio mitgebracht und waren freudig überrascht, als es uns gelang, mit dem vorgeschobenen Basislager Verbindung aufzunehmen. Keine der bisherigen Expeditionen hatte vom Südsattel aus eine Verbindung herstellen können. Während der Nacht atmeten wir alle einen Liter Sauerstoff pro Minute ein, ausgenommen Gurdial Singh, der ohne Sauerstoff auskommen wollte. Diesmal verwendeten wir die amerikanischen Geräte. Sie sind einfach im Gebrauch, und im Unterschied zu denen, die wir während der beiden letzten Everest-Expeditionen brauchten und die uns sehr behinderten, frieren sie nicht ein. Wir mußten jedoch mit dem Sauerstoff sparsam umgehen; ein tiefer Schlaf war deshalb nicht möglich.

Das heftige Knattern der Zelte dauerte bis zum andern Morgen unvermindert fort. Für einen Aufstieg bestand heute anscheinend keine Chance. So warteten wir einen weiteren Tag ab. Meist lagen wir in den Zelten und tranken große Mengen. Als der Wind für kurze Zeit abflaute, stöberten wir auf dem «höchsten Abfallplatz der Welt» herum und fanden am Lagerplatz der Amerikaner vom Jahre 1963 Käse und Ovaltine. Der Käse war sauer geworden, doch die Ovaltine war noch brauchbar. Das Gipfelteam widmete sich eifrig und unverdrossen dem Kartenspiel.

Auch während der zweiten Nacht tobte der heftige Sturm weiter. Am Morgen hielt der Wind immer noch an, und jede noch vorhandene Hoffnung, einen dritten Tag auf dem Südsattel bleiben zu können, wurde durch die Wettervoraussage von 9.15 Uhr zunichte gemacht, die schlechtes Wetter für die nächsten drei Tage meldete. Wir hielten es für vorsichtiger abzusteigen und kletterten bald darauf durch die Lhotseflanke hinunter. Es war das drittemal, daß dies einer indischen Expedition passierte, aber diesmal waren wir entschlossen, nicht aufzugeben. Wir wußten, daß wir bald zurückkehren würden.

Die Windstärke nahm von Tag zu Tag zu. Sogar vom Basislager aus hörten wir, wie der Sturm heulend und pfeifend über die Höhen brauste. Die Gebetsfahnen im Basislager flatterten ununterbrochen, und sogar das große, gut verankerte Messezelt zitterte wie ein Blatt, wenn es von den heftigen Böen erfaßt wurde.

Die unfreiwillige Ruhepause dauerte mehrere Tage. Als sich der Wind nicht legte, wurden unsere Leute ungeduldig. Um ihre aufgestaute Energie loszuwerden, machten sie sich daran, den Khumbugletscher und seine Umgebung zu erkunden. Sie fanden eine ganze Reihe von interessanten und wunderschönen Eishöhlen. Lange, schlanke Eiszapfen bildeten an den Eingängen prachtvoll schimmernde Vorhänge und ergaben ein beliebtes Objekt für die Fotografen.

Auf dem Gletscher entstanden, der fortschreitenden Jahreszeit entsprechend, zahlreiche kleine Seen und Flüsse.

Unterdessen erkletterten einige von uns die in der Umgebung des Basislagers gelegenen Grate. Andere lagen auf dem Rücken und lasen Bücher, und natürlich wurde die Zeit auch mit Kartenspielen totgeschlagen. Wieder andere wanderten einfach umher, um die Schönheit der Gletscherlandschaft zu genießen. Dabei stießen sie auf den Lagerplatz einer schweizerischen Expedition. Sogleich suchte jedermann nach Fundgegenständen: einem Karabiner, einer leeren Sauerstoffflasche, einem alten Becher und ähnlichem. Auch die Sherpas hatten eine gemütliche Zeit; die meisten höheren Lager waren gut ausgerüstet, und es bestand kein Anlaß, Träger hinaufzuschicken.

DER WIND LEGT SICH

Schließlich nahmen die Tage der aufgezwungenen Ruhe und des langen Wartens ein Ende. Der Wind, der beinahe drei Wochen ohne Unterbruch und mit unverminderter Heftigkeit geherrscht hatte, legte sich am Morgen des 14. Mai. Der Wetterbericht meldete Aussichten auf gutes Wetter. Für uns war die Zeit gekommen, wieder aufzusteigen.

Der entscheidende Punkt bei der Besteigung des Everest ist die Errichtung des letzten Lagers. Je höher es am Gipfelgrat zu liegen kam, desto näher waren wir dem Erfolg. Wir hatten ganz besondere Mühe darauf verwendet, Phu Dorji, unserem Hilfs-Sirdar, und anderen Hochlager-Sherpas die Wichtigkeit dieser Tatsache einzuprägen. Anhand von Photographien hatten wir ihnen den 8530 Meter hoch gelegenen Vorsprung gezeigt, wo wir unser letztes Lager aufschlagen wollten. Vom Lager IV und vom Südsattel aus hatten wir alle den Grat mit Ferngläsern abgesucht, um die genaue Lage dieses Vorsprungs zu bestimmen und allen Beteiligten ausgiebig klarzumachen.

Der 16. Mai war der Tag, an dem wir wieder aufsteigen wollten. Die Gipfelgruppen wurden am Tag zuvor benachrichtigt. Sogleich setzte sich alles, was im Lager zwei Wochen lang ungeduldig gewartet hatte, in Bewegung. Gombu und Cheema, die die erste Gipfelgruppe bildeten, begannen ihre Ausrüstung zu packen. Sonam Gyatso und Sonam Wangyal, die zweite Gipfelseilschaft, hielt mit «Brigadier» Thondup, unserem Koch, wichtige Besprechungen ab über Nahrungsmittel, die sich für den letzten Teil der Besteigung eigneten. C.P. Vohra und Ang Kami sollten die dritte, Rawat und Bahuguna die vierte, B.P. Singh und

Ahluwalia die fünfte Gipfelseilschaft bilden. Für weitere Gipfelteams besaßen wir nicht genügend Sauerstoff, und schon die Chancen der vierten und fünften Seilschaft hingen davon ab, wie rasch die drei ersten vorankamen.

Der Morgen des 16. war klar, und der Eisfall funkelte im hellen Sonnenschein. Ein letzter Blick zurück, und Cheema und Gombu waren verschwunden. Am folgenden Tag brachen die Sonams auf. Es entwickelte sich geradezu ein Zeremoniell, nach dem alle, die das Basislager verließen, von den Zurückbleibenden herzlich verabschiedet wurden; und kaum hatten sie der letzten Gipfelmansschaft Glück gewünscht, mußten sie schon wieder bereit sein, die ersten Zurückkehrenden in Empfang zu nehmen. Überall flatterten Gebetsfahnen. Sonam Gyatsos Gebetsmühle drehte sich majestätisch auf dem roten Sanitätszelt und versicherte uns, daß alles gut gehen werde. Da die Sauerstoffvorräte knapp waren und die Radioverbindung zwischen der vorgeschobenen Basis und verschiedenen andern Lagern, ja sogar mit dem Südsattel gut funktionierte, ließ ich meine ursprüngliche Absicht, als Unterstützung zum Südsattel aufzusteigen, fallen und hielt es für besser, im vorgeschobenen Basislager zu bleiben.

Gombu und Cheema stiegen vom vorgeschobenen Basislager zum Lager IV auf und von dort zum Südsattel, den sie am 18. Mai, unterstützt von ihren Sherpas unter der Führung von Phu Dorji, erreichten. Der Südsattel war unwirtlich wie immer, doch blies der Sturmwind weniger heftig als im April. In die locker gespannten Zelte kam wieder Leben. Alles schien in Ordnung zu sein, und schon kroch die Gipfelmansschaft in die Schlafsäcke und schaltete die Sauerstoffzufuhr ein. Auch die Sherpas erhielten Sauerstoff. Cheema lag noch eine Weile wach und dachte über alles nach, was vor ihm lag. Er war schon einmal über den Südsattel hinausgestiegen und kannte die Route Meter für Meter. Alle waren guten Mutes.

PULVERSCHNEE

Der folgende Morgen war windstill und wolkenlos klar. Gombu und Cheema nutzten das schöne Wetter aus und brachen früh auf. Im Couloir über dem Südsattel lag lockerer Pulverschnee, in dem sie knietief einsanken. Im großen und ganzen kamen sie gut voran. Der Südgipfel war sichtbar, ebenso der darunterliegende Vorsprung. Immer näher kam er und erhob sich schließlich genau über ihnen. Der Aufstieg wurde fortgesetzt, bis die beiden Bergsteiger endlich auf dem Vorsprung standen. Etwas weiter unten, im Windschatten, machten sich die zehn Sherpas mit dem Zelt zu schaffen. 90 Minuten Arbeit unter Pusten und

Keuchen, und ein rotes «Drawtite»-Zweierzelt war aufgestellt, ein Zelt auf der nicht geringen Höhe von 8510 Meter, das höchstgelegene Lager, das es am Everest je gegeben hat. Mit großer Freude und Erleichterung nahmen wir im vorgeschobenen Basislager diese Meldung zur Kenntnis.

Als der 20. Mai, der entscheidende Tag, friedlich anbrach, schliefen die beiden Bergsteiger noch im obersten Lager. Mit Hilfe von Sauerstoff hatten sie eine gute Nacht verbracht, doch nicht ohne vorher zu beten. Gombu fragte sich, ob er wohl nochmals Glück haben werde. Für Cheema war bis jetzt alles gut gegangen, obwohl es das erstemal war, daß er über 7920 Meter hinaus stieg. Er freute sich auf den Morgen.

Cheema stand um 3 Uhr früh auf und weckte Gombu mit einem kräftigen «Guten Morgen!». Und ein guter Morgen war es in der Tat. Nachdem sie etwas heißen Kaffee getrunken und alles Notwendige, die Steigeisen inbegriffen, angezogen hatten, verließen die beiden um 5 Uhr morgens das Lager. Jeder von ihnen trug zwei Sauerstoffflaschen. Vor dem Aufbruch hatten sie noch über ihren Kleinsender mit dem vorgeschobenen Basislager Kontakt aufgenommen.

Spannung lag über der ganzen Expedition, im Basislager so gut wie in der vorgeschobenen Basis. Keiner von uns hatte wirklich gut geschlafen. Ungeduldig warteten wir auf den Morgen, und sobald der Tag anbrach, verließen wir unsere Zelte und stellten unsere Ferngläser auf den Gipfelgrat ein. Der Himmel war leicht bedeckt, und es ging ein heftiger Wind. Auf dem Grat lag Neuschnee, und sowohl Gombu als auch Cheema stampften jeden Schritt ihrer Spur. Um 7.30 Uhr befanden sie sich knapp unterhalb des Südgipfels. Nach einem Schluck Kaffee deponierten sie ihre angebrauchten Sauerstoffflaschen, schlossen die neuen Flaschen an und stiegen weiter. Um 8.10 Uhr erreichten sie den Südgipfel, wo sie von verschiedenen «Beobachtungsposten» gesehen wurden. Major Kumars Gruppe verfolgte den Aufstieg der beiden vom Pumori-Grat aus, andere vom Lager IV und vom vorgeschobenen Basislager aus.

Die Gipfelmanschaft kam rasch voran, erreichte ohne Schwierigkeit den bekannten Hillary-Kamin und wurde oberhalb des Kamins wieder gesehen. Nun hackten sie einige Stufen, und schon lag der Gipfelgrat vor ihnen. Ihre Herzen schlugen heftig, aber nicht vor Erschöpfung, als sie Schritt um Schritt den letzten Teil des Grates überwandten, bis schließlich die amerikanische Flagge auftauchte, die James Whittacker und Nawang Gombu am 1. Mai 1963 aufgepflanzt hatten. Ein paar Meter unter dem Gipfel hielten sie an und öffneten ihre Rucksäcke. Sie nahmen ihre Kameras und verschiedene Fahnen heraus und stiegen dann zusammen weiter. Um 9.30 Uhr flatterte die indische Trikolore auf dem Dach der Welt.

Beide Bergsteiger empfanden das Gefühl gewaltiger Erleichterung, das eine gut vollbrachte Leistung vermittelt. Das war ihre einzige Empfindung. Es ist so schwierig, auf 8848 m Höhe, wenn man die Sauerstoffmaske ausgezogen hat, noch irgend etwas zu denken oder zu fühlen! Sie blieben ungefähr 30 Minuten auf dem Gipfel. Nach Süden und Osten war die Sicht verdeckt, doch im Norden sahen sie den Rongbukgletscher und Tibet. Cheema vergrub einige Silbermünzen, die ihm seine Mutter mitgegeben hatte. Gombu ließ ein Halstuch dort, das ihm seine Frau gegeben, und eine kleine Buddhastatue, die ihm sein berühmter Onkel Tenzing Norgay gesandt hatte.

Wir in der Tiefe unten freuten uns natürlich im voraus über den Erfolg unserer Kameraden. Vom Lager IV aus waren beide unterhalb des Südgipfels gesehen worden, und man wußte, daß sie gut vorankamen. Die Bestätigung des Erfolges konnte aber selbstverständlich nur von der Gipfelmansschaft selber über das Radio erfolgen, wenn sie ins Lager VI zurückgekehrt waren.

Nach einem herzlichen Händedruck begannen sie um 10.05 Uhr den Abstieg. Außer der glorreichen Erinnerung an den Aufstieg bildeten einige Steine, die sie auf dem Gipfel in die Tasche gesteckt hatten, ihr einziges Andenken. Um 10.45 Uhr kamen sie wieder zum Südgipfel. Der Wind blies jetzt gewaltig; er fegte ihnen Schnee ins Gesicht, und sie mußten oft ihre Brillen abnehmen, um den Schnee wegzuwischen. Zeitweise war es so schlimm, daß Cheema auf allen vieren kroch. Der Schnee klebte an Augenbrauen und Bärten.

Unterhalb des Südgipfels ließen sie die leeren Sauerstoffflaschen liegen und nahmen die auf dem Aufstieg deponierten Behälter wieder auf. Um 12.45 Uhr erreichten sie das Lager VI. Die Sicht war so schlecht, daß sie einander fast nicht mehr sehen konnten. Als erstes wärmten sie sich und tranken große Mengen Flüssigkeit. Dann stellten sie die Radioverbindung her und übermittelten uns die gute Nachricht. Es war 13 Uhr, als die Nachricht vom Lager IV aus an uns weitergegeben wurde. Eine unbeschreibliche Begeisterung erfaßte uns alle; wir tanzten auf den Luftmatratzen herum, umarmten einander und sprangen vor Freude in die Luft. Eine Radiobotschaft wurde nach Kathmandu und von dort nach Neu-Delhi gesandt.

Unterdessen waren Sonam Gyatso und Sonam Wangyal vom Lager IV zum Südsattel aufgestiegen. Sie sahen, wie Gombu und Cheema vom Lager VI abstiegen, das sie um 14 Uhr verlassen hatten.

Gombu und Cheema gerieten, als sie aus dem Zelt krochen, in einen entsetzlichen Schneesturm, beschlossen aber trotzdem abzusteigen und kämpften sich Schritt für Schritt durch das Couloir, wo sie von den Sonams begrüßt wurden.

Cheemas Sauerstoffmaske war vom Sturm beschädigt. Sonam Gyatso hatte der Wind die Pelzkappe vom Kopf gerissen. Sie kletterten alle miteinander langsam zu den Zelten auf dem Südsattel zurück, und um 15.30 Uhr kroch das erschöpfte Gipfelpaar in die Schlafsäcke. Es war nicht alles so reibungslos gegangen, wie wir gedacht hatten: Cheema war schneeblind, weil er die Brille hatte abnehmen müssen. Gombu litt an einer Halsentzündung. Sie nahmen etwas Nahrung und Fruchtsäfte zu sich und schliefen dann ein.

Im Laufe der Nacht schlug das Wetter um. Es schneite über dem Everestgebiet, und zwar so ausgiebig, daß das große blaue Messezelt im Basislager unter dem Gewicht des Schnees zusammenstürzte und Kumar und Lala unter sich begrub. Sie mußten sich mit Hilfe von Messern aus den Zeltbahnen herausschaffen.

Trotz dem Neuschnee beschlossen Gombu und Cheema am andern Morgen, zum Lager IV herunterzusteigen. Die Spur war zugeschneit, und sie verliefen sich kurz vor dem Lager. Nachdem sie eine gute Viertelstunde gesucht und gerufen hatten in der Hoffnung, in den Zelten des Lagers IV gehört zu werden, entdeckten sie schließlich Gestalten, die der Lhotseflanke entlangstiegen, und fanden so das Lager. Sie wurden herzlich begrüßt von Vohra und Ang Kami, der dritten Gipfelseilschaft, die soeben vom vorgeschobenen Basislager aufgestiegen war.

Weiter oben nahm das Drama der beiden Sonams seinen Fortgang. Sie waren früh, nämlich um 8.25 Uhr, aufgebrochen. Gyatso nahm drei besonders ausgewählte Sherpas mit. Nun ging er zum drittenmal diesen Grat an. Während der Nacht war das Wetter gut gewesen, hatte sich dann aber rasch verschlechtert. Der Wind war heftiger geworden, und es hatte angefangen zu schneien. Sonam schrieb in sein Tagebuch: «Die Windstärke beträgt etwa 140 Stundenkilometer. 150 Meter über dem Südsattel geraten wir in einen bösen Schneesturm. Bei jedem Halt ducken wir uns eng zusammen. Ich versuche meine tapferen Sherpas Da Norbu, Gunden und Ang Dawa aufzumuntern. Sie versprechen, ihr Bestes zu leisten.»

Um 12.30 Uhr kamen sie am Lagerplatz der Amerikaner vorbei und stiegen weiter, stellten aber kurz darauf mit Bestürzung fest, daß sie die Route verfehlt hatten. Sie stapften im knietiefen Schnee umher und wischten sich die Schneeflocken aus den Augen, bis sie schließlich Da Norbu rufen hörten: «Hier ist es!» Das Lager war gefunden!

Ang Dawa hatte an drei Fingerspitzen Erfrierungen erlitten, Gunden war schneeblind, Da Norbu gänzlich erschöpft. Sonam selbst schien an einer Verbrennung der linken Rückenhälfte zu leiden. Später stellte sich heraus, daß es

sich um Erfrierungserscheinungen handelte. Von den zwei Luftmatratzen im Lager VI wies die eine ein Loch auf und war unbrauchbar. Sonam hatte starke Schmerzen; keiner von ihnen schlief gut.

Am 22. Mai um 6.45 Uhr verließen die beiden das Lager VI. Das Wetter hatte sich verschlechtert. Trotzdem gingen sie langsam, da Sonam Gyatso immer noch unter Schmerzen litt. Um 10.20 Uhr standen sie auf dem Südgipfel. Sie stapften mühsam weiter und erreichten ihr Ziel um 12.30 Uhr. Vom letzten Lager aus hatten sie sechs Stunden gebraucht. Diese Seilschaft war, im Gegensatz zur ersten, von Kumar vom Pumori-Grat aus deutlich gesehen worden, gerade als sie den Gipfel betrat. Wir wußten daher schon um ihren Erfolg, als sie noch auf dem Gipfel standen.

Die Sonams befolgten das übliche Gipfelritual. Die Sicht war ringsum klar. Um 13.15 Uhr stiegen sie ab. Als sie den Kamin erreichten, mußten sie feststellen, daß ihre Sauerstoffflaschen bereits leer waren. Ohne Sauerstoff kamen sie nur sehr langsam voran, um so mehr, als es Sonam Gyatso nicht besser ging. Beim Südgipfel fanden sie wieder eine Sauerstoffflasche und setzten ihren langsamen Rückweg fort. Zum Umfallen müde und erschöpft stolperten sie schließlich um 18 Uhr ins Lager VI.

Wegen des Neuschnees konnten Vohra und Ang Kami an jenem Tag nicht vom Lager IV zum Südsattel aufsteigen. Seit 15 Uhr hatte man von den Sonams nichts mehr gesehen oder gehört, und wir begannen uns zu ängstigen. Vohra und Kami versuchten mit dem Lager VI Radioverbindung aufzunehmen, erhielten aber keine Antwort. Sorgfältig suchten sie den Grat ab. Die zweite Gipfelseilschaft war nicht zu sehen. Wir alle beteten für ihre Sicherheit, und ungefähr um 18 Uhr meldete sich die Stimme Wangyals. Er bestätigte den Erfolg der zweiten Gruppe und versicherte uns, daß es beiden «ganz gut» gehe.

Von nun an lief alles wie am Schnürchen. Vohra hatte eine leichte Halsentzündung, aber abgesehen davon fühlte sich die dritte Mannschaft gut in Form. Die Nacht verlief ruhig. Die Wettergötter, die sich den Sonams gegenüber so ungnädig gezeigt hatten, lächelten ihnen zu, und so begannen sie ihren Aufstieg an einem klaren Morgen um 6 Uhr früh. Vohra schreibt in seinem Tagebuch: «Während ich über die Felsen aufwärts kletterte, bekam ich plötzlich keinen Sauerstoff mehr. Ich mußte etwa fünf Meter weit ohne Sauerstoff klettern. Es war ein eindruckliches Erlebnis.» Er fragte sich, ob der Everest wohl jemals ohne Sauerstoff bestiegen würde.

Vohra brachte die Sauerstoffzufuhr wieder in Ordnung, und sie setzten ihren Aufstieg fort. Zu ihrer Freude und Erleichterung kamen ihnen die erschöpften

Sonams auf dem Grat entgegen. Sie beschrieben ihnen den Aufstieg und gingen weiter zum Südsattel hinunter. Um 10 Uhr erreichte die dritte Mannschaft das Lager VI. Die Sicht war atemberaubend. Die Sherpas ließen die halb gefüllten Sauerstoffflaschen im Lager VI und stiegen ohne Sauerstoff wieder zum Südsattel ab. Der Tag ging ohne besondere Ereignisse zu Ende.

Der nächste Tag, der 24. Mai, war glorreich. Vohra und Kami standen um 1.30 Uhr auf, beschlossen dann aber, daß es doch noch zu früh sei, und schiefen nochmals ein. Um 4 Uhr standen sie wieder auf, wärmten Getränke und packten ihre Rucksäcke. Um 5 Uhr brachen sie auf. Das Wetter war schön, der Wind hatte sich gelegt, und sie stiegen bald im Neuschnee, bald im Fels aufwärts. Um 9 Uhr erreichten sie den Südgipfel. Sie durchkletterten den Felskamin, und schon befanden sie sich auf dem Gipfelgrat – Vohras Traum während dreier Everest-Expeditionen. Um 10.45 Uhr standen beide auf dem Gipfel.

Ihr Rückweg zum letzten Lager verlief ereignislos, außer daß Vohra im Kamin ausglitt und seinen Pickel verlor, was den weiteren Abstieg verlangsamte. Ferner ging Vohras Sauerstoffvorrat zu Ende, und er mußte eine Zeitlang ohne Sauerstoff absteigen. Seine Füße wurden kalt. Ang Kami klagte über das gleiche Übel. Um 16.15 Uhr erreichten sie das Lager VI. Da die Sonne bereits hinter dem Grat verschwunden war, beschlossen sie, hier zu bleiben. Kumar hatte sie mit dem Fernglas beobachtet, und sie selbst bestätigten uns die gute Nachricht durch das Radio.

Die beiden verbrachten eine schlechte Nacht; umsonst versuchten sie ihre Füße warmzureiben. Da es keine Getränke mehr im Zelt hatte, gab es zum Morgenessen warmes Wasser. Eine Zeitlang warteten sie ab, ob der Wind sich legte. Schließlich beschlossen sie, trotz dem Wind zum Südsattel abzusteigen, und hofften, daß ihnen jemand mit heißem Tee entgegenkommen werde. Mulkraj und Labsang taten dies denn auch, als sich die beiden bereits den Zelten näherten.

Um Vohras Füße stand es schlecht; er klagte über heftige Schmerzen. Er beschloß, mit Mulkraj auf dem Südsattel zu bleiben, während Ang Kami mit Labsang zum vorgeschobenen Basislager abstieg. Mulkraj kennt sich in Erster Hilfe gut aus, und so war Vohra in guten Händen.

Am 20. Mai stiegen Rawat und Bahuguna, B.P. Singh und Ahluwalia, die die vierte, beziehungsweise fünfte Gipfelmannschaft bildeten, zum vorgeschobenen Basislager auf. Da die kurze Zeit, die sich für eine Besteigung eignet, schon beinahe zu Ende ging, wurde beschlossen, beide Seilschaften gemeinsam vorstoßen zu lassen. Sie sollten den Aufstieg zum Gipfel am 24. Mai versuchen. Am folgenden Tag war jedoch wieder der Wind Herr und Meister. Aufgewirbelter Schnee

fegte über den Berg und verwehrte jede Sicht. Die dritte Gipfelgruppe, die im Lager IV wartete, konnte nicht zum Südsattel aufsteigen, und so mußte die vierte Mannschaft im vorgeschobenen Basislager bleiben.

Unser spezieller Wetterbericht meldete an jenem Abend schlechte Wetteraussichten für den Everest vom Nachmittag des 24. bis zum Nachmittag des 27. Ein weiterer Aufschub war notwendig, und es wurde beschlossen, die Bergsteiger erst am 26. hinaufzuschicken, damit sie am 29. Mai ihr Glück versuchen sollten.

Eine Vierergruppe brauchte für die Gipfelbesteigung mindestens 25 Sauerstoffflaschen; das war ungefähr die Anzahl, die wir noch besaßen. Wenn die ersten drei Gipfelmanschaften ohne Unfall zurückkehrten und keine der Gruppen eine Nacht länger auf dem Südsattel oder im Lager VI blieb, reichte der Sauerstoff aus. Es wurden daher in allen Lagern große Anstrengungen unternommen, um jede irgendwo noch vorhandene Flasche zu sichern. Rund um das Basislager konnte aus den Sauerstoffresten verschiedener Expeditionen eine volle Flasche gewonnen werden. Von den vier Flaschen, die im vorgeschobenen Basislager für medizinische Zwecke zurückgestellt waren, wurden zwei der vierten Gipfelgruppe zur Verfügung gestellt. Ferner war vorgesehen, einige halbvolle Flaschen, die noch am Basislagerplatz der Amerikaner lagen, zu holen.

Am Morgen des 25. Mai fegte eine mächtige Eislawine von der Lhotseflanke herunter und über das damals unbesetzte Lager III hinweg. Zelte, Ausrüstung und zwölf kostbare Sauerstoffflaschen lagen drei Meter tief begraben und damit auch die Aufstiegschancen der letzten Seilschaft. Ahluwalia, B.P. Singh, Bahuguna und ihre Sherpagruppe arbeiteten einen ganzen Tag mit Sonden, und am späten Nachmittag gelang es ihnen glücklicherweise, den Sauerstoff auszugraben. Nun herrschte allgemeiner Jubel.

An jenem Tag kehrte die dritte Gipfelmanschaft zum Südsattel zurück und meldete, wieviel Sauerstoff dort noch vorhanden war. Wir besaßen nun ungefähr 30 Flaschen, was nicht nur für vier, sondern für fünf Bergsteiger genügte, um den Gipfel zu erreichen.

Ein früherer, inzwischen fallengelassener Vorschlag, den Sherpa Phu Dorji mitzunehmen, wurde daraufhin wieder aufgegriffen. In Anbetracht der ausgezeichneten Arbeit, die die Sherpas geleistet hatten, hielten wir es für richtig, einen von ihnen in eine Gipfelgruppe aufzunehmen. Phu Dorji, der den Lastentransport der Unterstützungsmanschaft bis zum obersten Lager geleitet hatte, verdiente diese Ehre mehr als irgendein anderer. Zu diesem Zeitpunkt befand er sich im Basislager. Er wurde aufgefordert, in zwei Tagen auf dem Südsattel zu sein und sich am 27. der Gipfelgruppe anzuschließen.

Am Morgen des 26. Mai brach die vierte Gipfelmansschaft mit ihren Sherpas zum Lager IV auf. Sie waren guter Dinge und erreichten das Lager III in kurzer Zeit. Als sie aber ein Stück weit in der Lhotseflanke aufgestiegen waren, bekam B.P. Singh plötzlich Magenbeschwerden. Da es ihm große Mühe bereitete, weiterzugehen, kehrte er ins Basislager zurück. B.P. Singh ist ein guter Bergsteiger; er war sehr unglücklich, daß er aufgeben mußte. Die übrige Gruppe setzte ihren Weg zum Lager IV fort und stieg am folgenden Tag zum Südsattel auf. Phu Dorji war inzwischen am 26. im vorgeschobenen Basislager angekommen und erreichte am andern Tag den Südsattel.

Der Wettervoraussage entsprechend, war der Morgen des 28. Mai hell und klar. Ahluwalia und Phu Dorji am einen, Rawat und Bahuguna am andern Seil stiegen, von sieben Sherpas begleitet, zum letzten Lager auf. Sie trugen ein besonderes, sehr leichtes Ordonnanzzelt indischer Fabrikation, Schlafsäcke und Luftmatratzen.

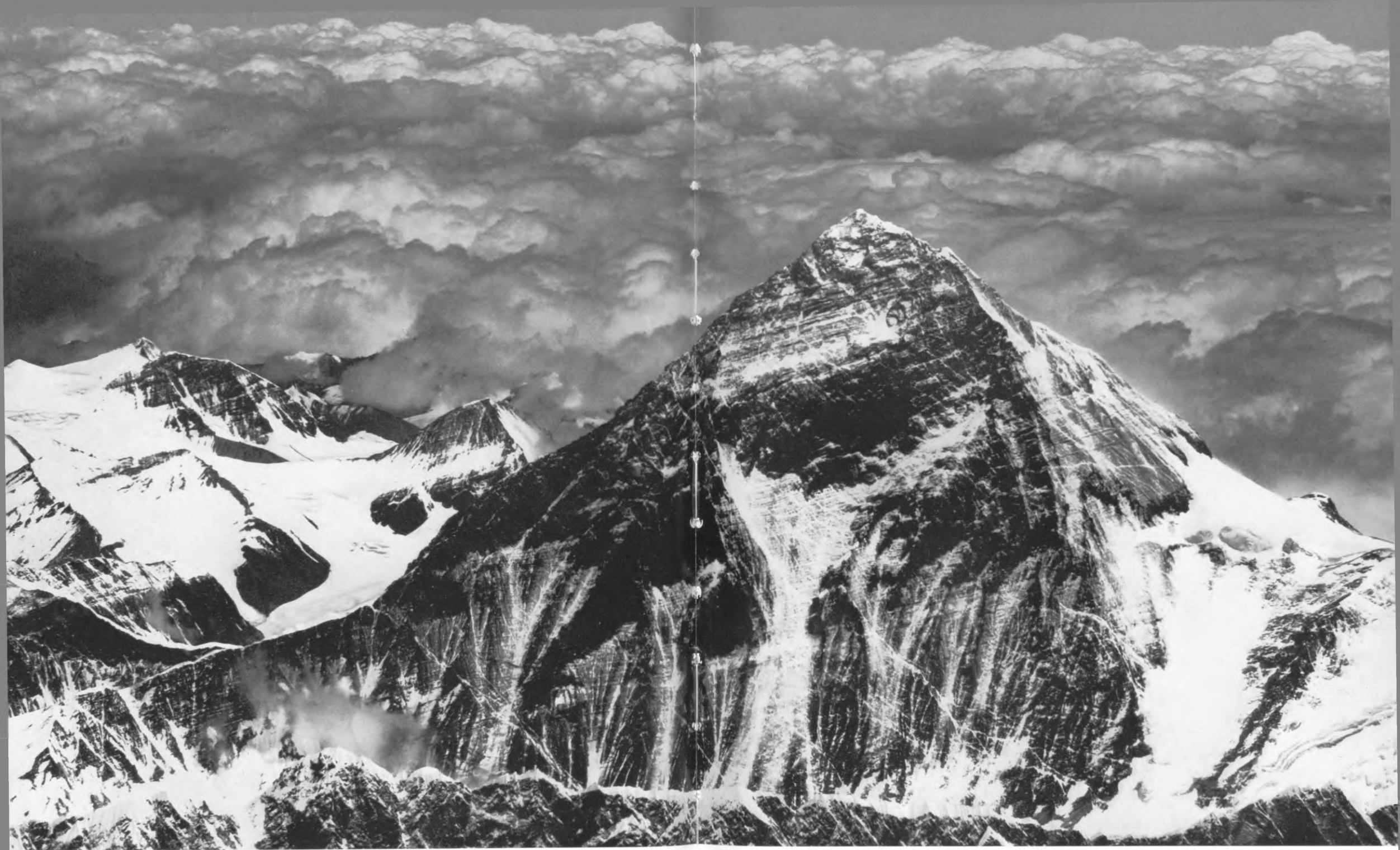
Sie kamen rasch vorwärts und waren bald auf dem Südostgrat, beim indischen Lagerplatz von 1962, dann beim amerikanischen Lagerplatz. Sie rasteten kurz, tranken etwas Kaffee, und Phu Dorji grub am Lagerplatz der Amerikaner eine zusätzliche Sauerstoffflasche aus. Bald darauf erreichten sie das oberste Lager. Mit Hilfe der Sherpas wurde eine Plattform für ein weiteres Zelt hergerichtet. Am Nachmittag stellten sie die Radioverbindung mit den anderen Lagern her. Es wurde ihnen gemeldet, daß das Wetter am Nachmittag des 29. Mai sehr wahrscheinlich umschlagen werde, und sie erhielten den Rat, am folgenden Morgen früh aufzubrechen.

Der Morgen zeigte sich klar, aber nicht windstill. Gegen 3 Uhr waren alle auf den Beinen, schmolzen Schnee und bereiteten Getränke zu. Um 5.30 Uhr hatten sie das Lager bereits verlassen. Unglücklicherweise litt Bahuguna an einem Aus Schlag am ganzen Körper. Er hatte eine sehr schlechte Nacht verbracht und stellte nun fest, daß er unfähig war, mit Rawat Schritt zu halten. Da er fürchtete, Rawats Chancen zu beeinträchtigen, löste er sich vom Seil und bat Rawat, ohne ihn weiterzugehen. Bahuguna stieg zum Südsattel und noch am gleichen Tag zum Lager IV ab, wo Dr. Chakravarty ihn erwartete.

Rawat stieg eine Zeitlang allein weiter, schloß sich dann aber der Seilschaft von Phu Dorji und Ahluwalia an. Jeder von ihnen ließ unterhalb des Südgipfels eine Sauerstoffflasche zurück. Um 8.45 Uhr befanden sie sich auf dem Südgipfel. Während sie jenseits des Südgipfels zehn Meter weit abstiegen, gewahrten sie für einen Augenblick den Hauptgipfel mit der flatternden Nationalflagge. Voll Begeisterung eilten sie zum Kamin, den sie rasch überwandten. Die Spuren ihrer Kameraden waren noch zu sehen.



17 DER HUFISENFÖRMIGE GIPFELKRANZ des Everest-Massivs. Links der Everest (8848 m), rechts der Lhotse (8501 m), dazwischen der Südpaß (7980 m), rechts vorn der Nuptse (7879 m). Im Vordergrund der Khumbu-Gletscher. Luftaufnahme: Everest-Flug der Indian Air Force.



18/19 DIE GEWALTIGE FELSPYRAMIDE DES EVEREST (8848 m) mit Blick auf die Südwestwand. Im Vordergrund der Gipfelgrat des Nuptse (7879 m). Am Bildrand rechts der Südpäß (7980 m). Luftaufnahme: Everest-Flug der Indian Air Force.



20 DER MOUNT EVEREST mit dem gewaltigen Abbruch des Khumbu-Gletschers (Eisfall).
Photo: Schweizerische Stiftung für Alpine Forschungen.

Die letzten Meter bis zum Gipfel gingen sie Arm in Arm weiter und erreichten gemeinsam den höchsten Punkt. Es war 10.15 Uhr. Die Nationalflagge wehte, und sie sahen verschiedene Gegenstände, die die vorhergehenden Seilschaften dort deponiert hatten. Ahluwalia machte einige Aufnahmen, doch zur großen Enttäuschung aller verweigerte die Filmkamera, die sie den ganzen Weg hinaufgetragen hatten, den Dienst.

Der Wind hatte sich gelegt, und die Sicht war ringsum klar, mit Ausnahme einiger in der Tiefe schwebender Wolken. Sie blieben eine halbe Stunde auf dem Gipfel und tranken vor dem Abstieg etwas Kaffee. Um 15.30 Uhr trafen sie glücklich im obersten Lager ein und brachen eine halbe Stunde später zum Südsattel auf, den sie um 18.15 Uhr erreichten.

Am andern Tag stiegen sie zum vorgeschobenen Basislager und einen Tag später zum Basislager ab, wo wir am 31. Mai alle wieder versammelt waren. Wir feierten die ganze Nacht hindurch und machten uns am folgenden Tag auf den Rückweg, dankbar für all das wunderbare Glück, das uns zuteil geworden war. Neun Teilnehmern hatte ein gütiges Geschick erlaubt, auf dem Gipfel des Everest zu stehen; aber von manchen andern kann man wohl sagen, daß auch sie den Berg, wenn auch nicht mit eigenen Füßen, bestiegen haben. Tatsächlich hat unsere Mannschaft in ihrer Gesamtheit den Aufstieg bewältigt, und das Verdienst gebührt allen gleichermaßen. Dies gilt auch für die Mitglieder des Patronatskomitees, von denen einige hinter den Kulissen sogar noch härter gearbeitet haben als wir.

Bahuguna und B.P. Singh, die so nahe dem Ziel ganz unerwartet von Krankheit befallen wurden, taten uns aufrichtig leid. Wir bewunderten Gurdial, Mulraj und Joshi, die mit selbstlosem Einsatz wichtige Unterstützungsarbeit leisteten. Kumar, der stellvertretende Expeditionsleiter, stieg trotz seiner frostgeschädigten Zehen bis zum vorgeschobenen Basislager auf, um sich mit gleicher Sorgfalt des Lastentransportes auf großer Höhe, der Ausrüstungen, des Nachschubs wie auch der Sherpas anzunehmen. Lala Telang und Chakravarty, unsere Ärzte, begnügten sich nicht allein mit der medizinischen Betreuung; da sie ebenso gute Bergsteiger waren, halfen auch sie mit, die Fragen des Nachschubs, der Verpflegung und der Unterstützungsgruppen zu lösen. Lala verbrachte einen Monat im Basislager und widmete sich allen möglichen Problemen. Er war eigens von den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, um an der Expedition teilzunehmen, und hatte deswegen seine Stelle aufgeben müssen. Auch seine Frau hatte dadurch ihre Stelle verloren, doch die Telangs bedauern diesen Schritt keineswegs.

Chakravarty mußte sich buchstäblich innert 24 Stunden der Expedition anschließen, da Soares am zweiten Tag des Anmarsches krank wurde. Er stieg

zweimal ohne Sauerstoff bis auf 7500 Meter hinauf, um die Gipfelmansschaften zu unterstützen, wahrlich eine großartige Leistung für einen so kurzfristig aufgebotenen freiwilligen Teilnehmer und Anfänger.

Die beiden Radiofachleute G. S. Bhangu und Balakrishnan übernahmen, obwohl sie mit ihren eigenen radiotechnischen Aufgaben voll beschäftigt waren, mit seltener Aufopferung große zusätzliche Pflichten. Auch Leutnant Bhagirath Narsing Rana, der nepalesische Verbindungsoffizier, erfüllte seine Aufgabe gut. Obwohl Bergsteigen für ihn etwas ganz Neues war, stieg er bis auf 7500 Meter hinauf und teilte so in jeder Hinsicht die Freuden und Leiden der Expedition.

Die Sherpas übertrafen alle ihre bisherigen Rekorde mit einer noch nie dagewesenen Leistung. Von den 44 Hochgebirgs-Sherpas erreichte einer den Gipfel, 19 trugen Lasten zum höchstgelegenen Lager hinauf und 22 weitere bis zum Südsattel. Viele von ihnen übernahmen vier, einer sogar fünf Lastentransporte.

Unsere Expedition hatte – wie es bei solchen Unternehmungen immer der Fall sein sollte – nie die Absicht, andere Expeditionen zu konkurrenzieren und Rekorde zu brechen. Wir lernten aus den Erfahrungen unserer Vorgänger und kletterten gewissermaßen von ihren Schultern aus. Wie jede andere Expedition haben wir versucht, die größtmögliche Anzahl von Bergsteigern mit einer vernünftigen Sicherheitsmarge den Gipfel erreichen zu lassen, und das Glück, das auf den Höhen des Himalaya so wesentlich ist, hat sich uns gnädig gezeigt.

HIMALAYA-PARADIES BHUTAN

Tradition und Entwicklung

Die Himalaya-Bergketten erheben sich abrupt aus dem flachen Land im Nordosten Indiens. Vom Flugzeug aus, das entlang der Grenze Bhutans die indischen Teeplantagen anfliegt, sieht man hinter den sich türmenden, waldbewachsenen Bergriesen den leuchtenden Kranz der Gletscher, die im hohen Norden Bhutans die natürliche Grenze zum tibetischen Hochland bilden. Der Jomolhari, die «Herrin des Götterberges», erhebt sich im Westen wie ein weißer Kegel. Das Massiv des höchsten Berges mit dem bezeichnenden Namen «Weißer Gletscher der Drei Geistigen Brüder» (Kangkar Pünsum) dominiert in der Mitte, und im Osten ragt der «Gletscherthron» von Kurtö (Kurtö Zhughthikang) empor. Diese imponierende Kette der weißglitzernden Siebentausender sieht man auch vom Dochula, dem Paß auf dem Wege von Thimphu, der Hauptstadt, nach Punakha, der berühmten Winterresidenz der Könige. Genau bis zu diesem Paß führt die neuangelegte Autostraße West-Bhutans. Neben der Gebetssteinmauer auf seinem höchsten Punkt steht eine Hütte, in der sich eine tibetische Flüchtlingsfamilie angesiedelt hat, die von hier aus die Grenzberge ihrer Heimat sehen kann. Auch vom Wangthangla, dem zur Winterzeit vereisten Paß Ost-Bhutans zwischen Bumthang und Shongar, eröffnet sich ein märchenhafter Ausblick auf das Panorama unbestiegener Götterberge bis zu dem bereits in Tibet gelegenen «Himmelsberg» (Kunlakhari).

Nicht umsonst heißt Bhutan in den alten Texten «Paradies des Südens», ja «Lotosgarten der Götter, voll der Sandelholzwälder und duftenden Heilkräuter». Bhutan ist der von den Indern gegebene Name, ist es doch das Land der Bhutias, die vor etwa 1500 Jahren vom Osten Tibets, der traditionellen Heimat des Heldenkönigs Gesar, nach dem Süden gezogen sind. Deshalb heißt es in den alten Texten auch «Land des Südens» und nach den Ureinwohnern «Land der Mön». Die vier südlichen Mön-Distrikte wurden genau beschrieben: Im Norden liegt Punakha, «das blühende Tal der sich häufenden Früchte des Südens», dort, wo Mandarinen, kleine, süße Bananen und Humpa, eine Zitrusfrucht, die wie eine kürbisgroße Zitrone aussieht, zusammen mit Zuckerrohr gedeihen. Im Süden liegt Pasamkha,

«das Ziel, der Distrikt der Wünsche», zu Füßen des Himalayas, dort, wo die Waren des Nordens gegen die Güter des Südens eingetauscht wurden. Heute heißt es «Buxa», weil von den Briten ein Trinkgeld an die ankommenden Bhutanesen verteilt wurde, damit sie von der üblichen Sitte, ihren strammen Pferden die buschigen Schwänze abzuschneiden, ablassen sollten. Diese Gewohnheit, welche die im feuchtwarmen Terai schwitzenden Gebirgspferdchen von allzuviel Pelz befreien sollte, entsetzte die englischen Pferdeliebhaber. Aus einem Trinkgeld wurde eine Art Zoll, der die Pferdeschwänze erhielt, und aus Pasamkha wurde Buxa. So entstanden neue Ortsnamen, deren Ursprung manchmal ein Witz ist. Im Westen liegt Dalikha, «die Gegend der Walnußbäume», heute Kalimpong, dessen Gebiet eine Zeitlang Bhutan angeschlossen gewesen ist. Im Osten ist Dungsamkha, «das Land der Sehnsucht und der Silbertannen».

DAS «LAND DES MYSTISCHEN DRACHEN»

Heute ist Bhutan in fünfzehn Distrikte eingeteilt, Landesteile, die sich organisch aus der Geschichte und der Tradition des Landes gebildet haben. Zwei dieser Distrikte umfassen den Süden, den schmalen Streifen fruchtbaren Hügelandes, der Bhutan zu Füßen des Himalaya verblieben ist. Die andern dreizehn Distrikte erfassen das Land von West bis Ost und vertreten mit ihren Zentren, den charakteristischen Dzongs, die weltliche Macht und die religiöse Tradition. Die Dzongs sind eine Spezialität Bhutans. Es sind eine Art mittelalterliche Burgen, einst kampfbereite Festungen, jederzeit zur Abwehr oder auch zum Ausfall bereit. Sie sind noch heute Sitz des Distriktgouverneurs, der auch Gerichtsherr ist.

In ihrer ältesten Form haben die Dzongs Rundtürme und sich nach oben verjüngende Mauern. Sie sind meist auf Bergausläufern erbaut und passen sich, wie aus dem Boden gewachsen, dem Terrain an. Sie erheben sich an strategisch wichtigen Punkten und überblicken und dominieren das ganze Tal. Einige der Dzongs sind noch von höher gelegenen Wach- und Spähtürmen umgeben, die jetzt meist Ruinen sind. Die Burgen sind eine schöner als die andere, und jede hat ihre der Umgebung angepaßte Eigenart.

Zwischen Paro und Thimphu – heute bereits an der neuen Autostraße West-Bhutans gelegen – erhebt sich die älteste Burg. Es ist Simthokha Dzong. Sie wurde 1619 unter der Herrschaft des Gründers der Shabdung-Dynastie erbaut. Das war der Beginn der Herrschaft der geistlichen Dharma-Rajas und der welt-

lichen Deb-Rajas, symbolisiert im Dzong, in dem sich die Tempeltürme und Klosterwohnungen, von Festungsmauern geschützt, erheben. Shabdung I., der erste Dharma-Raja, schuf nicht nur den Staat Bhutan, sondern prägte ihm auch den religiösen Stempel auf. Er war Mönch und Angehöriger der alten Sekte der Dukpa. Sie heißen «Donnerer», weil sich beim Bau ihres Gründungsklosters im Süden Tibets ein Gewittersturm von unvergeßlicher Gewalt erhob, der die Tempelwände umzureißen drohte. Shabdung, der über den Lingzhi-Paß ins heutige Thimphu-Tal kam, brachte nicht nur seine Religionsschule mit, sondern prägte mit ihrer Tradition auch den Namen des ganzen Landes: Es heißt Dukyül, «Land der Donnerer» oder «Land des Mystischen Drachen», der das Symbol von Ungewitter, Donner und Blitz ist. Die strenggläubigen Dukpa-Mönche führten das Werk der Bekehrung zum Buddhismus fort, das vor ihnen – seit dem 7. Jahrhundert – einzelne Missionare begonnen hatten.

Während der Shabdung-Herrschaft, die sich in geistlicher Inkarnations-Erbfolge fortsetzte, waren die stärksten Männer im Staate die Penlops, das heißt die Landesobersten der Distrikte Paro und Tongsa. Als sich die Inkarnations-Nachfolge nicht mehr realisierte, ergriff der mächtigste Penlop die Initiative. Es war der Herr von Tongsa, Urygen Wangchuck, der 1907 einstimmig zum erblichen König von Bhutan ernannt wurde. Er wurde von den Briten nicht nur voll anerkannt, sondern auch durch Ordensverleihung in den Adelsstand erhoben. Mit glänzender Diplomatie und in bester Freundschaft verhandelte Sir Urygen mit den an seinen südlichen Grenzen die Macht ausübenden Briten. Er sicherte seinem Lande die Unabhängigkeit, ja eigentlich noch mehr, nämlich die Unberührtheit von fremdem Einfluß, denn weder der Aufenthalt eines ständigen Residenten noch Reisefreiheit für Briten wurden zugestanden und lediglich die diplomatische Klausel der «Verständigung» in außenpolitischen Beziehungen bestätigt. Die feierliche Krönung Sir Urygens, zu der Sir Claude White als britischer Gast eingeladen war, fand in Punakha statt.

WASSERBURGEN UND EISENBRÜCKEN

In Punakha Dzong gibt es achtzehn Tempel, manche in drei Stockwerken übereinanderliegend und durch Leitertreppen erreichbar. Punakha ist die einzige Wasserburg von Bhutan. Sie liegt im Tal, dort, wo sich der Pochu und der Mochu, das heißt «Vater- und Mutterfluß», treffen. Im Hochland haben berstende Gletscherdämme Überschwemmungen verursacht, die die Ufersteinmauern

stark mitgenommen haben. Neue Brücken sind im Bau, aber noch kann man die alten Eisenhängebrücken benutzen, über die man schwingend-mitschwingend das andere Ufer erreicht. Es sind Kettenbrücken, die, mit Bambusgeflechten umgeben, eine schwankende, jedoch sichere Laufrinne ergeben. Für die Fußspuren werden Bretter gelegt; zu beiden Seiten reicht das Bambusgeflecht oft bis Mannshöhe, so daß die Hände beim Übergang an beiden Seiten Halt finden.

Eiserne Kettenbrücken haben in Bhutan eine alte Überlieferung. Ihr Erfinder ist der in ganz Zentralasien berühmte Dubtop Cagzopa (1385–1464), der «perfekte Eisenarchitekt». Er übte seine Kunst vom Chumbi-Tal bis nach Ost-Tibet aus und schuf unter anderem die bekannte Kettenbrücke über den Yeru Tsangpo, 32 Meilen südlich von Lhasa. Dann zog er sich offenbar mit seiner Familie nach West-Bhutan zurück, wo seine Nachkommen heute noch das kleine Familienkloster, die Tamchö Gömpa, am Parochu pflegen. In einem Schrein im obersten Tempelstockwerk, hinter dem Altar des tausendarmigen Bodhisattvas der Barmherzigkeit, werden Erinnerungsschätze aufbewahrt, darunter auch ein kleines magisches Buch, nur drei Finger breit und handspannenlang. Es besteht, wie alle dortigen Bücher, aus losen Blättern von feinstem hellem Pflanzenfaserpapier. Das ist das bekannte tibetische Papier, für dessen Erzeugung Bhutan großen Ruhm genießt. Auf dem winzigen Buch, das als größter Schatz des kleinen Eisenbrückenklosters gilt, ist jedoch kein einziger Buchstabe zu sehen, weder in Blockdruck noch in Handschrift. Mit einem geheimnisvollen Lächeln erklärt der Nachkomme des Eisenbrückenbauers das Rätsel: Es handelt sich bei dieser Miniaturbiographie seines Ahnherrn um eine sogenannte Wasserschrift, die erst sichtbar wird, wenn man das sehr stabile Papier ins Wasser legt. Es gibt auch Feuerschriften, die nur unter der Flamme sichtbar werden. Von dieser Lebensbeschreibung sind auch noch seltene Blockdrucke erhalten. Das Bildnis des Eisenbrückenbauers, ein kleines Bronze-Idol, ist im Tibethaus-Museum in Neu-Delhi zu sehen: Die Figur sitzt in Meditationshaltung mit untergeschlagenen Beinen. Auf dem Haupte sieht man eine turbanartige Kopfbedeckung, aus Yakhaar gewickelt, und porträtgetreue Gesichtszüge mit scharfgeschwungener Nase und kräftigem Schnurrbart. Die Kleidung ist ein asketisches Gewand. Dieser Eisenbaupionier wird auch nicht so sehr als Ingenieur denn als tief religiöser, großer weißer Magier verehrt, der seine Werke auf wunderbare Weise schuf. Deshalb wurde er auch dem Kreis der berühmten Vierundachtzig Maha-Siddhas angeschlossen, als buddhistischer Heiliger, der über Wunderkräfte verfügte, den Eisenguß erfand, die ersten Kettenbrücken spannte und die schönsten Bronze-Idole schuf.

Bhutan ist mit seinen rund 47 000 Quadratkilometern nur wenig größer als die Schweiz. Siebzig Prozent des Landes sind von Wald bewachsen. Im Norden dehnen sich, nur von spärlichen Alpweiden durchbrochen, die Gletscherregionen. Die Baumgrenze liegt in einer Höhe von etwa 4000 Metern. Üppige Rhododendrensträucher blühen in der Sommerzeit an den Südhängen, dort, wo sich schon die ersten buddhistischen Missionare, die vor tausend Jahren das Land bereisten, ihre Meditationsgrotten aussuchten. Sie fanden im wildesten Felsland immer noch windgeschützte Nischen und Höhlen, wo sie, in Sonne gebadet, auch die kalte Winterzeit verbringen konnten. Diese sorgfältig ausgesuchten Punkte sind heute berühmte Klosterstätten. In Thowada, dem nördlichsten Kloster von Bumthang, schmiegt sich das Gemäuer des Fachwerkbaues direkt an die Felswand. Ja noch mehr, die naturgewachsenen Höhlen sind in den Bau mit einbezogen und bilden Altarnischen, in denen die von Butterlampen beleuchteten Heiligenfiguren glänzen. Überhängende Balkone und Holzgalerien ragen über Abgründe hinaus, die Hunderte von Metern in die Tiefe gehen.

Jedes dieser Klöster hat eine Entstehungsgeschichte, welche die Etappen von der legendären ersten Gründung bis zum mehrfachen Aufbau und Umbau schildert. Nach Thowada, dem Kloster des «Höchsten Felsens», soll um das Jahr 800 Padmasambhava, der «Lotosgeborene», direkt aus Tibet geflogen sein, wo er die bösen Dämonen der Vorzeit besiegt und die alten schamanistischen Götter als Diener der Religion des Buddhismus verpflichtet hatte. Thowada rühmt sich, der erste bhutanesische Aufenthaltsort dieses «Kostbaren Lehrers» (Guru Rimpoche), wie er allgemein genannt wird, gewesen zu sein. Man zeigt seine kleine, schwierig zu erklimmende Grotte, in der man gerade noch in Meditationshaltung sitzen kann. Da ist auch der Felsen, wo er gekniet, der Steinthron, auf dem er gesessen, und schließlich der weit vorspringende Felsen, von dem er vor mehr als 1100 Jahren über die Ebene von Bumthang weiter nach Westen bis Paro geschwebt sein soll.

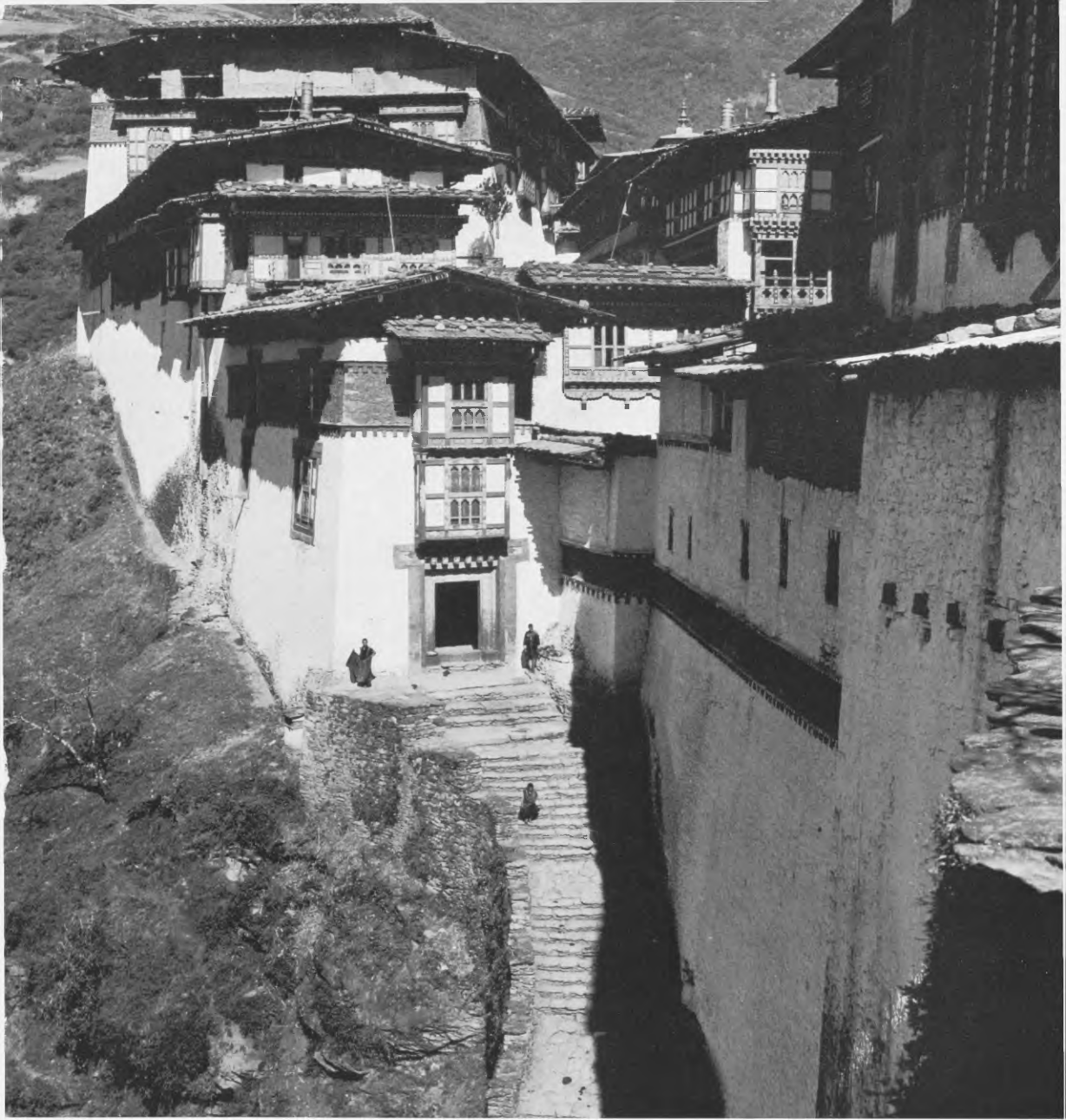
Dort, im Westen Bhutans, wird das Kloster Taktshang auf die Wirkungszeit des Guru Rimpoche zurückgeführt. Es heißt «Tigerhöhle», ist wie an die steile Felswand geklebt und schwer zugänglich. Seine Gründung als Nonnenkloster wird der mystischen Gefährtin des Lotosgeborenen zugeschrieben, die ihn auf all seinen Missionsfahrten begleitete. Sie war eine Wolkenfee, die in den himmlischen Sphären wandelnde Khadöma Yeshe Chögyal, die, wie es ihr Name besagt, ihrem mystischen Partner Weisheit und tiefste religiöse Erkenntnis ver-

mittelte. Als heilige Wunderwirkerin wurde sie, gleich dem frommen Eisenbrückenarchitekten, dem Kreise der Vierundachtzig Maha-Siddhas eingeschlossen. Taktshang wurde ein berühmtes Nonnenkloster. Heute wirkt dort, im Hauptbau, nur noch eine alte Nonne als Hüterin der heiligen Stätte, bei der die übereinanderliegenden Tempelräume wie an den Felsen aufgehängt erscheinen und man auf Steintreppen und Holzleitern höher gelegene Schreine erklimmen kann, über denen von einer glatten Felswand noch farbige Darstellungen der Erleuchtungswesen leuchten.

Von der «Tigerhöhle» führt ein Tagesausflug nach dem höher gelegenen Bumda. Auf winterlichen Wiesen blüht hier noch der Himalaya-Enzian, kleine blaue Glockenblüten mit hellem Streifen, zwischen hochstengeligem Edelweiß. Der Hochwald ist moosverhangen. Dicker Reif glitzert an Ästen und Pflanzenfasern. Man reitet durch einen Märchenwald. Kleine Eiszapfen hängen an den immergrünen Blättern der Rhododendren, aus deren dichtem Gebüsch silberne Fasane auffliegen. Yaks im zottigen Winterpelz weiden auf frostigen Wiesen. Felshöhlen öffnen sich unterhalb des Klosters, das mit seinen Balkonen in den Felsen gebaut ist. Eine bronzene Glocke schwingt im Gebälk und trägt ihren Schall weit über das Land. Von den Tempelwänden leuchten schönste Malereien und erzählen von Schutzgöttern und Heiligen. Einst sollen hier hunderttausend Wolkenfeen gehaust haben. Chenresi, der Schutzheilige der Barmherzigkeit, thront in seiner vierarmigen Gestalt am Altar und strahlt, hoch in den wolkenumwehten Bergen, ferne aller hastenden Unruhe der geschäftigen Welt, selige Ruhe aus.

SPRACHEN UND SCHULEN

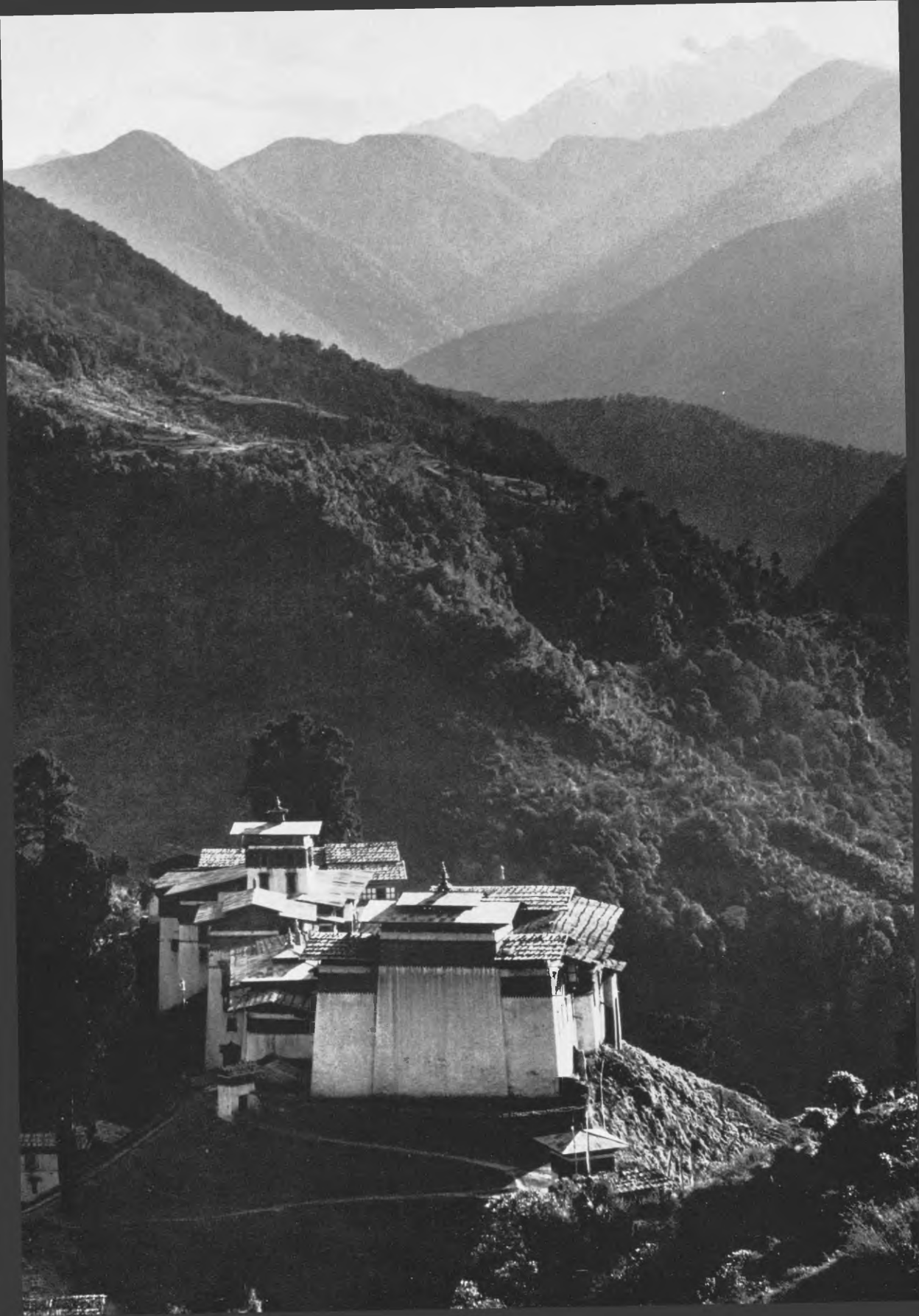
Die rund 800 000 Einwohner Bhutans leben verstreut in den fruchtbaren Tälern, wo der Reis in fünferlei Arten prächtig gedeiht. Sie sprechen fünfzehn verschiedene Dialekte. Alte und älteste Mundarten haben sich in den abgeschlossenen Tälern erhalten können. Die allgemeine Landessprache ist Dzongkha, die Burgensprache. Sie basiert auf dem klassischen Tibetischen, in dem alle religiösen Schriften verfaßt sind. Die zur Gruppe der Dzongkha-Hauptsprache gehörenden Dialekte sind meist so verschieden voneinander wie Hochdeutsch zu schweizerdeutschen oder plattdeutschen Mundarten. Nach der alttibetischen Aussprache werden auch im Dzongkha vielfach die im Hochtibetischen stummen Anlaute ausgesprochen, wie zum Beispiel der Name des Zentrums von Bum-

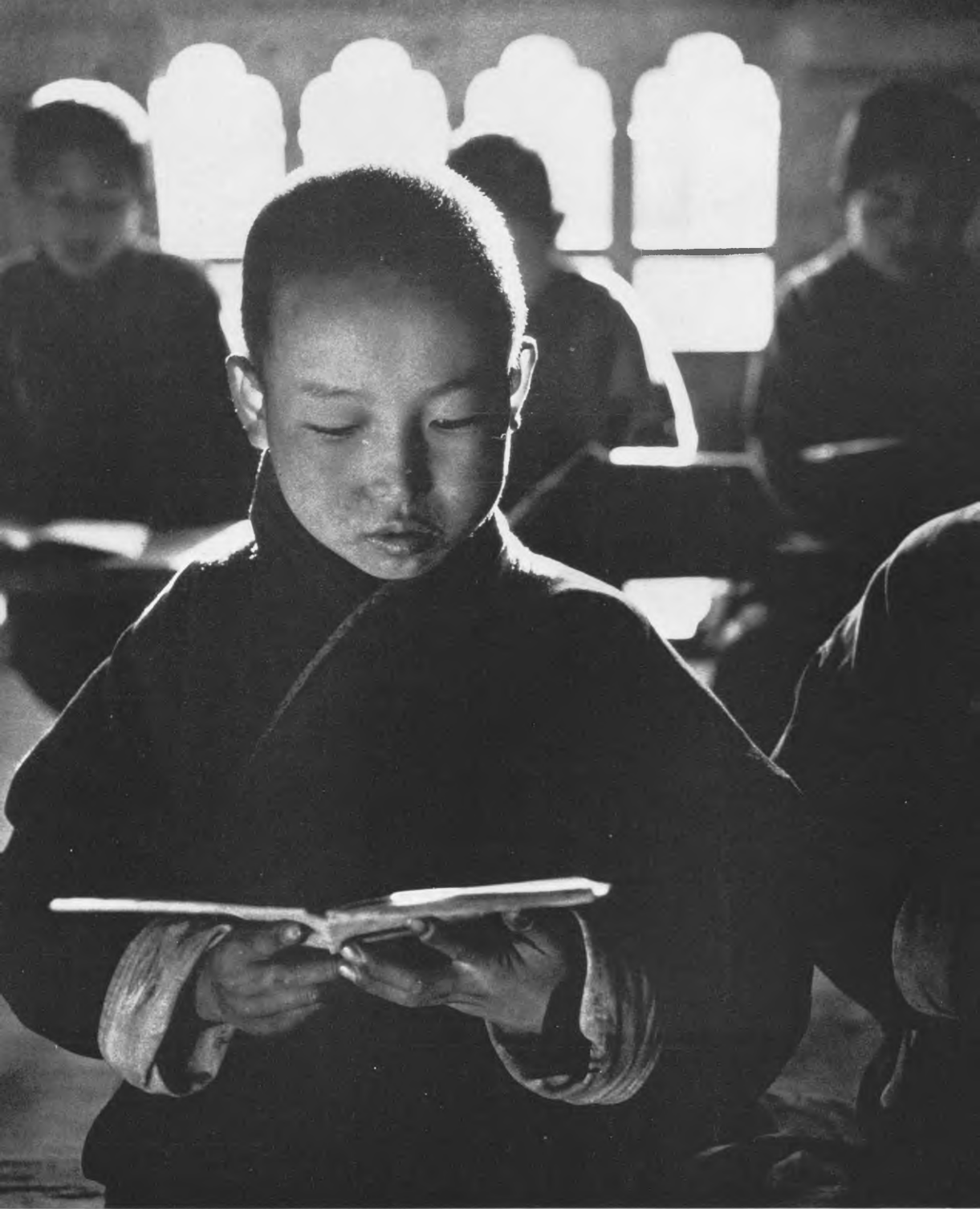


21 AUF STEILER FELSENTREPPE steigt man zur befestigten Klostersiedlung Tongsa Dzong (Bhutan). Die Burgmauern reichen ins beginnende 17. Jahrhundert zurück. Photo: Ursula Markus-Gansser.



22 BLICK IN EINEN DER TEMPELHÖFE von Tongsa Dzong (Bhutan). Das Fachwerk ist ohne jeden Nagel zusammengefügt. Glückverheißende Symbole in bunten Farben bilden die Verzierungen.
Photo: Ursula Markus-Gansser.





- 23 Vorangehendes Bild: TONGSA DZONG, Königsburg und lamaistische Klostersiedlung. Die für Bhutan charakteristischen Dzongs verkörperten einst die weltliche Macht und die religiöse Tradition. Heute sind sie Sitz des Distriktsgouverneurs und von Klosterschulen. Photo: Ursula Markus-Gansser.
- 24 DIE KNABEN DER KLOSTERSCHULE von Tongsa Dzong üben sich im Lesen und Schreiben und singen mit Andacht die heiligen Lieder mit den alten buddhistischen Texten. Photo: Ursula Markus-Gansser.

thang, die «Burg zum Weißen Vogel»: Bjakar Dzong. Im Süden und Osten des Landes haben sich noch Altsprachen der Ureinwohner erhalten, die ihren Mön- und Khen-Sprachen treu geblieben sind.

Dzongkha wird in allen Schulen gelehrt, die in zunehmendem Maße im ganzen Lande eröffnet werden. Sie stehen mit dem Schulmaterial den Kindern kostenlos zur Verfügung. Bei einer Bevölkerung, die in kleine Gruppen verstreut in Hochgebirgssiedlungen lebt, bedeutet der Schulgang meist ein stundenlanges Marschieren. Manche Schulgebäude sind auf einen Wochenaufenthalt der kleinen Schüler eingerichtet. Grundsätzlich unterrichten, je nach der Schülerzahl, ein oder zwei bhutanesisch und ein bis zwei Englischlehrer, die aus Indien verpflichtet werden. Die Wintermonate November bis Januar sind die große Ferienzeit, da der Weg für die Kinder dann zu beschwerlich wäre. Im Winter ziehen auch viele Familien mit Sack und Pack in die südlicheren Gegenden des Landes, während die Hochlandbewohner des Nordens mit ihren Yaks etwas nachrücken.

Die Schulhäuser sind einfache, schöne Fachwerkbauten im bhutanesischen Stil mit Veranden und großen, luftigen Schulzimmern. Die typischen Holzbogenfenster sind, wie im ganzen Land, ohne Glas und nur mit Holzschiebelbalken zu verschließen. Schon die kleinsten Knirpse tragen in ihrer Schultertasche neben dem bhutanesischen Erstkläßlerbuch auch ihre englischen Schulhefte mit herum und begrüßen jeden Ausländer strahlend mit «Yes, Sir». In Cendenbi, einem kleinen Dorf vor Tongsa, erlebten wir noch Schultage knapp vor den Winterferien. Punkt 7 Uhr früh begann sich die Klasse zu füllen, und schon wurden bhutanesisch Texte laut und ununterbrochen memoriert. Wir kamen abends unangesagt in diesem kleinen Dorf an und bezogen in einem Schulraum Quartier. Zuerst war weit und breit niemand zu sehen, alle waren auf dem höher gelegenen Dorfplatz versammelt. Ein Zelt war aufgeschlagen, in dem der Dorfflamma thronte. Die Schulkinder saßen erwartungsvoll im Kreise herum. Ein großes Holzfeuer wurde angezündet. Aus dem Knäuel der Dorfpotentaten, die sich im und um das Zelt drängten, schälte sich schließlich eine imponierende Figur heraus: der Dorfhäuptling, mit einer hohen spitzen Mütze aus rotgefärbtem Ziegenfell und einer aufgerollten Rundfahne. Der Lama im Zelt intonierte die Klangplatten, der Häuptling entfaltete die Rundfahne und zog sein langes Schwert, der alte Schwerttanz begann. Jede Bewegung ist ausgewogen, die Schwertklinge leuchtet in den Bewegungen des Schwertbogens, im Donnerkeilschritt die Füße setzend, dreht sich der Tänzer. Jahrhunderte, Jahrtausende scheinen versunken. Die Nacht fällt ein. Der älteste Kampfruf, der Siegeschrei

des Schwerttänzers, ertönt, mit jeder Geste, mit jedem Schritt den Sieg des Guten über das Böse bezeugend. Die Zeremonie fand statt, um für die Gesundheit des Königs zu beten. Im Chor der hellen, klaren Stimmen ertönte die achtsilbige Königshymne:

«Lang lebe der König von Bhutan,
Hüter von Gesetz und Tradition.
Er ist der Schutzherr unsres Lands,
dort, wo im Süden Sandelholz grünt.»

MEDIZINISCHE EXPEDITION NACH BHUTAN

Das *Internationale Biologische Programm* hat sich zum Ziel gesetzt, solange es noch Zeit ist – und wahrscheinlich bleibt nicht mehr viel Zeit –, abgelegene Bevölkerungsgruppen zu untersuchen, Menschen, die noch nicht von der technischen und zivilisatorischen Weiterentwicklung betroffen und den natürlichen Gegebenheiten ihrer Umwelt noch ganz ausgesetzt sind. Eine auf hochalpine Probleme spezialisierte Abteilung (High Altitude Section) versucht, die physiologischen Aspekte der Anpassung an die Umwelt, den Körperbau, die genetischen Faktoren und natürlich den allgemeinen Gesundheitszustand dieser Menschengruppen zu erfassen, bevor die üblichen Verkehrsmittel die Vermischung der einzelnen Gruppen durch Heirat erleichtern.

In den Anden gibt es wohl Bevölkerungsteile, die in ebenso großen Höhen leben wie im Himalaya, doch stehen sie schon seit einiger Zeit durch den Straßen- und Luftverkehr mit andern Gebieten in Verbindung und können daher nicht als für sich abgeschlossen bezeichnet werden.

Ursprünglich war eine Expedition nach Nepal vorgesehen. Durch verschiedene glückliche Umstände ergab sich dann aber die unerwartete Möglichkeit, Bhutan zu besuchen, das zufolge der traditionellen Politik der Abgeschlossenheit und der Abweisung aller Ausländer wahrscheinlich das am seltensten bereiste und am schwersten erreichbare Gebirgsland der Welt ist. Man nahm an, daß im Distrikt von Lunana im höchsten Norden des Landes, gerade unterhalb der Gebirgskette, die die tibetische Hochebene nach Süden abgrenzt, eine besonders abgeschlossene Bevölkerungsgruppe lebe. Mit Ausnahme des englischen Botanikers Ludlow, der vor ungefähr dreißig Jahren in diesem Gebiet weilte, sind diese Menschen wegen des schwierigen Anfahrtsweges noch nie von Ausländern besucht worden. Aus dem gleichen Grunde geht sogar aus dem eigenen Lande nur selten jemand dorthin.

Die Expedition wurde von der *Royal Society* (London), von der *Mount Everest Foundation*, von den Universitäten von Edinburgh und Newcastle und von der *Wellcome Foundation* unterstützt. Unsere Equipe stand unter der Leitung des

Londoner Chirurgen Michael Ward, des medizinischen Beraters John Hunts auf dessen erfolgreicher Everest-Expedition. Ferner nahmen daran teil: Frederic Jackson, ein Arzt aus Newcastle und Mitglied der unglücklichen AmaDablam-Expedition von 1959, und der Schreibende, Richard Turner, Arzt aus Edinburgh. Allen gemeinsam war die Liebe zu den Bergen und die Freude an Abenteuern; wir kannten uns in epidemiologischen Fragen aus und fürchteten uns weder vor einer harten Lebensweise noch vor körperlichen Anstrengungen.

Leider wurde unsere Abreise wegen des aussichtslosen und unglückseligen indisch-pakistanischen Krieges um einen Monat verzögert. Die Folge davon war, daß wir unter Zeitmangel litten und uns nur eine relativ kurze Akklimatisierungszeit blieb. Ferner mußten wir aus verschiedenen Gründen auf die Mitarbeit eines Anthropologen und eines Biologen verzichten. Doch wurde beschlossen, daß wir drei Kliniker versuchsweise einen allgemeinen Überblick über diese Gebiete gewinnen sollten.

Das gebirgige Königreich von Bhutan, ein nahezu unbekanntes, mittelalterlich gebliebenes Märchenreich, beansprucht in den unendlichen Weiten Asiens nur einen kleinen Platz. Es ist im Norden vom Hochhimalaya begrenzt, der es vom unermeßlichen, windgepeitschten Hochland von Tibet trennt, und im Süden von den riesengroßen, sonnendurchglühten Ebenen Indiens. Westlich davon liegen – in dieser Reihenfolge – das Chumbi-Tal, Sikkim und Nepal, im Osten befindet sich der «Nordöstliche Grenzbezirk». Bhutan ist höchstens 320 Kilometer lang und 160 Kilometer breit, was ungefähr der Größe der Schweiz entspricht. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 750 000. Das Land wird von der Black Mountain Range in einen östlichen und einen westlichen Teil getrennt. Die Bevölkerung der westlichen Gebiete, welche wir besuchten, gehört zur tibetischen Rasse, während die östliche aus Assam stammt. Im Süden ist der nepalesische Anteil beträchtlich.

Die allgemeine Topographie mit den wichtigsten Gipfeln, Tälern, Flüssen, *Dzongs* und Bevölkerungszentren ist aus der Karte ersichtlich. Die wichtigsten Zentren des westlichen Landesteiles sind Punakha, Paro und Thimpu, im Osten Tongsa, Bumtang und Tashi Gang. Die bedeutendsten Gipfel sind von Westen nach Osten der Chomolhari und der Masa Kang, die Berge Lunanas, von denen in diesem Artikel die Rede ist, und im Osten der höchste Berg Bhutans, der 7500 Meter hohe Ganker Pumzum und der Melunghi Kang.

Das westliche Bhutan besteht aus drei Zonen. Die erste erhebt sich unvermittelt über den Ebenen Indiens und weist eine Tiefe von 50 bis 65 Kilometer auf. Sie besteht aus 3000 bis 3600 Meter hohen Gebirgsausläufern, in welche die Flüsse

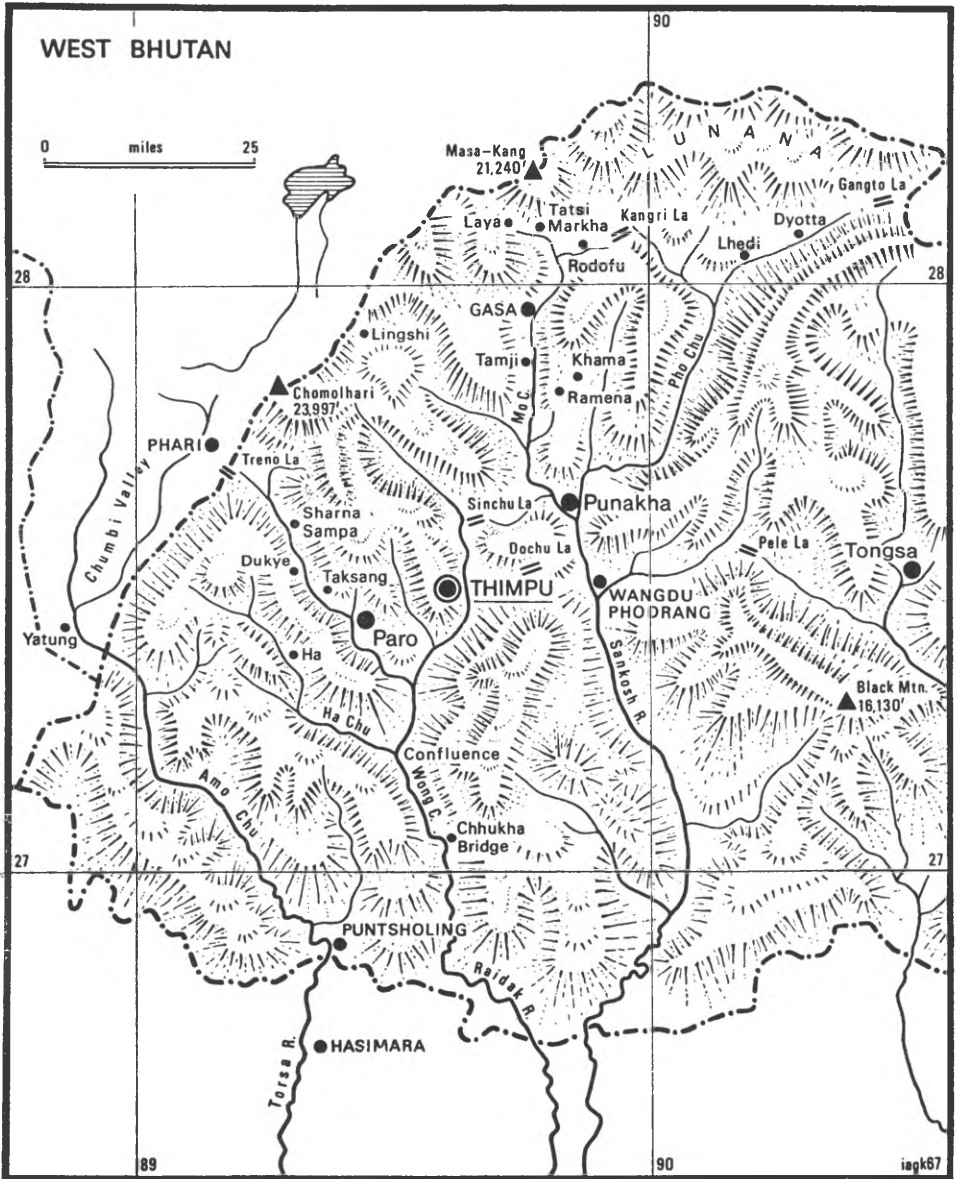
tiefe Schluchten eingegraben haben. Hier fällt viel Regen, und bei Hochwasser steigt der Wasserstand der Flüsse oft ganz plötzlich um 12 bis 15 Meter. Es ist ein ungesundes, mit dichten Wäldern und viel Unterholz bewachsenes Gebiet; die Malaria nimmt aber nach und nach ab. Die mittlere, etwa 65 Kilometer tiefe Zone besteht aus gesunden, weiten Tälern, die etwa 1500 bis 2700 Meter hoch gelegen sind. Die dazwischen liegenden Bergrücken laufen in nord-südlicher Richtung. Das Klima ist mild, die Niederschlagsmenge mäßig, die Hänge steigen langsam an und sind weitgehend urbar gemacht. Die Flüsse steigen in der Regenzeit nur um einen bis zwei Meter an. Die dritte Zone besteht aus 3700 bis 5500 Meter hoch gelegenen Gebirgstälern, die unter den schneebedeckten, bis zu 7300 Meter hohen Gipfeln liegen. Im Sommer werden die Yakherden auf sehr hoch gelegene Alpweiden geführt; die höchsten befinden sich auf 4200 Meter.

Die wichtigsten Flüsse des westlichen Landesteiles sind der Torsa, der die Fortsetzung des Amo Chu bildet, der Wong Chu, dessen Hauptzuflüsse, der Ha Chu und der durch den Zusammenfluß von Paro Chu und Thimpu Chu entstehende Fluß, ferner der Raidak, der bei Punakha durch den Zusammenfluß von Mo Chu und Pho Chu gebildet wird.

Zwei der fünf wichtigsten Pässe, die von Bhutan nach Tibet führen, liegen im westlichen Teil: der Treno La¹ und der Toma La. Der wichtigste Handelsweg von Indien, Sikkim und Bhutan nach Lhasa führte durch das Chumbi-Tal, über Phari, den Tang La und Gyantse.

Am Tage nach dem Waffenstillstand flogen wir von London über Bombay nach Kalkutta. Dort stellten wir fest, daß ausgerechnet jetzt ein «Puja», ein religiöses Fest, stattfand und alles geschlossen war. Zudem befand sich unser Expeditionsmaterial wohl in den Docks, blieb aber wegen der allgemeinen Verwirrung, die der Krieg gebracht hatte, unauffindbar. Michael Ward blieb deshalb in Kalkutta, um zu versuchen, unser Hab und Gut herauszubekommen, während Jackson und ich nach Hasimara flogen, einem Militärflugplatz im Norden Indiens, unmittelbar an der Südgrenze von Bhutan. Dann reisten wir mit einem königlichen Jeep 160 Kilometer weit durch den Dschungel, auf einer noch im Bau befindlichen Straße, die nach Paro und Thimpu führen wird. Seit der Besetzung Tibets durch China hat Bhutan die Notwendigkeit eingesehen, seine Tore, wenn auch mit aller Vorsicht, gegen Süden hin etwas zu öffnen. Die Straße ersetzt den schmalen Pfad, auf dem man früher mit Mauleseln und zu Fuß sieben Tage lang reiste.

¹ La = Paß.



West-Bhutan mit Lunana, dem Arbeitsgebiet der Expedition, im äußersten Norden. Kartenskizze von Richard W.D. Turner.

Während sich unser bedauernswerter Kamerad in der Hitze von Kalkutta von Dock zu Dock und von Schalter zu Schalter kämpfte, gab es für Jackson und mich während der Wartezeit eine ganze Menge zu sehen. Wir unternahmen einen Ausflug nach Norden, um Taktsang, das «Tigernest», zu besichtigen, ein berühmtes Kloster, das in einem Riß oder einer Verwerfung in einer beinahe senkrechten Felswand 600 Meter über dem Talboden liegt. Der steile Aufstieg gab uns Gelegenheit, unsere Kondition auf dieser Höhe zu prüfen. Wir stiegen ferner auf einen Berg oberhalb Paro Dzong, um einen heiligen Einsiedler zu besuchen. Dann folgten wir der Einladung, eine Nacht in Namseyling zu verbringen, dem Wohnsitz von Rani Chuni, der Mutter der Königin, einer überaus freundlichen Dame und reizenden Gastgeberin, von der wir viel über die Eigenarten und Sitten Bhutans erfuhren.

Wir hatten auch mehrere Audienzen beim König, der uns nützliche Anregungen und wichtige Ratschläge für unsere Expedition nach Lunana mitgab. Er organisierte sogar Maulesel, Träger und Lebensmittel für uns. Wir waren auch einige Male bei der Königin zu Gast und hatten Gelegenheit, mit Dr. Tobgail, dem Leibarzt des Königs, medizinische Fragen zu besprechen.

Ferner hatten wir die großartige und ganz unerwartete Gelegenheit, den Treno La zu besuchen, von wo aus man das Chumbi-Tal im kommunistisch besetzten Tibet sieht. Wir wußten, daß dieser Paß nicht sehr weit entfernt war, und erwähnten beim König, daß der Ausflug dorthin wertvoll wäre für unser Training und natürlich auch unerhört interessant. Er stimmte sogleich zu und sorgte für Begleitpersonen, einen Koch, Übernachtungsmaterial, Lebensmittel und dafür, daß wir unterwegs zwei Nächte auf militärischen Kontrollposten verbringen konnten. Die erste Nacht schliefen wir in Gunisawa (2700 m), die zweite in Chekha (3600 m). Unterwegs lernten wir die üblichen Symptome kennen, die sich bei mangelnder Akklimatisierung im Hochgebirge einstellen. Glücklicherweise waren sie nicht schwerer Art und hinderten uns nicht daran, ein vernünftiges Tempo einzuhalten. Am folgenden Tag stiegen wir dann bis zum 4550 Meter hoch gelegenen Treno La.

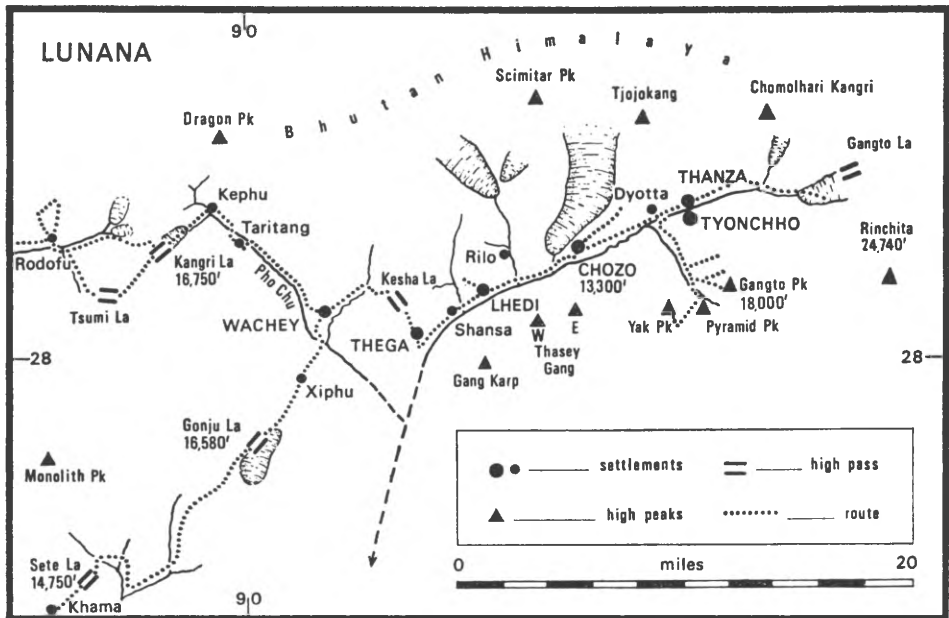
Vom Paß aus kletterten wir noch 150 Meter aufwärts über Fels und Eis und schauten dann zu den weiten Ebenen des Chumbi-Tales hinunter. Wir sahen das berühmte Fort von Phari, das am alten Handelsweg von Indien nach Lhasa liegt, und die Anmarschroute früherer Everest-Expeditionen, aus der Zeit, da die Reise durch Nepal noch nicht möglich war. Jenseits des Tales liegt Sikkim

und hinter dem Pauhunri die großartige Kangchenjunga-Kette, im Norden der herrliche Gipfel des Chomolhari.

CHOMOLHARI

Alle Reisenden, die den Chomolhari vom Chumbi-Tal aus gesehen haben, scheinen von diesem ungewöhnlichen Berg beeindruckt zu sein, erhebt er sich doch 3000 Meter jäh aus der Ebene empor, beinahe vertikal, ein Koloß aus Marmor, Eis und Schnee. Auch von Bhutan aus gesehen, gehört er zu den weit-aus prächtigsten Bergen.

Chomolhari bedeutet «Göttin des heiligen Berges» und war den Tibetern lange Zeit heilig. Niemand weiß bis heute, welche Veränderungen die chinesische Besetzung in dieser Hinsicht gebracht hat. Nach dem überlieferten Glauben der Tibeter war der Berg unbesteigbar, weil die Göttin keinem Menschen gestattete, sich dem Gipfel zu nähern, und jeden Eindringling hinunterwerfen würde. Als Spencer Chapman in Phari war, kam er jedoch zur Überzeugung, daß der Chomolhari über den langen Südgrat, das heißt von der bhutanesischen



Seite her, bestiegen werden könnte. Dieser Versuch kostete ihn zwar beinahe das Leben, aber er erreichte im Jahre 1937 mit seinem Sherpa den Gipfel.

Wahrscheinlich dachten auch die Teilnehmer der drei Expeditionen, welche das Chumbi-Tal hinaufkamen und über den Tang La in Richtung Everest weiterzogen, an die Möglichkeit, den Chomolhari von dieser Seite her anzugehen. Doch brauchten sie Zeit und Kräfte für ihr Hauptziel. Auf dem Rückweg hatten sie wohl genug von den Härten des Bergsteigens und waren bestrebt, bald nach Hause zu kommen. Zudem wäre es wohl gar nicht möglich gewesen, eine Erlaubnis zur Besteigung des Chomolhari zu bekommen. Die Tibeter hielten es immer für wichtig, mit der Göttin ausgesöhnt zu sein, und nahmen die religiösen Bedenken gegen eine Entweihung ihrer heiligen Stätten sehr ernst.

PHARI

Phari liegt in der kahlen und den Winden offenen Ebene des Chumbi-Tales auf einer Höhe von 4200 Metern. Alle, die es besuchten, bezeichneten es als das elendeste und schmutzigste Dorf der Welt. Natürlich schließt das eine gewisse Romantik nicht aus, wenigstens solange man nicht darin leben muß.

Als wir mit dem Feldstecher vom Treno La aus hinuntersahen und das Fort nach Lebenszeichen absuchten, erschien es uns in der Tat romantisch. Es wäre möglich gewesen, in zwei bis drei Stunden rasch hinunter- und wieder heraufzusteigen, doch hatte man uns davor gewarnt, auch nur einen Fuß über die Grenze zu setzen, da sich das Chumbi-Tal in den Händen der Chinesen befindet. In einer Stunde hätten wir einen Rundgang durch das Dorf machen und Eindrücke sammeln können, um einen aktuellen Bericht darüber zu verfassen. Und überdies hätten wir den herrlichsten Blick auf den Chomolhari gehabt, der sich majestätisch im Osten von Phari erhebt.

Möglicherweise sorgen die Chinesen seit der Besetzung des Dorfes für Sauberkeit. Wir konnten fahrende Lastwagen sehen, und es ist anzunehmen, daß man talauf- und -abwärts nach Gyantse und Lhasa verkehren kann. Ich war wirklich versucht, meine Kameraden zu verlassen und hinunterzusteigen. Sicher wäre ich imstande gewesen zu erklären, daß ich mich als Arzt nicht mit Politik befasse, sondern nur den Wunsch besäße, freundschaftliche Beziehungen aufzunehmen und alle zu behandeln, die der Hilfe bedürften. Doch es sollte nicht sein. Wir wandten uns dem freundlicher gesinnten Paro zu. Weit im Norden erkannten wir die Berge, in deren Richtung wir in einigen Tagen aufbrechen würden.

Auf dem Pfad zum Treno La sah ich zum erstenmal einen Yak. Der Weg führte durch eine schmale Schlucht hinauf zu einem militärischen Wachtposten nahe an der tibetischen Grenze, wo wir die Nacht verbringen wollten. Der Posten befand sich auf einem schmalen Vorsprung an der Talseite, hinter dem sich grasüberzogene Felsen 300 Meter hoch steil aufschwangen. Als ich hinaufschaute, erblickte ich auf dem äußersten Rand des Felsens eine massige, unbewegliche, kohlrabenschwarze Silhouette, die sich haarscharf gegen den dunkelblauen Abendhimmel abhob. Eine Stunde oder länger stand das Tier unbeweglich dort, einer Schildwache gleich, in unheimlicher, gigantischer Erhabenheit, und vermittelte mir, wenn auch nur aus der Ferne, eine sehr eindruckliche erste Begegnung. Als wir am andern Tag um weitere 1000 Meter bergauf stiegen, kamen wir an einer am Abhang weidenden Yakherde vorbei. Wie die meisten Tiere fürchteten sie sich vor lautem Rufen. Wir stellten sie aus sicherer Entfernung auf die Probe, und etwa ein Dutzend Tiere flüchtete talabwärts. Daherstürmende Yaks sind, mit der nötigen Vorsicht und aus entsprechender Distanz betrachtet, ein aufregender Anblick.

Bei unserer Rückkehr fanden wir eine Mitteilung von Michael Ward vor, die besagte, daß er mit unserem Gepäck unterwegs nach Thimpu sei. So beschlossen wir, am andern Morgen dorthin zu fahren, um die endgültigen Vereinbarungen über Maulesel und Träger zu treffen und auf dem Markt Waren wie Reis, Zucker und Benzin zu kaufen. Wir hatten noch Gelegenheit, das Spital zu besuchen, die leitenden Ärzte zu treffen und einige Patienten zu sehen. Da wir aber ohnehin verspätet waren, lag uns daran, rasch nach unserm Bestimmungsort aufzubrechen, um einen möglichst großen Teil des vorgesehenen Programmes verwirklichen zu können. Soviel es auch in diesem Teil von Bhutan an Interessantem zu sehen gab, waren wir doch froh, endlich unterwegs zu sein, und freuten uns, daß die eigentliche Expedition nun begann.

DER ANMARSCH

Unsere Reise von Thimpu, der derzeitigen Hauptstadt von Bhutan, nach Lunana führte über den Senchu La (3430 m) nach Choteningbu, hinunter zum Mo Chu, weiter nach Tamji und hinauf nach Gasa Dzong, wo wir unsere Maulesel gegen Yaks vertauschten. Von hier aus ging es über den Pari La (3800 m) wieder hinunter zum Mo Chu und weiter nach Tatsi Markha. Dann folgte der mühsamere Teil der Reise, erst hinauf nach Rodophu (4200 m), über den Tsumi La

(4780 m) und den Kangri Kachu La (5180 m) und hinunter zum westlichen Zufluß des Pho Chu, hinauf nach Wachey (3900 m), über den Kesha La (4480 m) und hinunter zu unserem Ziel, dem Tal des Lhedhi Chu (3800 bis 4100 m), des östlichen Zuflusses des Pho Chu.

Auf dem Rückweg stiegen wir zuerst über den Kesha La und nach Wachey hinunter, dann hinauf zum Xiphu Ridge (4420 m), über den Gonju La (5200 m), den Seta La (4500 m) und hinunter nach Ramena (2920 m). Dann ging es nach Goenshari (2190 m), ans andere Ufer des Mo Chu und weiter nach Punakha (1560 m), dem religiösen Zentrum von Bhutan, und über den Dochu La (3170 m) nach Thimpu.

Der erste Teil unserer Route führte 80 Kilometer weit durch dichten Wald. Der Weg war nicht übermäßig anstrengend, aber an jedem der langen und heißen Tage stiegen wir viele Hunderte von Metern bergauf und bergab; wir waren vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung unterwegs. Nach dem Nachtessen zogen wir uns in unsere Zelte zurück und lasen beim Schein von kleinen Paraffinlampen, die wir eigens zu diesem Zweck mitführten. Da wir zu Fuß reisten, hatten wir genügend Muße, um dieses faszinierende, für uns ganz und gar neue Land und seine Bewohner zu beobachten, ein Land, in dem sich wohl seit Menschengedenken kaum etwas geändert hat. Zu unserm großen Leidwesen konnten wir mit unsern Begleitern und den Leuten, die wir antrafen, nur mit Hilfe unseres einzigen Dolmetschers sprechen.

Zuerst stiegen wir durch steile Wälder zum Sinchu La (3430 m) hinauf, von wo aus wir eine herrliche Weitsicht über die dunkelgrünen Wälder genossen, die sich, so weit das Auge reicht, nach Norden bis zu den schneebedeckten Berggipfeln hinziehen, die wir von hier aus noch nicht genau erkennen konnten. Wir wußten, daß in den Wäldern Bären, Leoparden und andere wilde Tiere hausten, ließen uns aber sagen, daß sie tagsüber nicht auf den Weg hinunterkämen. Die Maultiertreiber kannten die üblichen Tagesetappen und waren immer ängstlich darauf bedacht, lange vor Einbruch der Dunkelheit anzukommen. Unser Weg führte einige Zeit dem blaugrün glitzernden MoChu-Fluß entlang, sonst blieb der Pfad meistens weit oben am Talhang.

Die Dörfer, durch die wir kamen, bestanden nur aus wenigen Häusern. Ihre Bewohner waren an offizielle Besuche gewöhnt und brachten uns Holz und Wasser, manchmal sogar Eier, und wie überall versammelte sich auch hier eine Schar von neugierigen Kindern um uns. Wenn sie hörten, daß wir Männer der Medizin seien, ließen sie uns wissen, ob Kranke im Dorf waren. Bei Bedarf organisierten wir am Morgen vor unserer Abreise eine Sprechstunde.

Am fünften Tag kamen wir nach Gasa Dzong, das auf einem Hochplateau herrlich gelegen ist und die dichten Wälder und tief eingeschnittenen Täler von Zentral-Bhutan überblickt. Gleich dahinter befindet sich der großartige, 5490 Meter hohe schneebedeckte Gangbom. Gasa Dzong war die letzte Siedlung, die wir betraten, bevor wir in die Abgeschiedenheit verschwanden. Vor uns, im Norden, lagen die Gletscherpässe, die uns nach fünf Marschtagen zur ersten Siedlung in Lunana führen würden.

In Gasa tauschten wir die Maulesel gegen Yaks ein und schlossen unsere erste nähere Bekanntschaft mit diesen etwas unheimlichen Tieren, die während der nächsten paar Wochen unsere ständigen Begleiter sein sollten. Die Yaks sind unerhört stark und für den Lastentransport sehr geeignet, doch als Reittiere nicht zu empfehlen. Wir führten zwar für den Notfall einen Reityak mit; es sind aber schwerfällige, ungeschickte Tiere und imstande, ihren Reiter gegen den Felsen zu drücken und ihm ein Bein zu brechen. Auch können sie keine allzu steilen Strecken gehen, weder auf- noch abwärts, abgesehen davon, daß es äußerst unbequem und in großen Höhen der Kälte wegen geradezu gefährlich ist, zu reiten. Zu Fuß zu reisen bot mannigfache Vorteile: wir waren gut in Form, was später wichtig wurde, unsere Füße waren trainiert und gegen Blasen abgehärtet, wir konnten uns nach Wunsch Zeit lassen, stehenbleiben, schauen und photographieren, und natürlich hatte es den Vorteil, daß wir uns die vielen Male, da es kalt wurde, warm zu halten vermochten.

Nach zwei Tagen kamen wir nach Tatsi Markha, einem abgelegenen militärischen Außenposten in der Nähe der tibetischen Grenze. Strategisch diente er dazu, nach chinesischen Spähern oder gelegentlichen Flüchtlingen, die für die Freiheit alles wagten, Ausschau zu halten. Man gab uns zu verstehen, daß uns nun eine härtere Strecke bevorstünde. Zuerst stiegen wir in eine kahle, unbewohnte Gegend hinauf und schlugen unser Lager in Rodophu, oberhalb der Baumgrenze, bei den letzten verkümmerten Sträuchern auf, die gerade noch genügend Nahrung für die Yaks boten. Hier begann es zu schneien, was in dieser Jahreszeit ganz ungewöhnlich ist. Da unsere Akklimatisation noch zu wünschen übrig ließ, litten wir hier, auf 4270 Meter, unter der großen Höhe. Rodophu war nur der Name einer Holzbrücke. Am folgenden Tag mußten wir wegen des Schnees bei unsern Zelten bleiben, doch die Yakführer unterhielten ein Feuer mit einem Kessel Reis darüber und einem zweiten Kessel mit kochendem Wasser.

Wir befanden uns am Fuß des Tsumi La, der in eine noch ödere Welt von Geröll, Eis und ewigem Schnee führt und weiter zur mühseligen Kangri-La-Route und schließlich zu unserem Ziel.

Da uns Nebel und schlechte Sicht auf den hochgelegenen Pässen, die wir überqueren mußten, aufgehalten hatten, beschlossen die Yaktreiber am Morgen, daß wir die eingetretene Wetterbesserung ausnützen und versuchen sollten, zwei Tagesstrecken zu bewältigen und nicht, wie vorgesehen, auf 4880 Meter nochmals zu kampieren. Es sollte ein Gewaltmarsch werden. Obwohl unsere Leute zuvor erklärt hatten, daß diese Strecke in einem Tag nicht zu bewältigen sei, waren sie nun damit einverstanden, um mit ihren Tieren möglichst bald über den Paß zu tiefer gelegenen Weiden und damit in Sicherheit zu gelangen.

Wir stiegen etwa 600 Meter hoch steil hinauf zum Tsumi La (4790 m), kamen aber nur langsam voran, da wir unsern Weg über Geröll und zwischen Felsblöcken suchen mußten. Nach weitem, weniger steilen 300 Metern befanden wir uns in einer rauhen, kahlen Gebirgslandschaft, einer Welt aus Fels, Eis und Wolken, doch schneite es nicht mehr. Dann folgte eine lange und sehr mühsame Hochgebirgsstrecke über schneebedecktes Geröll, ohne die Spur eines Pfades. Wir schleppten uns mühsam weiter, bergauf und bergab, bis wir nach sechs Stunden eine 4880 Meter hoch gelegene Schneemulde erreichten, die von Felswänden, Schneegipfeln und unterhalb des Passes liegenden Gletschern umgeben war, die wir aber kaum sahen. Ohne die Gefahr, eingeschneit zu werden, hätten wir hier unser Lager aufgeschlagen und das nötige Brennholz mitgebracht, da wir uns hoch über der Baumgrenze befanden. Diese Route war unerhört anstrengend, aber nicht gefährlich und nicht allzu kalt. Ärgerlich aber war, daß uns die Wolken das großartige Panorama des Hochhimalaya verdeckten. In der Mulde unterhalb des Passes rasteten wir. Ich nahm etwas Schnee mit Limonadenpulver und Biskuits zu mir und verteilte an unsere Leute Aspirin, da auch sie unter heftigen Kopfschmerzen litten. Jeder von uns fühlte sich am Rande seines Leistungsvermögens, aber es folgten noch sehr harte 300 Meter bis auf den Kangri Kachu La. Glücklicherweise waren wir alle körperlich in guter Verfassung, das heißt übermüdet, aber nicht krank.

Nun kam eine lange Strecke, zuerst durch tiefen Neuschnee, doch die vorangehenden Yaktreiber und ihre Tiere traten eine gute Spur aus. Der weitere Abstieg ins PhoChu-Tal war glitschig und exponiert, aber glücklicherweise nicht gefroren. Nach und nach begegneten wir den ersten verkrüppelten Sträuchern, dann den Rhododendren, bald kamen einige verkümmerte Bäume und schließlich die Wälder, wo der Pfad, wie immer, wieder erkennbar war. Wir hatten wirklich Glück gehabt, daß es auf dem Paß nicht schneite, denn nur zwei unserer Yakführer waren diese Strecke schon einmal gegangen. Dafür konnte sie durchgehend mit Yaks begangen werden.

Ich hatte mich noch nie so vollkommen erschöpft gefühlt wie jetzt, da wir aus den Wäldern heraustraten und dem rechten Ufer des Pho Chu entlang durch ein unglaublich wildes, mit Felsblöcken übersätes Tal gingen. Später erfuhren wir, daß dieses Tal durch den Bruch eines hoch gelegenen Gletscherdammes entstanden ist, wobei Millionen von Felstrümmern hinunterstürzten und die ganze Vegetation unter sich begruben.

Es war ein überaus langer Elfstundentag gewesen: 32 Kilometer über verschiedene Pässe bis zum 5180 Meter hohen Kangri La, und wieder hinunter auf 4250 Meter. Erst beim Einnachten erreichten wir unser Ziel, Taritang. Als Lagerplatz hatten wir die erste mögliche Stelle gewählt, wo der Boden eben genug war, wo die Sträucher genügend hoch aus dem Schnee herausragten, um den Yaks als Nahrung zu dienen, und wo die Bäume groß genug waren, um Brennholz zu liefern. Außer den Yakführern waren alle total erschöpft, und doch mußten wir noch eine Stunde lang im eisigen Graupelregen mit klammen Fingern unsere Zelte aufstellen und im Dunkel mit Hilfe von Fackeln die Lasten sortieren, die den Yaks abgenommen worden waren. Bald darauf brachte man uns Krüge mit heißem, süßem Tee, und schon sah alles wieder besser aus. Unsere Leute schliefen in der Nähe in einem hölzernen Unterstand.

Die Alternative zu diesem Marathon hätte darin bestanden, die Nacht in der 4880 Meter hoch gelegenen Schneemulde zu verbringen. Doch bei stärkerem Schneefall wäre der Abstieg am anderen Morgen wohl schwierig gewesen. Nun kam das Nachtesen, und dann schlüpfen wir, ohne uns auszuziehen, in unsere Daunenkleider und in die doppelten Schlafsäcke. Mit Hilfe von Aspirin und Schlaftabletten fanden wir bald die wohlverdiente Ruhe. Als wir erwachten, mußten wir feststellen, daß etwa 15 Zentimeter Neuschnee gefallen waren. Die öde Wildnis um uns bot einen außergewöhnlichen Anblick. Glücklicherweise lag nur eine relativ kurze und unvergleichlich weniger strenge Tagesstrecke vor uns, und es bestand kein Grund, früh aufzustehen.

Wir brauchten etwa drei Stunden, um die 10 Kilometer talabwärts bis zur nächsten Holzbrücke zurückzulegen. Ein überaus steiler Zickzackweg führte zu der kleinen Siedlung Wachey (3960 m). Sie umfaßt etwa fünf Häuser, zu denen Felder gehören. Als wir ankamen, begann es wiederum zu schneien. Wir stellten so rasch wie möglich unsere Zelte auf, aßen bald und legten uns außergewöhnlich früh schlafen.

Diese Ortschaft war, wie sich herausstellte, die Residenz des «Gup», des Distriktgouverneurs. Als er unser Empfehlungsschreiben vom Regionalkommissar gelesen hatte, beschloß er, mit uns nach Lunana zu kommen, wo er ein

zweites Haus mit einer Frau besaß. Er war in mancher Hinsicht ein außergewöhnlicher Mensch und offensichtlich eine Respektperson. Ohne seine Begleitung und Hilfe hätten wir nicht annähernd so viel erreicht. Er brachte uns zur Begrüßung Eier und «Chang», ein hausgemachtes Gerstenbier.

Wachey liegt hoch oben an einem Hang. Gegenüber befindet sich eine Bergkette mit einem besondern Grat, über welchen die andere der beiden möglichen Routen führt, um den Distrikt zu verlassen, vorausgesetzt, dass es mindestens einen Monat lang nicht mehr geschneit hat. Am nächsten Morgen war das Wetter schön, und im funkelnden Schnee sah alles prächtig aus. Auch heute konnten wir uns Zeit lassen, obwohl der 4570 Meter hohe Keshu La vor uns lag. Wir waren nun viel besser in Form und imstande, gleichmäßig aufzusteigen und ein vernünftiges Tempo einzuhalten.

Unglücklicherweise machte der Schnee, der in Taritang und Wachey gefallen war, bevor wir den Kangri La überschritten, die beiden einzigen nach Lunana führenden Pässe für mehr als einen Monat unbegehrbar. Prof. Gansser, der uns in Lunana treffen wollte, war dadurch vollständig blockiert. Er hatte die Absicht, seine geologischen Studien hier fortzusetzen, bevor er nach Bumtang in Ost-Bhutan weiterreiste. Er versuchte es auf alle möglichen Arten, mußte aber schließlich aufgeben und eine südlichere und weniger interessante Route nach dem Osten einschlagen. Dies war für ihn und uns eine große Enttäuschung und bewies uns erneut, wie sehr wir Glück gehabt hatten, daß wir unsere hochgelegene Route überhaupt passieren konnten und daß nach unseren ersten Tagen in Lunana kein Schnee mehr fiel. So konnten wir Anfang Dezember Lunana über die Alternativ-Route des Gonju La verlassen. Aber auch das war nur möglich durch die Hilfe des Gup, der uns 50 starke Männer aus Wachey sandte, die für uns Stufen ins Eis schlugen und Schnee stampften.

ANKUNFT IN LUNANA

Als wir über den Keshu La (4570 m) kamen und hinunterschauten, wußten wir gleich, daß dies der letzte Abschnitt unserer Reise war und daß wir uns endlich diesem «gelobten Land», einem von Bergen eingeschlossenen Tal, näherten. Wir stiegen hinunter und kamen in der uns schon gewohnten Reihenfolge in die Zone, wo niedrige Büsche aus dem Schnee herausragten; weiter unten folgte höheres Gebüsch, dann kamen Rhododendren, die leider nicht blühten. Der Pfad wurde nun gut sichtbar, und von weitem sahen wir im Tal Bäume, dann die

ersten Spuren menschlichen Tuns: weidende Yaks, eine Gebetsfahne, aufsteigenden Rauch und schließlich das Dach eines Hauses. Die erste Siedlungsgemeinschaft – eigentliche Dörfer gibt es keine – war Thega, zu dem ein halbes Dutzend Häuser mit etwa 60 Einwohnern gehören.

Wir fühlten uns nicht übermäßig müde, aber ziemlich matt und durstig, denn wir waren einen großen Teil des Weges der Sonne ausgesetzt. Als wir zum ersten Haus kamen, begrüßten uns zu unserer großen Überraschung der Gup, der vorausgegangen war, sowie sein in Thega wohnender Bruder. Mit zwei andern Dorfbewohnern standen sie vor einem riesigen Gefäß voll duftender heißer Yakmilch. Ausgetrocknet, wie wir waren, ließen wir uns Tasse um Tasse dieses erfrischenden Getränkes einschenken. Noch selten bin ich für einen unerwarteten Trunk dankbarer gewesen. Etwa eine halbe Stunde saßen wir hier an der Sonne. Die noch folgenden zwei Wegstunden durch das Tal hinunter konnten uns nichts mehr anhaben. Es war aufregend, unser Ziel zu erreichen, das so außerordentlich weitab lag, das man sich aus der Ferne gar nicht vorstellen konnte und von dem aus wir in absehbarer Zeit keinerlei Möglichkeit haben würden, mit der übrigen Welt in Verbindung zu treten.

Der Weg durch das Tal von Thega nach Lhedi, wo wir zu bleiben beabsichtigten, war leicht. Er führte an Shansa vorbei, einem Weiler von drei Häusern, welche ich später besuchte. Als unser Yak-Zug den letzten Abhang hinaufstieg und zum ersten Gerstenfeld kam, das in dieser Jahreszeit abgeerntet war, standen die Bewohner versammelt, um diese unerwartete Szene zu beobachten: die Ankunft von bärtigen Fremden aus einem unbekanntem Land. Sie hatten wohl vom weiter nördlich hinter den Bergen liegenden Tibet gehört und wahrscheinlich von Indien, das im Süden liegt, aber mehr kannten sie sicher nicht. Ihre Gesichter drückten mehr Erstaunen aus als Freude; jedenfalls zeigten sie keinerlei Feindschaft. Rückblickend gesehen, stand diese Haltung in auffälligem Gegensatz zu den lächelnden Gesichtern, die uns später begrüßten, wo immer wir hinkamen. Als die Leute uns besser kannten, wußten sie, daß wir ihnen freundlich gesinnt waren und daß wir nicht, wie sie erwartet und befürchtet hatten, die in der Nähe hausenden Geister störten.

Der Gup führte uns zum Schulhaus, das in sehr ungeeigneter Weise mit Sicht auf den dahinter liegenden Steilhang und nicht zur Sonne hin gebaut war. Man hatte es auf Geheiß der Regierung errichtet, da aber kein Lehrer da war, stand es leer. Es bestand auch keine große Hoffnung, jemanden zu finden, der den langen Weg von seinem Wohnort bis hierher unternehmen oder in diesem abgelegenen Land wohnen wollte. In Lunana gab es niemanden, der des Lesens und Schreibens

kundig war. Zum Dorf Lhedhi gehören nur vier Häuser, in denen etwa 40 Menschen wohnen, und diese Gemeinschaft schien uns geeignet, um mit unserer Arbeit zu beginnen.

LUNANA

Der Distrikt von Ober-Lunana, wo wir einen Monat lang lebten und arbeiteten, befindet sich im äußersten Norden Bhutans, nahe der tibetischen Grenze. Zwischen Lunana und Tibet liegen großartige unerforschte Gebirge. Unzählige weiße Gipfel zwischen 5000 und 7500 Meter Höhe funkeln in der Sonne unter dem weiten, wolkenlosen Himmel. Lunana besteht aus einem etwa 32 Kilometer langen Tal, das der östliche Arm des Pho Chu durchfließt, welcher sich in Punakha mit dem Mo Chu vereint, dem wir flußaufwärts gefolgt sind.

Der 4570 Meter hohe Kesha La trennt diesen östlichen vom unbewohnten westlichen Teil, der, wie bereits erwähnt, zufolge eines Gletscherbruchs von Felsblöcken und Schutt übersät ist.

Dieses Gebiet ist außerordentlich abgelegen und beherbergt wohl die isolierteste Hochgebirgsbevölkerung der Welt, ist es doch nur für den erreichbar, der die zehn harten Marschtage in sehr rauhem Gebiet und einen der beiden Gletscherpässe in Kauf nimmt, welche über die Bergkette führen, die den Zufluß des Pho Chu im Westen begrenzt. Wir waren über den nördlich gelegenen Kangri Kachu La gekommen und kehrten über den etwa 40 Kilometer südlich davon gelegenen Gonju La zurück. Der Kangri La wird hauptsächlich benützt, um die Yaks aus Laya, einem der wichtigsten Zuchtgebiete Bhutans, hinüberzuführen. Waren werden über den Gonju La nach Ramena transportiert. Zwischen dem Paß und der Ortschaft liegt ein Wegstück, das für Yaks zu steil ist, so daß die Lasten zwei Tage weit mit Trägern befördert werden müssen.

Die wichtigsten Dörfer sind, wie aus der Karte ersichtlich, Thega, Lhedhi, Chozzo, Tyonchyo und Thanza, kleinere Dörfer sind Shansa, Rilo und Dyotta. Im ganzen beherbergen sie etwa 500 Einwohner. Am oberen Ende des Tales bildet ein großartiges, auf etwa 6100 Meter Höhe gelegenes Plateau die Grenze, hinter der der Gipfel des Chomolhari Kangri liegt. Im Süden und Osten befinden sich der Gang Karp, der Thasey Gang, der Yak Peak, der Gangto Peak und der Rinchita. Wenn wir vom Lager aus hoch genug aufstiegen, sahen wir die Berge im Norden und Westen, ein Meer von Gipfeln bis hin zum Chomolhari Chumbi; im Südwesten den Gonju La und die zugehörige Bergkette, über die wir zurückkehren sollten.

Unser Plan war, zuerst einmal alle Einwohner zu untersuchen, die körperlich leistungsfähig genug waren, um zum Schulhaus von Lhedi zu kommen. Der Gup orientierte die Leute, indem er Boten in alle Dörfer sandte. Auf diese Weise bekamen wir etwa 120 Personen zu sehen. Viele von ihnen mußten einen unbequemen Weg von zwei bis drei Stunden in jeder Richtung zurücklegen. So erreichten wir also nur die Leute, die körperlich gesund und gut zu Fuß waren. Als niemand mehr erschien, beschlossen wir daher, talaufwärts zu ziehen und uns in Dyotta niederzulassen, einem äußerst abgelegenen Dorf auf 4100 Meter Höhe, und jede einzelne Person im ganzen Distrikt zu untersuchen.

Einige waren mit den Yaks auf den obersten Weiden, andere trieben Handel in Zentral-Bhutan oder leisteten Dienst beim Bau des Dzongs von Thimpu. Von einigen hieß es, sie seien auf Verwandtenbesuch irgendwo im Distrikt, aber zweifellos mieden einige ganz bewußt den Kontakt mit den Unbekannten. Zuerst hatten wir sogar Schwierigkeiten, den Gup zu überreden, uns weiter talaufwärts ziehen zu lassen. Wir erfuhren schließlich, daß man fürchtete, die Geister herauszufordern, was schlimme Folgen haben könnte. Erst als wir erwähnten, wie schade es wäre, wenn der Wunsch des Königs, den Gesundheitszustand der ganzen Bevölkerung zu kontrollieren, nicht erfüllt werden könnte. Wir versprachen auch, alle Kranken zu behandeln. Schließlich wurden die Einwände fallengelassen und die nötigen Vorkehrungen getroffen, da die Bevölkerung bald einsah, daß wir ihr freundlich gesinnt waren und ihr helfen wollten.

Ein besonderer Vorteil unseres Berufes war, daß wir mit den Untersuchungen und persönlichen Fragen und da und dort auch mit Behandlungen sogleich eine Atmosphäre des Vertrauens und der Freundschaft zustandebrachten, so daß wir keine Schwierigkeiten hatten, unsere besonderen Nachforschungen anzustellen. Man versicherte uns, daß diese Leute ihre Lebensjahre zählten, so daß die Altersangaben mehr oder weniger stimmten. Wir nahmen eine vollständige Krankengeschichte jedes einzelnen und seiner Familie auf mit genauen Angaben über Verwandtschaft, Schwangerschaften, Kindersterblichkeit usw. Darauf folgte eine gründliche medizinische Untersuchung und viele Körpermessungen, um die Resultate mit denen anderer Völker zu vergleichen. Dann machten wir Hals- und Nasenschleimhaut-Abstriche für bakteriologische Untersuchungen, maßen den Blutdruck, machten eine volle Serie von Elektrokardiogrammen zur Prüfung der Herztätigkeit, ferner Atemtests zur Kontrolle der Lungenfunktion und sammelten Urinproben. Als letztes brauchten wir eine Blutprobe für die

vielen Untersuchungen, die zu Hause gemacht werden mußten, um Rückschlüsse auf frühere Infektionen zu ziehen oder auf solche, gegen die sie in Zukunft geschützt werden sollten, ferner Untersuchungen für unsere Forschungsarbeit über den Kropf.

Vom medizinischen Standpunkt aus gesehen, war das hervorstechendste Merkmal der Bevölkerung von Lunana die Häufigkeit von Kröpfen bei beiden Geschlechtern und in allen Altersstufen, außer bei ganz jungen Menschen. Wir machten daher eine detaillierte Zusammenstellung nach den Normen der Weltgesundheitsorganisation (WHO). Zweifellos ist der wichtigste Faktor für die Häufigkeit von Kröpfen der relative Mangel an Jod im Boden, das durch die Gletschererosion weggewaschen wird und in Nahrung und Trinkwasser fehlt. Doch kann dies nicht die einzige Ursache sein, da einzelne Individuen davon frei waren. Die Unterschiede zwischen Personen, die unter den gleichen Bedingungen oder in der gleichen Familie aufwuchsen, sind wohl genetischen Ursprungs. Menschen, die einen Kropf haben, selbst einen großen, fühlen sich deswegen nicht etwa weniger wohl, aber entstellt, und er stört sie. Um genauere Angaben über den Jodmangel zu bekommen, nahmen wir Wasser- und Bodenproben zur weiteren Analyse nach Hause mit.

Ernstliche Krankheiten gab es sehr wenige zu behandeln, so daß keine spektakulären Heilungen erzielt werden konnten. Die Klagen bezogen sich meistens auf leichte Schmerzen und Störungen, die mit den schweren täglichen Arbeiten zusammenhingen, den steilen Anstiegen, dem Überklettern von Felsblöcken und dem Durchwaten reißender Flüsse. Die Leute waren wohl erstaunt über unsere Messungen und etwas beunruhigt durch unsere abschließende rasche Frage, ob wir einen kleinen Stich in den Arm machen dürften, um eine Blutprobe zu entnehmen. Unsere große Übung erlaubte uns, rasch zu arbeiten, und eine spitze Nadel verursacht wenig Schmerz. Dank unserem Vorgehen war es meistens möglich, mit einem einzigen Stich eine ganze Reihe von Proben zu nehmen. Als Belohnung gab es für die Kinder gewöhnlich Süßigkeiten, für die Erwachsenen Zündhölzer und schließlich ein Porträt mit der Polaroidkamera. Diese Photographien waren ein großer Erfolg, um so mehr als Spiegel noch unbekannt waren. Es war sehr unterhaltend, ihre Mienen zu beobachten, wenn sie die Gesichter der andern erkannten.

Einige beklagten sich über gelegentliche Kopfschmerzen oder kleinere Verdauungsstörungen, aber im großen und ganzen waren es außerordentlich gesunde Menschen mit wenigen Anzeichen von Krankheiten. Sie waren bemerkenswert frei von vererbten Anomalien, was ihrem allgemeinen Grundsatz zuzu-

schreiben ist, daß Ehen unter nahen Verwandten zu meiden sind, ungeachtet ihrer Abgeschiedenheit.

DIE RÜCKREISE

Eines Tages war unsere Arbeit beendet. In der Hoffnung, noch vor Weihnachten zu Hause zu sein, packten wir unsere Zelte und unsere Habe zusammen. Jackson und Ward wollten noch zwei bis drei Tage in den umliegenden Bergen klettern und in diesem bisher noch nicht kartographierten Gebiet einige Vermessungen vornehmen.

Ich beschloß, nach Lhedi zurückzukehren, um unsere Laboratoriumsarbeiten zu vervollständigen und mich dann der Handelskarawane anzuschließen, die jeden Herbst zur nächsten Siedlung Zentral-Bhutans zieht, um Yakbutter gegen Reis einzutauschen. Von dort aus konnte ich mit unsern Laboratoriumsproben und der Ausrüstung, die wir nach Thimpu zurückbringen wollten, in Richtung Punakha weiterziehen. Wir hatten vor, unsere ganze medizinische Ausrüstung dem dortigen Spital, die Bergschuhe und Kleider unseren Gefährten und das Lagermaterial dem König zu schenken und nur einige wenige persönliche Gegenstände mit nach Hause zu nehmen.

Es erwies sich als außerordentlich interessant, ganz allein mit den Leuten von Bhutan zu reisen und zu kampieren, ein Abenteuer, das ich nicht leicht vergessen werde. Der Weg führte vorerst nach Thega zurück, wo ich die Krankengeschichten der Leute aufnahm, die nicht zum Schulhaus herabgekommen waren. Dann ging es über den Keshu La, der jetzt, da ich besser akklimatisiert und gut in Form war, keinerlei Schwierigkeiten bot, und zurück zum Weiler von Wachey, dem Hauptwohnsitz des Gup. Hier besammelten sich die Kaufleute aus den verschiedenen Weilern von Lunana mit ihren Yaks für die viertägige Reise nach Ramena. Ein Teil von ihnen war bereits vorausgegangen.

Kurz vor Wachey wies einer der Yakführer zum fernliegenden Horizont und zeigte eine glatte weiße Fläche zwischen zwei Gipfeln mit einer gerade noch erkennbaren Linie darauf. Es war die Spur, die über den schneebedeckten Gletscher des Gonju La führte, die einzige Route, auf der man Lunana verlassen konnte. Aus dieser Entfernung gesehen, schien die Strecke gewaltig. Die Distanz hatte ich mir vorstellen können, nicht aber diese Höhendifferenz und Exponiertheit. Die Route sah außerordentlich steil aus, aber alles glänzte wundervoll in der Nachmittagssonne.

Wir brauchten am Morgen nicht früh aufzubrechen, da wir nur eine kurze Strecke vor uns hatten, nämlich nur bis zu einem günstigeren Ausgangspunkt für den Gonju La. Am folgenden Tag galt es dann, zusätzlich zum Paßübergang etwa 32 Kilometer in zehn Stunden zurückzulegen. Zuerst führt der Pfad durch Wälder abwärts zu einem andern von Geröll übersäten Tal und weiter dem Fluß entlang. Wir überschritten eine Holzbrücke und begannen den steilen Aufstieg über einen glitschigen, schnee- und eisbedeckten Pfad. Das Steigen bedeutete nun keine Schwierigkeit mehr, und wir überwandten in gleichmäßigem Tempo etwa 900 Meter. Hie und da sahen wir zwischen den Bäumen hindurch auf die Berge, die immer prächtiger wurden. Der Gup erwies sich wie immer als angenehmer Weggefährte, obwohl wir nicht miteinander sprechen konnten. Er war außerordentlich aufmerksam, wartete an jeder schwierigen Stelle, zeigte mir Routenvarianten, schlug hie und da zusätzliche Stufen ins Eis und wartete, wenn er fand, es sei glitschig, oder wenn ich zurückblieb. Weiter entfernte Gipfel und Gletscher wurden sichtbar, dann der Hochhimalaya, und schon kamen wir zur Baumgrenze. Der Pfad führte über einen steilen Hang, auf dem stellenweise Schnee lag. Die Ausblicke wurden immer großartiger.

Nach weniger als einer Stunde kamen wir zu einem riesigen Felsen, der etwas zurückgesetzt am Hang lag, so daß der Weg an dieser Stelle um etwa einen Meter breiter wurde. Zu meiner Überraschung bedeutete man mir, daß wir hier die Nacht verbringen würden, obwohl es erst 2 Uhr nachmittag war und die Sonne noch hoch am Himmel stand. Ich hatte nichts anderes zu tun, als an der Sonne zu sitzen, was überaus angenehm war. Auf der anderen Seite des Tales wäre das ganz unmöglich gewesen. Die steil abfallenden Fels-, Eis- und Schneeflanken wurden kaum von der Sonne gestreift und bildeten bei gleicher Höhe einen eindrucklichen Kontrast zur Paßseite.

Zwei Yakführer füllten Schnee in Säcke, um Wasser zu bekommen, und zwei andere stiegen ein Stück weit hinunter und brachten riesengroße Holzbündel für die Feuer, die an dieser exponierten Stelle lebenswichtig sein würden. Wasser, Holz, der mitgebrachte Reis und meine Büchsen mit Currypulver und Trockenmilch waren alles, was wir benötigten. Außerdem bereiteten meine Gefährten, ihrem Brauch gemäß, Tee mit Butter und Salz. Einige von ihnen hatten geronnene Milch mitgenommen, welche, mit gerösteten Gerstenkörnern vermischt und sehr kalt genossen, ausgezeichnet mundet.

Ein Zelt kam aus Platzgründen nicht in Frage, und wir legten uns ganz einfach quer über den Pfad in eine Reihe, und zwar mit angezogenen Beinen, damit zwischen uns und dem steil abfallenden Berghang noch genügend Raum blieb

für eine Reihe von Feuern. Meine Gefährten hatten sich von den Yaks die nötigen Decken herauftragen lassen. Ich war ziemlich stolz auf meine Schlafsäcke, doch war das der einzige Unterschied zwischen ihnen und mir.

Am andern Tag standen wir vor dem Morgengrauen auf und bewunderten einen herrlichen Sonnenaufgang. Es war aber über die Maßen kalt, bis die Feuer wieder brannten und wir unser Frühstück einnehmen konnten, das aus Tee und Reis bestand. In etwa dreieinhalb Stunden erreichten wir in regelmäßigem Aufstieg und ohne große Ermüdung über Geröll und Felsen, dann über Schnee und Eis den Gonju La. Die Aussicht war von unvergleichlicher Schönheit.

Der Sonnenuntergang auf dem Xiphu-Grat war so herrlich und großartig gewesen wie der Sonnenaufgang, aber nichts konnte den Gonju La übertreffen.

Nur ungern verließ ich den Paß, freute mich aber darauf, während mehrerer Stunden ein riesengroßes Schneefeld überqueren zu können, das von Gletschern und unzähligen nahen und fernen Berggipfeln umgeben war. Darauf folgte ein leichter Abstieg bis zur Schneegrenze. Die Umgebung wurde wieder grün, und beim ersten strömenden Wasser hielten wir an und bereiteten Tee. Nach einer weitem Marschstunde kamen wir zu einem breiten Fluß. Ich fühlte mich müde genug, und der Ort schien sich für ein Lager zu eignen. Doch der Gup, den ich mit viel Mühe zählen gelehrt hatte, gab mir mit Hilfe meiner Uhr zu verstehen, daß noch mindestens drei Marschstunden vor uns lagen. Der Weg war nicht steil, führte aber durch ein weiteres mit phantastischen Trümmern übersätes früheres Gletscherbett, bis wir schließlich knapp vor Einbruch der Dunkelheit zu Yakweiden kamen. Sogleich wurden Feuer angezündet gegen die Kälte, die wir überaus deutlich zu spüren bekamen, sobald wir uns nicht mehr bewegten. Bald standen die Kochtöpfe zwischen den glühenden Holzklötzen, um Wasser und Reis zu kochen, dem die verschiedensten Leckerbissen beigefügt wurden.

Am andern Tag stiegen wir wieder zum herrlichen Seta La auf. Dies sollte unser letzter Tag im Land des ewigen Schnees sein und auch der letzte Tag mit Yaks. Von nun an wurde der Abstieg außerordentlich steil. Man ließ daher die Tiere hier grasen, bis die Männer mit ihren schweren Reislasten zurückkamen, die sie sicher erleichtert auf die Rücken der gutmütigen Yaks umluden.

Nach und nach sahen wir wieder höhere Bäume und kamen schließlich in die Zone des dichten Bambus, aus dem wir ganz plötzlich hinaustraten und im warmen Sonnenlicht den ersten kleinen Weiler vor uns hatten. Ramena besteht aus vier Häusern und schien uns mit seinen Kühen, Schweinen, Hunden, Hühnern und den sehnsüchtig erwarteten Eiern willkommen zu heißen.

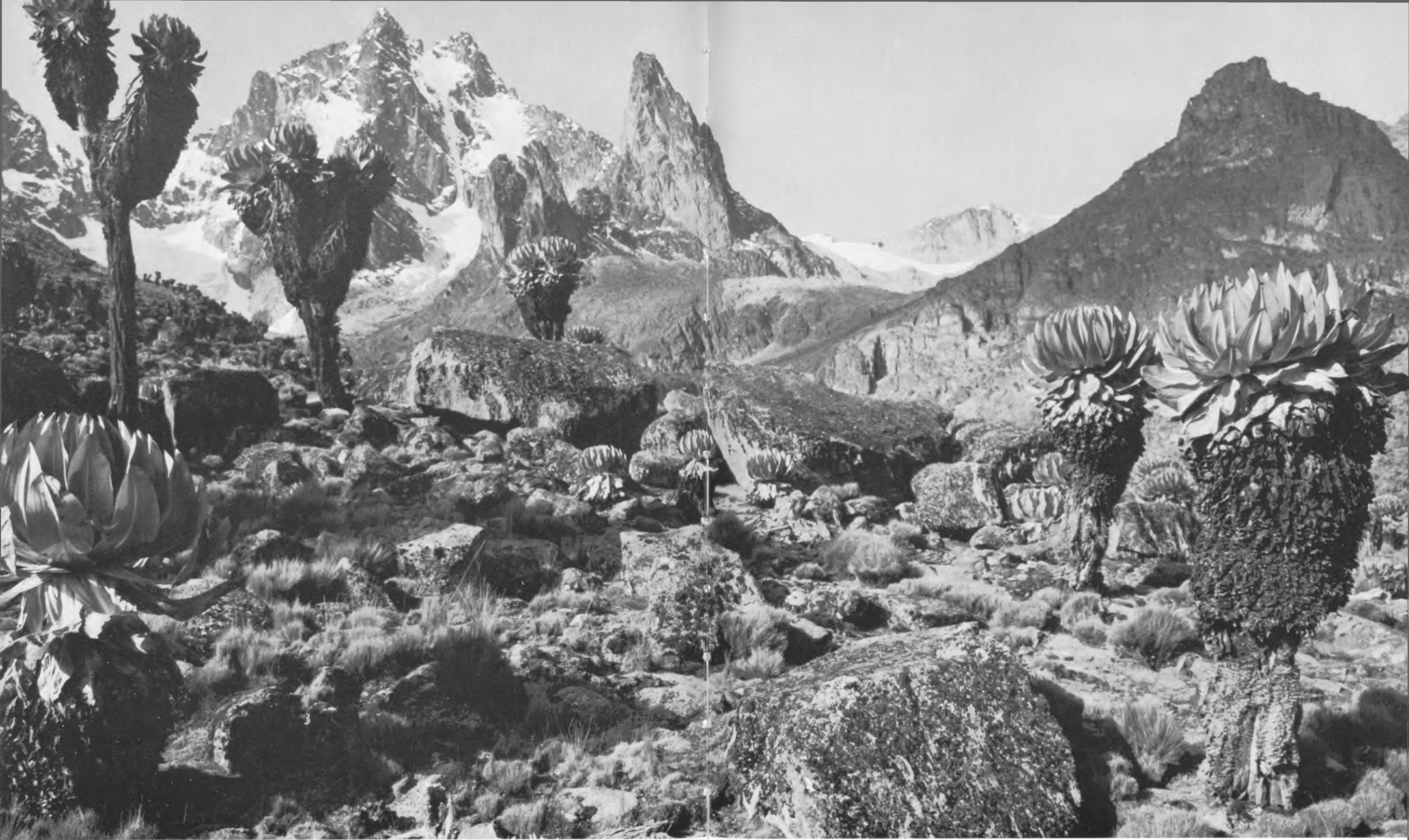
Wir stiegen dann steil über etwa 1200 Meter ab. Dieser Teil war zwar nicht schwierig, aber äußerst mühsam und für Yaks offensichtlich unpassierbar. Wir kampierten am Anfang der Waldzone. Von hier aus mußten wir nochmals vier Tage lang durch Zentral-Bhutan hinunter und weiter abwärts wandern in der zunehmenden Wärme und schließlich in der Hitze, bis wir uns wieder in der Zone der farbenprächtigen Herbstbäume und der Vögel und einem Land relativer Zivilisation befanden. Nun gab es anstelle der Gerstenäcker wieder sorgfältig gepflegte Reis- und Kornfelder, und die Orangen, Bananen und Walnüsse waren uns willkommen. Hier traf ich mit Ward und Jackson zusammen.

Schließlich kamen wir zum glitzernden Mo Chu zurück. Das milchiggrüne Gletscherwasser war hier wieder zartblau und lud zum Schwimmen ein. Wir konnten trotz der Kälte nicht widerstehen. In der Ferne lag der riesengroße Dzong von Punakha, das religiöse Zentrum des Landes, wo tausend Lamas ausgebildet werden.

Am Ende der mit dem Jeep gerade noch fahrbaren Straße zahlten wir unsere Träger aus und ließen uns über den Dochu La nach Thimpu fahren. Dort verbrachten wir einige angenehme Tage im Gästehaus des Palastes, obwohl die königliche Familie abwesend war. Diener umsorgten uns, setzten uns köstliche Mahlzeiten vor, erfrischten uns mit besonderen flüssigen Stärkungsmitteln und brachten große Gefäße mit heißem Wasser für die hölzerne Badewanne. Wir führten unsere Arbeit zu Ende, indem wir die Proben im Spital in Thermosflaschen versorgten, um sie unbeschadet durch die Hitze Indiens nach Kalkutta und mit dem Flugzeug nach London zu transportieren. Für mich kam nun die Rückreise nach Edinburgh, wo ich unzählige Male in der Erinnerung und in farbigen Diapositiven meine Reise vom Märchenland in die Gebirgswelt wiedererleben werde.



25 MOUNT KENYA VON NORDOSTEN. Links der Hauptgipfel Batian (5199 m), rechts der Nebengipfel Nelion (5188 m). Es folgen nach rechts: Grand Gendarme, Petit Gendarme, Point Dutton, Point Pigott und Point Peter. Photo: Erwin Schneider.



26/27 BLICK VON TELEKI VALLEY nach dem Mount Kenya mit Batian, Nelion und Point John. Vorn riesige Lobelien. Diese seltsamen tropischen Berggewächse gedeihen bis auf 4500 Meter Höhe. Photo: Erwin Schneider.



28 MOUNT KENYA-SÜDWAND, von der Arthur Firmin-Hütte aus. Sichtbar ist nur der Nelion. Der Hauptgipfel Batian ist hinter ihm versteckt. Photo: Dr. Walter Amstutz.

MOUNT KENYA

Der schönste Berg Afrikas

Afrika besteht zur Hauptsache aus einem Plateau, aufgebrochen und erhöht im Süden, abfallend gegen Norden, mit Gebirgsfaltungen im nördlichsten Teil. Dieses riesige Plateau weist nur wenige Erhebungen über 3000 Meter auf. Es bestehen also in diesem Erdteil, obschon er der zweitgrößte ist, nicht viele interessante Massive, die sich in bergsteigerischer Hinsicht mit andern Gebirgen vergleichen ließen. Wohl ist der Atlas von über 1500 Kilometer Länge mit Erhebungen bis über 4000 Meter (Toubkal 4165 m, in Sehweite von Marrakesch) ein gepriesenes Tummelfeld für den marokkanischen Bergsteiger und Skifahrer. Aber dort gibt es keine Gletscher, nur Felder mit ewigem Schnee. Auch sind die im Herzstück der Sahara aus nackter Wüstenlandschaft sich erhebenden Gipfel, Kuppeln und graziösen Felskliffe im Hoggar (Algerien) und insbesondere in Tibesti (Tschad), die in ihren Silhouetten an die Dolomiten erinnern, von eigenartiger Faszination. Vieles in diesen Gebieten wäre noch zu erforschen. Die Zugänge aber sind umständlich und zeitraubend, und die Gegend kann kaum als ideales Bergsteigerziel betrachtet werden. Klettergärten von lokaler Bedeutung findet man auch in den Tafelbergen bei Kapstadt und besonders in den ausgedehnten Drakenbergen von Basutoland und Südafrika. Das Hauptinteresse des Alpinisten gilt aber ohne Zweifel den Bergen von Ostafrika. Hier finden wir direkt am Äquator drei Fünftausender, allerdings voneinander völlig unabhängig: den *Kilimandscharo*, den *Mount Kenya* und den *Ruwenzori*.

Ruwenzori (5119 m) ist ein Sammelbegriff von sechs vergletscherten Gipfelgruppen mit der Punta Margherita des Mount Stanley als höchste Erhebung. Der Alpinist kommt hier allerdings nur teilweise auf seine Rechnung. Abgesehen von der Höhe werden Besteigungen in erster Linie durch häufige und starke Niederschläge (jährliche Regenmenge 500 cm) erschwert. Tropische Regengüsse, plötzlich anschwellende Wildbäche, Nebel, Wolken und Schnee sind für den Bergsteiger die größten Hindernisse.

Der *Kilimandscharo* (5963 m), ein erloschener Vulkan, ist als beinahe Sechstausender der höchste Berg Afrikas. Er ist leicht zugänglich, und seine Besteigung

wäre nicht viel mehr als ein anstrengender Spaziergang, wenn seine Höhe über dem Meer nicht so beträchtlich wäre. Er ist nicht nur das Ziel von Alpinisten, sondern auch von vielen Ungeübten, deren Ehrgeiz es ist, den höchsten Berg Afrikas zu besteigen. Die physiologische Anpassung an solche Höhen ist aber bei den meisten Touristen ungenügend; viele sind mangelhaft vorbereitet und unzweckmäßig ausgerüstet. Mitunter versuchen sie, kaum in Nairobi angelangt, den Berg in zwei bis drei Tagen im Sturm zu nehmen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die wenigsten von ihnen den Gipfel erreichen.

Der *Mount Kenya* (5199 m) ist der zweithöchste Berg Afrikas. Seine Anstiegsrouten müssen alle als ziemlich schwierig bezeichnet werden. Auch der leichteste seiner exponierten Wege ist mit Seillängen vom Grad III und IV bestückt. Man hat seine Besteigung in bezug auf Schwierigkeit etwa mit einer Grépon-Traverse verglichen. Kaum 500 Meter nördlich vom Äquator liegend, ragt er elegant aus dem ostafrikanischen Hochplateau majestätisch gegen den Himmel. Von wo man ihn betrachtet, beeindruckt er mächtig. Er ist ein königlicher Berg. Seine fünftausend Meter in isolierter Lage, der mehrtägige An- und Abstieg durch den bezaubernden MountKenya-Nationalpark, bei dem sich alle Spielarten tropischer und alpiner Vegetationsstufen ablösen, und sein solides, kletterfestes Urgestein machen ihn auch für verwöhnte Bergsteiger zum begehrten Ziel.

Erschwerend bei der Besteigung der drei Gipfel ist, abgesehen von der Höhe und der Dehydration in tropischem Klima, die zusätzliche körperliche Beanspruchung durch große Temperaturdifferenzen. Die Tag- und Nacht extreme in Höhen von über 5000 Meter am Äquator können innerhalb weniger Stunden zwischen minus 20 bis plus 50 Grad Celsius liegen. Bei ungenügender Sauerstoffzufuhr reagiert zudem der Körper auf Kälte wesentlich empfindlicher. Ungewohnt ist auch die das ganze Jahr dauernde äquatoriale Tag- und Nachtgleiche und damit das Fehlen einer Dämmerung. Das fast plötzliche Einsetzen der Nacht kann zu unliebsamen Überraschungen am Berg führen. Es stehen nur zwölf Stunden Tageslicht von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends zur Verfügung.

Über das Gebiet des Mount Kenya gibt es, entsprechend seiner touristischen und bergsteigerischen Bedeutung, mehrere gute *Karten und Führer*. Eine dieser Karten im Maßstab 1:25 000 stützt sich auf photogrammetrische Aufnahmen der Royal Air Force 1947 und wurde vom Kenya Government 1965 herausgegeben. Zwei für Bergsteiger besonders wertvolle Detailkarten im Maßstab 1:5000 und 1:10 000 sind von den österreichischen Kartographen Erwin Schneider und Hubert Schriegl nach terrestrischen und photogrammetrischen Auf-



Mount Kenya – Südostwand. Der Hauptgipfel Batian (5199 m) ist hinter dem Nelion (5188 m) versteckt. Man steigt vom Nelion zuerst in das Gate of the Mists ab und ersteigt von dort den Batian.

- 1 Lewis Glacier – 2 Don Key Walk – 3 Rabbit Hole – 4 Mackinder's Chimney – 5 One o'clock Gully – 6 Bivouac Shelter – 7 Mackinder's Gendarme – 8 Graaff Variation – 9 East Face – 10 Amphitheatre – 11 Nelion.

nahmen bearbeitet und mit Unterstützung der Fritz-Thyssen-Stiftung veröffentlicht worden (Wien, Freytag & Berndt und Artaria). Ein ausgezeichnete Führer: *Guide Book to Mount Kenya and Kilimanjaro* wurde 1963 vom Mountain Club of Kenya herausgegeben. Er darf den guten Klubführern der Alpen gleichgestellt werden und enthält Kapitel über Geologie, Glaziologie, Klima, Flora, Fauna, Ausrüstung, Transport- und Unterkunftsmöglichkeiten sowie Anweisungen für die erste Hilfe bei Unfällen und Krankheit.

Der Mount Kenya wurde am 13. September 1899 von Sir Halford Mackinder in Begleitung von César Ollier und Joseph Brocherel, einem Führer und Träger aus Courmayeur, erstmals bestiegen. Ihre Leistung ist bewundernswert. Schon der Anstieg mit einem Troß von 157 nackten Massai- und Kikuyu-Eingeborenen war ein äußerst strapaziöses Unternehmen. Bald nach Nairobi mußte sich die Kolonne einen Weg durch den wilden Busch bahnen, wobei sie von Nashörnern angegriffen und von feindlichen Eingeborenen mit giftigen Pfeilen beschossen wurde. Damals war der Mount Kenya in der Vorstellung der Eingeborenen ein geheimnisvoller, von Geistern behüteter Berg. Die Besteigung Mackinders erregte das größte Aufsehen; sie war eine Höchstleistung an menschlicher Zähigkeit und Ausdauer, denn die damaligen Verhältnisse können mit den heutigen in keiner Weise verglichen werden.

Bewundernswert ist auch die Leistung des Italieners Felice Benuzzi und seiner Freunde, die während des Zweiten Weltkrieges aus einem Gefangenenlager in Nairobi entwichen und mit mangelhafter, selbstverfertigter Ausrüstung eine Besteigung des Mount Kenya versuchten, wobei sie allerdings nur die Eiskuppe des Point Lenana (4985 m) erreichten. Benuzzi läßt uns das spannende Abenteuer in einem reizenden Bändchen miterleben.¹

Der *Mount Kenya* besteht aus den beiden Zwillingsgipfeln *Nelion* (5188 m) und *Batian* (5199 m). Nach Mackinders Erstbesteigung, der den Batian unter Umgehung des Nelion bezwang, wurde der Berg bis zum 6. Januar 1929 nie mehr betreten. In diesem Jahr eröffneten die beiden Engländer Eric Shipton, zur Zeit Präsident des Alpine Club, und P. Wyn-Harris die Route über den Nelion zum Mount Kenya. Seither wurde am Batian fleißiger geklettert. Es gibt heute elf verschiedene Anstiegsrouten, die zwischen den Schwierigkeitsgraden IV bis V plus variieren. Weitere Wege harren noch der Erschließung. Die meisten

¹ «Fuga sul Kenya», Milano 1947. Englische Übersetzung: «No Picnic on Mount Kenya», London 1952. Siehe auch «Berge der Welt», Bd. VII, 1952.

dieser Routen wurden nur einmal begangen, einige sind wiederholt worden. Die heute übliche Route ist die von Shipton, die nach Angaben des Mountain Club of Kenya bis zum Oktober 1963 von etwas über 30 Seilschaften begangen wurde. Insgesamt dürfte der Batian bis heute von etwa 40 bis 50 Partien erstiegen worden sein. Der Nelion ist öfters erklettert worden. Bis Oktober 1963 waren es wenigstens 60 Partien, wovon aber nur die Hälfte auch noch den Batian bestieg. Im Winter, etwa von Weihnachten bis Mitte März (bei Sonnenstand südlich vom Äquator), werden die Routen auf der Südseite und im Sommer, von Anfang Juli bis Anfang Oktober, die auf der Nordseite des Berges bevorzugt.

Die leichte Erreichbarkeit des Mount Kenya von Europa ist einer seiner großen Vorzüge, denn Nairobi liegt nur etwa neun Flugstunden von Zürich entfernt. Von dort aus erreicht man in einigen Autostunden Nanyuki und von hier den Safari Club. Dieses Hotel mit seinen gediegenen Räumen und Dependenzen liegt gleich einem feudalen Landhaus inmitten einer gepflegten Gartenlandschaft von tropischer Farbenpracht. Es ist ein wahrer Garten Eden. Das Bild wird abgeschlossen durch die elegante Silhouette des Mount Kenya, der oft leise verschleiert, transparent, wie ein zarter Hauch im Hintergrund schwebt.

DIE BESTEIGUNG DES MOUNT KENYA

Die Teilnehmer unserer Bergsteigergruppe waren: Hans Grimm, Vinzenz Losinger, Fritz Gansser, Peter Walser und der Schreibende. Die Organisation von Transport und Verpflegung am Berg hatten wir Mr. und Mrs. Lockwood, Inhaber der Snowline Safaris in Nanyuki, überlassen. Es ist eine große Erleichterung, wenn man schon vor der Abreise darauf zählen kann, daß die Vorbereitungen von ortskundigen und zuverlässigen Personen besorgt werden. David Lockwood ist selber ein geübter Bergsteiger, der den Mount Kenya schon mehrmals bestiegen hat.

Am Nachmittag des 20. Januar 1967 begeben wir uns vom Safari Club in zwei Landrovern unter Führung von Mrs. Lockwood nach Forest Station, das wir zwei Stunden später erreichen. Hier erwarten uns Träger mit Zelten, Proviant, Pferden und Zebroiden (einer Kreuzung zwischen Pferd und Zebra). Unser Weg ist die Burguret-Route. In 3½ Stunden steigen wir durch Unterholz und Gebüsch auf 3000 Meter Höhe, wo wir in Machengeni, einer Waldlichtung, unsere Zelte aufschlagen. Am folgenden Tag erreichen wir gegen 16 Uhr die Two Tarn Hut auf 4490 Meter, die an einem kleinen Bergsee, unmittelbar dem Nelion gegenüber

prächtig gelegen ist. Am dritten Tag, nach einem Abstieg und Wiederaufstieg, beziehen wir gegen Mittag Quartier in der Arthur Firmin Hut (4809 m), dem Ausgangspunkt für die Gipfelbesteigung. Der Höhenunterschied bis zum Batian beträgt von hier noch etwa 400 Meter. Bis hierher begleitete uns auch Fritz Ganssers berggewandte Gattin Delia. Meine Freunde Losinger und Gansser zogen noch am gleichen Nachmittag zu einer Rekognoszierungsfahrt aus, die sie bis zum ersten Quergang führte. Am 23. Januar verlassen wir die Firmin Hut früh nach 5 Uhr. Die Überquerung des Lewis Glacier bereitet auch bei völliger Dunkelheit mit unseren Stirnlampen keine Schwierigkeiten. In zwei Seilschaften geteilt, erreichen wir etwa um 6.30 Uhr den Einstieg.

Im großen und ganzen ist die Kletterei ausgesetzt, doch sind größere Abschnitte mit nicht mehr als etwa Schwierigkeitsgrad II zu bewerten. Ein erster Quergang und einige weitere Seillängen mögen vom III. Grad sein. Shipton's Crack, Rickety Crack sowie Gate of the Mists werden je nach den Bedingungen mit Grad IV bewertet.

Eine Zweierpartie, Fredy Ort, J.M. Davies, ein Schweizer und ein Südafrikaner, brechen am gleichen Morgen vor uns zu einer Besteigung auf. Da wir sie unterwegs einholen, laden wir sie ein, sich unseren Seilschaften anzuschließen, wodurch das Tempo natürlich verlangsamt wird. Über Shipton's Route erreichen wir Mackinder's Gendarme (5072 m). Soweit wir feststellen können, folgen wir von hier der Graaff-Variante (Januar 1952), über die man erst durch eine Linkstraverse über ein Couloir, einen Riß und offene Felsen wieder zum Amphitheater stößt. Diese Variante ist vor allem sicherer und möglicherweise auch leichter. Um 11.30 Uhr stehen wir auf dem *Nelion*. Der Abstieg zum Gate of the Mists (5144 m), der Depression zwischen den beiden Gipfeln, ist vereist. Stufenschlagen und Seilmanöver kosten uns etliche Mühe. Wir lassen hier ein fixes Seil als Hilfe für den Wiederaufstieg zurück. Gegen 13 Uhr schütteln wir uns auf dem *Batian* die Hände, erfreut über das gute Gelingen.

Es beginnt leise zu schneien; die dünne Luft ist mit Elmsfeuer geladen und ein längeres Verweilen nicht ratsam. Es wird 16 Uhr, bis wir wieder auf den Nelion gelangen. Das viermalige Abseilen von sieben Personen in 40-Meter-Längen ist umständlich und zeitraubend. Gegen 19 Uhr, während der kurzen Spanne der Dämmerung, erreichen wir die für Notfälle errichtete Biwakhütte etwas unter 5000 Meter Höhe. Wir danken den beiden Engländern, die diese Aluminiumkiste vor etwa zwei Jahren auf diese Höhe hinaufgeschleppt haben. Die Boxe, etwa 1,40 Meter hoch, ist halb mit Eis gefüllt, so daß der Einstieg erst nach langer Hackarbeit möglich wird. In dem für etwa vier Personen berechneten Raum müs-

sen unser sieben Platz finden. Von Komfort kann dabei kaum die Rede sein, und am folgenden Morgen haben wir große Mühe, unsere steifen Glieder wieder in Gang zu bringen. Gegen 8 Uhr steigen wir ab, nachdem sich das Auge an dem großartigen Fernblick nicht satt sehen konnte. In drei 40-Meter-Abseil-längen können wir uns rasch vom Berg absetzen, und alles verläuft wie am Schnürchen. Am Donkey Walk empfängt uns David Lockwood. Gegen 11 Uhr erreichen wir wieder die Firmin Hut, wo uns zwei kühl gestellte Flaschen Pol Roger Brut erwarten – eine fürstliche Entlohnung!

Die Rückwanderung am folgenden Tag über den Simba-Paß, wobei wir den Mount Kenya halb umkreisen, wird zu einem einmaligen Erlebnis. Großartig und immer wechselnd ist der Fernblick bis zum Kilimandscharo; über Hunderte von Kilometern schweift das Auge über das ostafrikanische Hochplateau. Eigenartig fremd präsentiert sich die Flora. Auf nacktem Boden, in der Nähe des ewigen Schnees entzückt das edel weiße Helichrysum. Mit Kränzen dieser Blumen pflügen die Eingeborenen die erfolgreichen Besteiger des Kilimandscharo zu krönen. Riesige Senecien stehen aufrecht wie Soldaten in ihrem Pelzgewande, mit Blumen auf dem Haupt. Gigantische Lobelien, diese seltsamsten aller Gebirgspflanzen, recken die kakteenartigen Häupter in den Himmel. In solchem Rahmen wechselt die Landschaft in unaufhörlicher Bildfolge von Bergen, Gletschern, Seen und Tälern.

Talwärts und dann wieder ansteigend über einen neuen Paß geht die Wanderung. An kühlen Quellen laben wir den Durst und legen uns in Gedanken den Speisezettel für ein opulentes Mahl im Safari Club zurecht. Der Zufall entscheidet aber anders und nicht zu unserem Nachteil. Wegen eines Mißverständnisses in der Übermittlung warten die angeforderten Landrover nicht an der vereinbarten Stelle. Es geht deshalb zu Fuß weiter, bis wir wieder in die Waldzone gelangen. Frische Spuren von Elefanten und Büffeln lassen erkennen, daß sie nicht allzuweit von uns entfernt sein können.

Mit eintretender Dämmerung betreten wir eine Waldlichtung, wo wir unsere Zelte zum letztenmal aufschlagen. In der Nähe eines Wassers, ist es der herrlichste aller Lagerplätze. Wie Kinder erfreuen wir uns hier am nächtlichen Lagerfeuer. Durch das Erlebnis der letzten Tage beglückt, werden wir mit einer letzten stimmungsvollen Zugabe beschenkt, die jedem in unvergeßlicher Erinnerung bleiben wird. Als nach Speise und Trank eine wohlige Müdigkeit über uns kommt, kriechen wir zufrieden in die Zelte und gleiten unter den geheimnisvollen Geräuschen der nächtlich-tropischen Umgebung in die Welt des verdienten Schlafes.



29 BLICK ÜBER DAS EXPEDITIONSGEBIET der westlichen Stauings-Alpen.
Luftaufnahme: Geodaetisk Institut Kopenhagen.



30 KLETTEREI AN DER BASALT-INSEL im Daneborg-Fjord über dem Grönlandmeer.
Photo: K. M. Herrligkoffer.

BERGSTEIGEN IN DER ARKTIS

Deutsche Grönland-Expedition 1966 in die Staunings-Alpen

Nach unserer Verlautbarung in der Presse hatte noch am 10. Juli 1966 unser Dreistufenplan für die *Erste Deutsche Nordpol-Expedition* volle Gültigkeit: Er zerfiel in das Unternehmen *Peary-Land 1966*, das Unternehmen *Peary-Land 1967*, ein reines Transportunternehmen, bei dem mittels eines Transportflugzeuges zwei Hütten nebst Inventar sowie Gasolin-Benzin, Heizöl und Lebensmittel nach dem 1966 auszumachenden Stützpunkt gebracht werden sollten, und die eigentliche Fahrt zum *Nordpol 1968*.

Weiter war geplant, daß die Teilnehmer des Unternehmens *Peary-Land 1966* Ende Juli von München aus über Frankfurt und London nach Reykjavik fliegen. Dann sollten alle Vorbereitungen für den Weiterflug zum 82. nördlichen Breitengrad getroffen werden. Die DC-3 der *Icelandair* würde von Reykjavik aus in vier Stunden Mesters Vig an der Ostküste Grönlands erreichen. Nach einem weiteren fünfstündigen Flug würde die Maschine auf Station *Nord*, einer dänischen Wetterstation, landen und sich dann von unserem vorläufigen Stützpunkt auf Brønlundsfjord (Peary-Land) nur noch in einer Entfernung von eineinhalb Flugstunden befinden.

Die Expeditionsteilnehmer waren:

Dr. Karl M. Herrligkoffer, München, Expeditionsleiter, Arzt und Kameramann; *Michl Anderl*, Bad Tölz, Heeresbergführer in Luttensee/Mittenwald, stellvertretender Expeditionsleiter (war bereits viermal im Himalaya); *Prof. Edelwald Hüttl*, Mühledorf und Darmstadt, Geograph; *Inge Rost*, München; *Günter Schnaidt*, Rommelshausen, Schreiner (hervorragender Eisgeher, Teilnehmer an der Eigernordwand-Winterdirettissima 1966); *Günter Schweiger*, Taimering und Ulm, Funktechniker.

Hauptziel des Unternehmens *Peary-Land* war, für die Polfahrt im März 1968 einen geeigneten Stützpunkt mit Landepiste an der Nordostküste Grönlands ausfindig zu machen und zu markieren. Während des Unternehmens im Jahre 1966 sollte man mit dem nordgrönländischen Gebiet, seinem Klima sowie den Eisverhältnissen auf den arktischen Gewässern erstmals vertraut werden. Gleich-

zeitig sollten die gesamte Ausrüstung und der Proviant einer eingehenden Erprobung unterzogen werden.

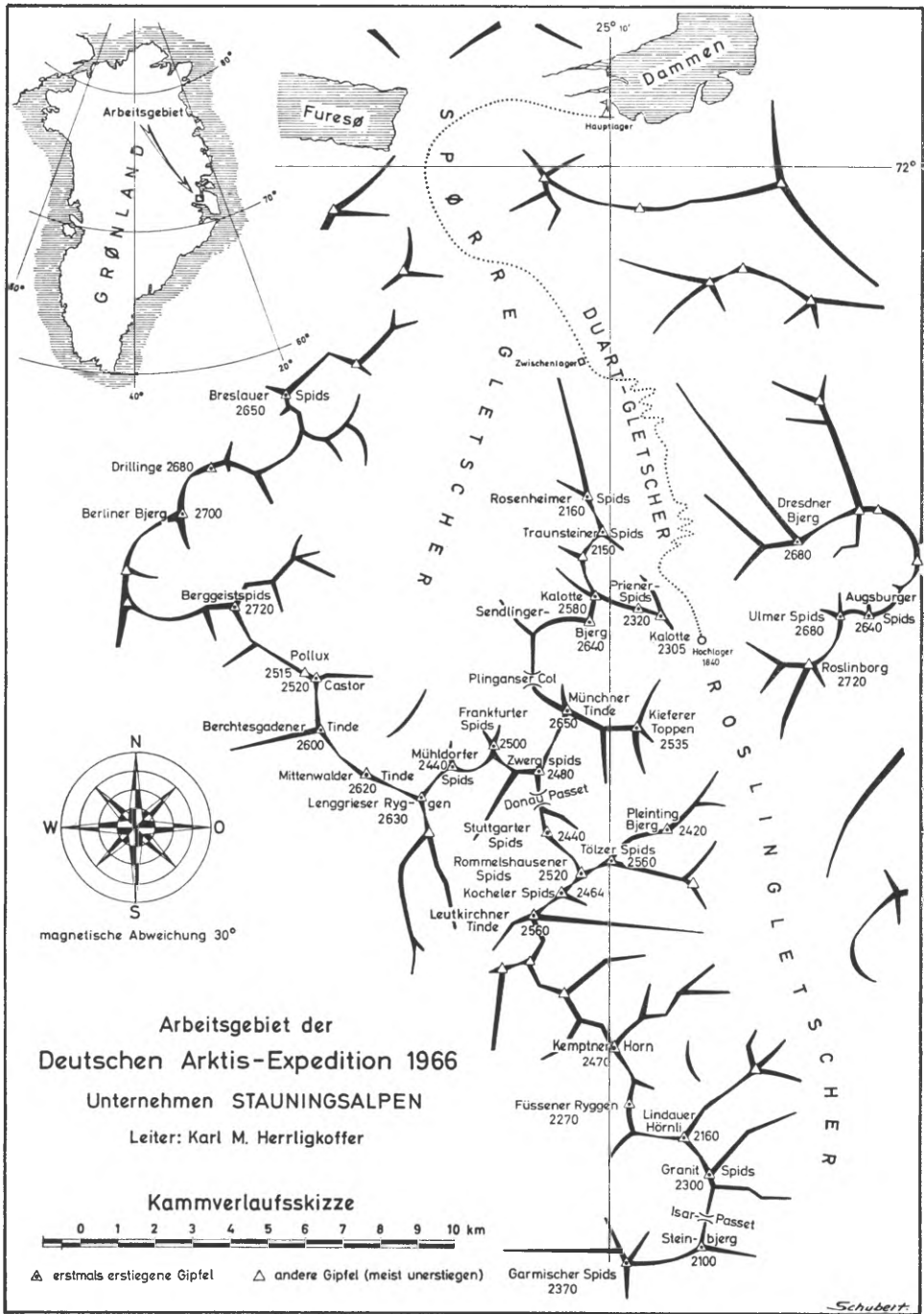
Mit den Materialerprobungen und den Überprüfungen expeditionsneuer Lebensmittel wird eine selbständig operierende, vier Mann starke Bergsteigergruppe betraut: die Gruppe der *Stauings-Alpen*, die schon am 14. Juli von München abreist. In Kopenhagen wird sich die Mannschaft an Deck des Versorgungsschiffes «Nella Dan II» des königlichen Grönlandhandels begeben. Man rechnet damit, daß bei guten Eisverhältnissen an der Nordküste Grönlands die Landung in Mesters Vig Anfang August erfolgen kann. Dort wird von den vier Bergsteigern zunächst ein Finnland-Blockhaus aufgestellt. Dieses «Münchner Haus» soll ihnen, und später auch andern deutschen Expeditionen, als Stützpunkt dienen. Diese Gruppe setzt sich aus qualifizierten Bergsteigern zusammen: *Gebhard Plangger*, Heeresbergführer aus Mittenwald/Luttensee, *Josef Anzenberger*, Oberleutnant aus Berchtesgaden, *Konrad Lindner*, Bauingenieur, und *Pit Schubert*, Maschinenbauingenieur, beide aus München.

Diese Gruppe war bereits abgereist – und wenige Tage später befand sich auch das gesamte Gepäck des Unternehmens *Peary-Land* auf dem Wege nach Island –, als wir von der *Icelandair* erfuhren, daß der «Grönlandhandel» es ablehne, Benzin für unsere beiden Charterflüge auf Grönland freizugeben. Das bedeutet, daß die Maschinen der *Icelandair* in Mesters Vig nicht auftanken können. In dieser Notlage wandte ich mich an den dänischen Staatsminister, von dem ich folgende Antwort erhielt:

«... ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß ich nach Untersuchung der Umstände nicht imstande bin, helfen zu können. Die Vorräte an Kraftstoff in Mesters Vig sind so beschränkt, daß sie sogar nach Verschiffung von Ergänzungen mit der «Nella Dan» kaum für den dänischen Flugbedarf von Mesters Vig im künftigen Winter ausreichen.»

Unter den gegebenen Umständen (unser Expeditionsgepäck befand sich bereits in Reykjavik) waren wir genötigt, unser Unternehmen *Peary-Land* mit der bereits ausgereisten Expeditionsgruppe *Stauings-Alpen* zusammenzuschließen und in dem dortigen arktischen Gebirge unsere Ausrüstungserprobungen durchzuführen.

Mit Gewehren, Angelgeräten, Photo- und Filmapparaturen sowie großem Handgepäck schwer beladen, verließen wir am 31. Juli 1966 München. Unser Flug führte uns über Frankfurt und London nach der isländischen Hauptstadt Reykjavik. Von seiten der *Icelandair* will man uns zu einem sofortigen Weiterflug nach Mesters Vig überreden. Aber unser Gepäck ist nicht vollständig. Günter



Schnaidt vermißt seinen Koffer. Mißtrauisch geworden, prüfen Anderl und ich unser mit dem Schiff hierhergeschafftes Expeditionsgepäck und stellen fest, daß der ganze Proviant fehlt. 28 Spezialkartons mit Lebensmitteln waren – wie wir erst Monate später erfuhren – in Hamburg beim Verladen vergessen worden! Für uns folgten aufregende Tage, kostspielige Telephonate mit Hamburg und München, doch alles Bemühen blieb ergebnislos.

Wir versäumen wertvolle Tage. Um unsere Lebensmittel aufzufüllen, kaufen wir die nötigsten Konserven zu hohen Preisen ein und plündern die vielen kleinen Bäckereien in Reykjavik, die nach den Feiertagen nur knappe Vorräte an Brot haben. Die verbleibende Zeit vertreiben wir uns mit Exkursionen in die Umgebung, um einige Eindrücke aus dem Land für unseren Expeditionsfilm festzuhalten.

Am 2. August fliegen wir endlich der Mitternachtssonne entgegen, und da wir bei Dunkelheit gestartet sind, erleben wir hoch über der Dänemarkstraße des Nördlichen Eismeeres und knapp über den Wolken einen Sonnenaufgang, der uns für die nächsten Wochen ununterbrochene Helligkeit bringen soll – den längsten Tag, den wir bisher erlebt haben. Der Pilot der Maschine, ein erfahrener Grönlandflieger, stößt beim Funkfeuer Scoresby Sund aus 3000 Meter Höhe durch die Wolkendecke und fliegt nun tief der Küste entlang. Unter uns, im Davy Sund, ist das Meer mit Tafeleis und Eisbergen übersät. Wir folgen dem von kahlen Bergketten begrenzten Kong Oscars Fjord und setzen nach zweieinhalbstündigem Flug zur Landung an. Auf einer 1800 Meter langen Lehmplatte setzt unsere Turbopropmaschine auf. Wir sind in Mesters Vig, einer mit 14 Mann ständig besetzten Funkstation.

Trotz Mitternachtshelligkeit macht der Ort bei unserer Ankunft einen recht trüben Eindruck auf uns. Es regnet, die Berge sind durch dichte Wolkenschleier verhängt, und die Verbindungsstraße zum Barackendorf ist aufgeweicht. Hans Jörgensen, der neue Verwalter von Mesters Vig, heißt uns in deutscher Sprache herzlich willkommen und führt uns in die Gästebarracke «Hotel Grande». Unsere Expeditionskameraden, die mit dem Schiff «Nella Dan» vor einigen Tagen hier angekommen waren, sind damit beschäftigt, die Maschine möglichst rasch zu entladen und unser zwei Tonnen schweres Gepäck auf einem Lastwagen in einen der großen Lagerschuppen zu schaffen.

Unsere Kameraden von der «Nella Dan» berichten uns von ihren Erlebnissen während der Seereise. Ihre Fahrt mit dem Schiff führte sie über den noch weiter nördlich gelegenen dänischen Stützpunkt Daneborg. Sie erzählen uns, daß dort fünf Funker und zwei Meteorologen hausen, die sich für zwei Jahre zum

Einsatz in dieser verlassenen Gegend verpflichtet haben. Die Jagd auf Seehunde und Eisbären ist die einzige Abwechslung für diese Männer. Dort befindet sich auch die Militärstation «Sirius» mit etwa zwei Dutzend Soldaten. Es sind harte Männer, an das Leben in der Arktis gewöhnt, die während des Polarwinters der Ostküste entlang patrouillieren, einer 3000 Kilometer langen Strecke, die sie bei einer Kälte von 40 bis 50 Grad auf ihren schnellen Hundeschlitten zurücklegen.

Unser Ausgangsort, Mesters Vig, befindet sich an der mittleren Ostküste Grönlands und liegt etwas nördlich des 72. Breitengrades an dem 25 Kilometer breiten Kong Oscars Fjord, nahe den östlichen Ausläufern der Staunings-Alpen.

Grönland, die größte Insel der Arktis, ist mit Ausnahme der eisfreien Küstengebirge zu fünf Sechsteln von Inlandeis bedeckt. Die über 3000 Meter hohen Randgebirge sind durch die oft mehrere hundert Kilometer langen Fjorde, in die gewaltige Gletscher münden, tief eingeschnitten. Der Druck der nachfolgenden Eismassen schiebt die zerborstenen Gletscherzungen weit ins Meer hinaus. An ihrer Stirnseite brechen aus turmhohen Eismauern jene gewaltigen Eisberge heraus, die auf der fernen Nordatlantikroute schnellen Schiffen zum Verhängnis werden können.

Die nächsten Tage machen wir uns startbereit. Während zwei Kameraden mit dem Schlauchboot nach dem zehn Stunden entfernten Dammen fahren, wo die Expeditionsbasis geplant ist, und dabei die Strecke durch den Alpefjord erkunden, sind die andern damit beschäftigt, das Gepäck neu zu ordnen. Die Ankunft des Schiffes nach geglückter Fahrt durch das Eismeer und die neue Versorgung der Station mit den lebenswichtigen und das Dasein angenehm gestaltenden Dingen lösen in dieser Einsamkeit immer ein Fest aus. Feuchtfrohliche Stunden, Dinners mit feinsten Delikatessen und Jagdausflüge lösen einander ab.

Am 8. August brechen wir zu den Staunings-Alpen auf. Auf unserer Fahrt durch den großen Kong Oscars Fjord begegnen wir gestrandeten Eisbergen. Etwa hundert Kilometer trennen uns von unserm geplanten Basislager am Dammen, dem blinden Ende des Alpefjords. Zehn Stunden waren wir unterwegs, auf zwei Schlauchbooten und einem vierzig Jahre alten Motorboot, dem «Polypen», der all unsere Habseligkeiten mitführte. Bei hohem Wellengang setzen wir schließlich am felsigen Ufer den Anker.

Unsere Zelte sind rasch aufgestellt und zum Basislager formiert. Nach kurzer Zeit herrscht wieder Ruhe am Dammen; die Expeditionsmitglieder holen ihren versäumten Schlaf nach.

Zu früher Morgenstunde fahren unsere Freunde auf ihren Booten nach Mesters Vig zurück. Lange Zeit stehen wir am Strand und winken ihnen nach. Jetzt

werden wir uns der Weltabgeschiedenheit und der Einsamkeit in dieser grandiosen Bergwelt richtig bewußt. Wir erleben das magische Licht der Mitternachtssonne, das über dem Fjord an den Berggipfeln und auf den herabströmenden Gletscherzungen liegt und uns für einige Wochen den Nordlandzauber ahnen läßt.

Unser Hochlager soll auf dem Roslinfirn errichtet werden. Um unsere kostbare Zeit während des kurzen Polarsommers nicht mit Lastenschleppen verbringen zu müssen, hatten wir bereits vor Tagen einen Teil unseres Proviantes mit Fallschirmen auf dem Gletscher abgeworfen. Die Mannschaft des Rekognoszierungsflugzeuges der dänischen Luftwaffe hatte in kameradschaftlicher Hilfsbereitschaft den Abwurf vorgenommen, was uns mindestens zwei Wochen harter Trägerarbeit ersparte. Doch Zelte, Photo- und Filmapparaturen und die persönliche Ausrüstung mußten des großen Risikos wegen von uns persönlich mitgetragen werden. Über die Zeit, die wir im Hochlager auf dem Roslingletscher verbrachten, soll unser Tagebuch berichten, das über unsere bergsteigerische Tätigkeit den besten Aufschluß gibt:

9. August. Gegen 11 Uhr brechen zunächst Plangger und Schubert, eine Stunde später Anzenberger, Lindner und Schnaidt auf, um einen günstigen Weg durch den Spørregletscher zu erkunden und auf dem Roslinfirn die abgeworfenen Fallschirmlasten zu suchen und zu bergen. Plangger, der beim Lastenabwurf dabei war, hat schon aus der Luft den günstigsten Aufstieg nahe der (orographisch) linken Gletschermoräne ausgekundschaftet. Um dorthin gelangen zu können, muß zunächst das grobe Geröllfeld der Stirnmoräne des Spørregletschers gequert werden. Der Weg ist mühsam. Steinmandl bewahren uns vor unnötigen Irrgängen durch das Eislabyrinth, das uns oben wie ein zu Eis erstarrtes stürmisches Meer erscheint. Drei Stunden benötigt man bis zur Spaltenzone, deren Durchstieg abermals zwei Stunden in Anspruch nimmt. Dann steht man auf dem geschlossenen Eisfeld des mittleren Spørregletschers, der breit zum Duartgletscher emporführt. Unser Aufstieg zum Roslingletscher führt in einem siebenstündigen Aufstieg über viele Querspalten. Kurz bevor der Duartgletscher zur Wasserscheide und zum Roslinfirn hinführt, hemmen gewaltige Spalten und Eismauern noch einmal ein rasches Vorwärtsdringen. Hier hält man sich am besten wieder ganz rechts, das heißt auf der (orographisch) linken Seite des Gletschers. Zum ganzen Aufstieg vom Basislager am Dammen bis zum Roslingletscher benötigt man zwölf bis vierzehn Stunden.

10. August. Beide Gruppen erreichen nach Mitternacht das Hochplateau des Roslingletschers. Die drei Fallschirmlasten sind rasch gefunden und werden mit Hilfe des abgeworfenen Akja zum künftigen Hochlagerplatz in 1840 Meter Höhe

geschleppt. Das Zelt wird aufgebaut, einige Lebensmittelschachteln werden geöffnet. Bei aufkommendem Schneesturm beeilen sich alle, möglichst rasch ins schützende Zelt zu kommen. Schnaidt zaubert vorher noch ein nächtliches Mahl her, und um 4 Uhr morgens herrscht für die nächsten sechs Stunden Ruhe.

Kurz nach 12 Uhr fährt die Erkundungsgruppe auf Skiern wieder zu Tal. Angeseilt geht es durch den Duartbruch und bei Neuschnee den Duartgletscher bis zur Mitte hinab, wo die Skier deponiert werden. Einem Gletscherbach entlang geht es bis zum Eisbruch des Spörregletschers. Hier werden weitere Ausrüstungsgegenstände zurückgelassen. Schnaidt und Schubert trennen sich hier von den andern, um auf der rechten Gletscherseite einen kürzeren Durchstieg zu erkunden. Aber diese Wegkürzung erweist sich als viel mühsamer, und so bleibt es bei der Route, die am Vortag erkundet wurde. Nach sieben Stunden erreichen beide Gruppen wieder das Basislager am Dammen.

11. August. Heute rasten die einen, während sich die im Basislager Gebliebenen für den großen Aufbruch zum Roslingletscher rüsten. Kurz vor Mitternacht dringt plötzlich Motorengeräusch über das Wasser zu uns herüber. Drei nette Burschen aus Mesters Vig kommen mit dem schnellen Schlauchboot und bringen uns Benzin und Bier. Eine Stunde später brausen sie wieder davon in Richtung Mesters Vig, das sie in etwa zehn Stunden erreichen werden.

12. August. Heute ist großer Aufbruch. Um 6 Uhr starten wir: Anderl, Lindner, Schnaidt, Inge Rost und ich. Wir sind schwer bepackt. Lindner und Schnaidt leisten Trägerdienste und begleiten uns bis zum Duartgletscher hinauf, um am gleichen Tag wieder zum Dammen zurückzukehren. Während des Abstiegs treffen sie mit Anzenberger und Plangger zusammen, die um 1 Uhr ebenfalls vom Basislager aufsteigen. Während Inge Rost und ich in einem rasch aufgestellten Zelt am Duartgletscher bleiben, steigt Anderl mit den beiden andern abends um 9 Uhr noch zum Hochlager auf, das sie zwei Stunden nach Mitternacht erreichen.

13. August. Die drei Kameraden hatten sich in der Zeit stark verrechnet. Ursprünglich wollten sie um 10 Uhr wieder bei uns im Zwischenlager sein, aber sie kamen nicht aus den Federn. Erst am Nachmittag können wir unsere Lasten vom Lager am Duartgletscher nach dem endgültigen Hochlagerplatz tragen. Wir sind mit Filmapparaturen, Zelten, Skiern und persönlicher Ausrüstung schwer beladen. Im obern Teil des Duartgletschers schnallen wir die Skier an. Eine mit Neuschnee überzuckerte grandiose Gletscherwelt nimmt uns für ein paar Stunden gefangen. Um 19 Uhr erreichen wir schließlich unser Ziel, das Hochlager, das uns für die nächsten zwei Wochen Geborgenheit gibt.

14. August. Bei herrlichem Wetter wollen wir heute den schönsten Berg im ganzen Rund angehen. Er schließt den Roslinfirn gegen Westen ab. Ein Nordwestgrat und eine Nordostwand bieten sich für den Aufstieg an. Anderl und ich nehmen die Route über den Nordwestgrat, während Anzenberger und Plangger erstmals die Nordostwand meistern. Wir steigen mit den Skiern über den Gletscher zum Plinganser-Col auf und von dort den Berg möglichst weit hinauf. Erst die letzte Stunde gebrauchen wir die Steigeisen. Um 13.40 Uhr glückt unsere erste Gipfelbesteigung. Um 16 Uhr treffen wir wieder im Hochlager ein und beobachten die letzten Seillängen unserer Kameraden, die über die eisgepanzerte Nordostwand geklettert sind. *Gebhard Plangger* berichtet darüber:

«Um 11.30 Uhr steigen wir ein. Zur Begrüßung gibt es Blankeis unter einer dünnen Pulverschneedecke. An zwei Eiswülsten kommen Spiralen zum Einsatz. Zwei Seillängen höher erschreckt uns eine 40 bis 50 Meter tiefe Spalte. Sie ist zwei Meter breit, und nur an einem Eiszacken, der einen Meter über den Spaltenrand hinausragt, kommen wir hinüber. Leichter geht es weiter. Eine Rampe, gebildet von mächtigen Brüchen zu beiden Seiten, drängt uns etwas nach rechts. Ein Stück können wir gleichzeitig gehen. Dann stehen wir am Eisriegel im Mittelteil der Wand, der über die ganze Wandbreite den Durchstieg sperrt. Etwas links können wir einen schiefen Riß in der Eismauer ausmachen. Dazwischen jedoch liegt eine tiefe Spalte. Wir müssen sie rechts umgehen, zehn Meter an einer beinahe senkrechten Wandstelle von blankem Eis. Die Arbeit ist anstrengend und zeitraubend. Alle vier Spiralen gelangen zum Einsatz. Der Zugang zum schiefen Riß ist nur über einen Eisblock von Schrankgröße möglich, der über die Gletscherspalte führt. Auf dem Bauch krieche ich darüber und bin im schiefen Riß, der keine größeren Schwierigkeiten mehr bietet. Darüber legt sich die Wand schon etwas zurück, aber der tiefe Schnee kostet viel Kraft. Einer letzten Spalte weichen wir links aus. Noch eine Seillänge im felsigen Gipfelaufbau, dann stehen wir an dem kleinen Steinmännchen, das Karl und Michl auf dem höchsten Punkt errichtet haben. Der erste unerstiegene Gipfel, den ich betrete – ein freudiger Augenblick! Auf der Spur von Karl und Michl steigen wir wieder ins Tal und erreichen kurz nach 6 Uhr das Lager».

15. August. Anderl, Anzenberger und Plangger fahren bereits morgens um 7 Uhr den flachen Roslingletscher in südlicher Richtung abwärts. Zwei Gipfel stehen heute auf dem Programm. Über einen steilen Eishang geht es zu einer Felsrippe empor, die bis knapp unter jene Scharte zieht, die sich zwischen den beiden Gipfeln befindet. Von der Scharte aus wendet sich die Dreierseilschaft nach rechts, umgeht die ersten Felszacken und klettert schließlich einige Seil-

längen durch brüchigen Granitfels aufwärts. Über einen äußerst scharf geformten Eisgrat erreicht sie um die Mittagsstunde den Gipfel der *Tölzer Tinde* (2560 m). Nach zweieinhalbstündigem Abstieg wird wieder die Scharte erreicht. Es geht über ein paar steile Eiswülste und brüchige Felstrippen empor, und nach etwa einer Stunde stehen die drei erstmals auf dem *Pleinting-Bjerg* (2420 m). Der Abstieg erfolgt wieder über die Scharte und von dort der Aufstieg hinauf zu den Skiern am Gletscher. Abends um 18 Uhr kehren sie ins Hochlager zurück.

Am gleichen Tag um 10 Uhr früh kommen Lindner, Schnaidt und Schubert zum Hochlager herauf. Sie sind mit schweren Rucksäcken gestern abend um 19 Uhr vom Dammen weggegangen. Sie waren so voll bepackt, daß es nicht möglich war, ein weiteres Zelt mitzunehmen. Das bewirkt, daß je drei Mann in einem engen Zweimannzelt eingepfercht schlafen müssen.

16. August. Wir sind eingeschneit und befinden uns in dichtem Nebel. Das Wetter zwingt uns zu einem Ruhetag. Das Thermometer zeigt minus 10 Grad. Wir empfinden es nicht als kalt, solange der Wind nicht über die Hochfläche pfeift, dann aber wird es ungemütlich, und unsere Gegend ist zweifellos recht windig. Am Nachmittag klärt es auf, und das Wetter verspricht für den nächsten Tag wieder schön zu werden.

17. August. Heute ist ein großer Tag. Zwischen 10 und 11 Uhr brechen vier Zweierseilschaften nach verschiedenen Richtungen auf. Anzenberger und Plangger greifen den südwestlich vom Lager gelegenen unbenannten Gipfel an. Sie steigen das erste Couloir an seiner Westflanke hoch und erreichen nach zehn Seillängen den Nordgrat. Der erste Aufschwung des Grates ist blank und steil und zwingt zu einer Umgehung. Danach folgen sie wieder dem Nordgrat bis zum Gipfelaufbau. Plangger quert auf vereisten Felsplatten nach links in die Scharte des Ostgrates hinein und erkennt bald, daß der Gipfel noch viel weiter südlich liegt. Er berichtet später darüber:

«Eine Umgehung der dazwischen liegenden Türme in der Ostflanke dürfte schwer und langwierig sein. Also steigen wir in der Aufstiegsspur drei Seillängen ab und queren eine halbe Unendlichkeit den Gipfelaufbau in der Westflanke. Über den Südwestgrat erreichen wir schließlich um 17 Uhr den felsigen Gipfel. Der Höhenmesser zeigt 2535 m; wir nennen ihn nach meinem Geburtsort *Kieferer Toppen*».

Inge Rost geht an diesem Tage zusammen mit Konrad Lindner den nordöstlich vom Lager aufragenden Berg an und berichtet über diese Erstbesteigung folgendes:

«Mit Skiern geht es schnell über den Gletscher zum Anstieg unseres Berges. Wir wollen über den felsigen Südwestgrat hinauf und abends über die südliche

Eiswand wieder absteigen. Der Grat entpuppt sich als eine richtige Genußtour. Zunächst ist fast alles nur «Zweiergelände», es geht über große Granitblöcke mit etwas Schutt dazwischen. Dann wird es steiler, einige Grattürme müssen überklettert werden. Wir gehen fast immer gleichzeitig. Nach zwei Stunden haben wir die Kletterei hinter uns, und der Schnee Grat zum Gipfel tut sich vor uns auf. Während einer kurzen Verschnaufpause machen wir unsere Steigeisen zurecht. Nach dreißig Minuten gehen wir in der linken Eisflanke, immer leicht ansteigend. Das Gelände wird jetzt schon bedeutend steiler, wir treffen auf drei große Spalten und denken, daß sich nach der Bewältigung dieses Hanges vielleicht noch ein letzter Grat zum Gipfel anschließen werde. Aber es kommt anders. Zwar folgt noch ein mäßig ansteigender Grat, anschließend aber noch eine Querung und dann erst der steile Gipfelhang. Um 16.30 Uhr haben wir es geschafft. Es ist dies meine erste Erstbesteigung. Wir taufen den 2680 m hohen Gipfel *Dresdner Bjerg*. Es weht ein eisiger Wind über den Grat, und so machen wir uns bald wieder an den Abstieg. Inzwischen ist die Sonne aus der Südwand verschwunden, und das Eis ist fest geworden. So können wir den Abstieg durch diese Eiswand wagen, und wir erreichen um 19.30 Uhr wieder unser Lager».

Schnaidt und Schubert ziehen an diesem Tag als dritte Seilschaft los. Ziel ist die bereits bestiegene Roslinborg (2720 m) sowie das dahinter liegende Neuland. *Pit Schubert* berichtet:

«Bald sind wir am Fuß einer Eisflanke. Günter geht als gewandter Eisgeher voraus. Nach etwa 120 Metern queren wir zu den Felsen und ziehen unsere Steigeisen an. Bald erreichen wir den Grat, den wir bald rechts, bald links hinaufsteigen. Wir lassen unserer Photographierwut freien Lauf. Nach drei Stunden stehen wir auf dem Gipfel: Der Höhenmesser zeigt 2720 m. Wenige Meter unter dem Gipfel entdecken wir auf einem kleinen Felspfeiler das Steinmännchen der Engländer. Es folgt eine kleine Rast mit Imbiß, dann kraxeln wir auf der nördlichen Seite des Grates weiter. In den Felsen müssen wir zweimal zwanzig Meter abseilen. Meist ergibt sich die günstige Möglichkeit, die Grattürme auf der östlichen Seite zu queren, so daß wir das Seil nicht gebrauchen. Beim nächsten Gipfelaufschwung machen wir eine kleine Rast. Günter massiert seine Zehen, die wahrscheinlich bei seinem letzten Unternehmen (Eiger-Direttissima im Winter) etwas abbekommen haben. Nach leichter Kletterei steigen wir zum Gipfel (2680 m) und stellen mit Genugtuung fest, daß keine Spuren zu entdecken sind und wir vermutlich die ersten sind. Wir bauen ein besonders schönes Steinmännchen und hinterlegen in einer Schachtel unsere Namen. Auf der Südseite, in einer kleinen windstillen Nische, lassen wir uns häuslich nieder und schlafen für eine

Weile ein. Nach etwa zwei Stunden brechen wir auf. Vorher macht Günter noch den Vorschlag, den Gipfel *Ulmer Spitz* zu nennen. Über leichte Felsen steigen wir in die nächste Scharte; es folgt ein Firngrat, und bald sind wir auf unserem «Zweiten», dem *Augsburger Spitz* (2640 m). Wir machen einige Aufnahmen, und dann geht es weiter. Es folgt eine kleine Eiswand von etwa 150 Metern. Günter steigt ab wie ein Wiesel, und ich folge mit einigem Abstand. Unser Auftrieb ist groß. Noch sind vier Gipfel in Aussicht, getrennt durch einen langen Felsgrat. Ich rechne mir aus, daß wir sie bis morgen mittag alle bestiegen haben könnten, und schon spähen wir nach den günstigsten Anstiegsmöglichkeiten. Der lange Felsgrat, der uns von den Gipfeln trennt, erweist sich aber als sehr zeitraubend, so daß wir an geeigneter Stelle ins nordwestliche Firnbecken absteigen. Inzwischen ist es 22 Uhr geworden. Vom Firnbecken aus streben wir im Eilmarsch dem Lager zu».

Am gleichen Tag gehe ich mit Michl Anderl auf einen Gipfel, der sich unmittelbar nordwestlich vor dem Lager erhebt. Zuerst steigen wir über eine Eisrinne zur *Priener Kalotte* (2305 m) hoch und anschließend über einen kurzen, aber reizvollen Felsgrat auf die *Priener Spids* (2320 m). Schon um 16 Uhr erreichen wir wieder das Lager und kochen nacheinander für die zurückkehrenden andern Seilschaften.

18./19. August. Das Wetter läßt sehr zu wünschen übrig, aber wir ziehen trotzdem los. Heute soll unser Besuch den Bergen gelten, die die westliche Begrenzung des Spörrebeckens bilden. Die Gruppe Anderl-Anzenberger-Plangger passiert gegen 14 Uhr als erste den Plinganser-Col, quert das Firnbecken in westlicher Richtung und steigt dann zu einer markanten Gratsenke auf. Von dort aus beginnt eine Gratwanderung über eine ganze Reihe von Gipfeln. Über ihren Nordgrat wird um 18 Uhr die *Berchtesgadener Tinde* (2600 m) erstmals bestiegen. Der Abstieg erfolgt bei Nebel und Schneefall über den hie und da recht scharfen Südostgrat. Das erste Stück kann im Reitsitz überwunden werden, dann aber muß die Seilschaft immer wieder in die Gratflanke ausweichen, da der Grat selbst stark überwächet ist. Gegen 21 Uhr ist das Schwierigste geschafft, es folgt eine Stunde Rast, und gegen 23 Uhr wird die nächste Graterhebung, die *Mittenwalder Tinde* (2620 m), erreicht. Der Abstieg gestaltet sich abermals ungemein schwierig. Die Dreierseilschaft beschließt daher nachts um 2 Uhr – es ist der 19. August –, für ein paar Stunden zu biwakieren. Um 6 Uhr morgens erfolgt bei wechselnder Bewölkung der Aufbruch zum *Lenggrieser Ryggen* (2630 m). Der Abstieg erfolgt in nordöstlicher Richtung. Nach einer Rast in der Scharte ersteigen sie in einstündigem leichtem Aufstieg die *Mühdorfer Spids* (2440 m). Welche Überraschung,

als sie dort auf Konrad Lindner treffen, der wenige Minuten vorher diesen Gipfel erstmals betreten hat! Der Abstieg erfolgt über den Felsgrat, der nach Norden zum Spørrebecken hinableitet. Um 13 Uhr ist die Dreiergruppe wieder im Hochlager.

Die Zweierseilschaft Lindner-Schubert erreicht am 18. August erst um 15.30 Uhr den Plinganser-Col. Ich warte zusammen mit Inge Rost auf dem Paß, um den beiden die entsprechenden Instruktionen geben zu können. Sie sollen die nordwestliche Bergkette am andern Ende des Spørrebeckens angehen. Das Wetter ist inzwischen noch schlechter geworden, so daß sich Schnaidt zur Umkehr entschließt. Lindner und Schubert aber sind nicht zu halten und ziehen weiter. Wir folgen den Aufzeichnungen von *Pit Schubert*:

«Das Wetter wird besser, Lindner und ich sind froh, nicht umgekehrt zu sein. Wir laufen weiter in Richtung des zweiten Berges, rechts der markanten Scharte. Am Fuß einer kleinen Eiswand lassen wir die Skier und halten kurze Brotzeit. Die Eiswand erweist sich als harmlos, wir gehen gleichzeitig am langen Seil. Am Grat angekommen, stellen wir fest, daß der Weiterweg unangenehmer sein wird. Der Schnee hat sich nicht gesetzt, so daß der Firn nicht dicht genug für die Pickelsicherung ist. Mit gemischten Gefühlen gehen wir den Grat entlang bis zu einer eisdurchsetzten Felsrinne. Es ist sehr kalt, ein eisiger Wind pfeift. Nach zweieinhalb Seillängen kommen wir auf den letzten Firngrat, und kurze Zeit später stehen wir auf dem höchsten Punkt des Berges, auf 2720 m. Nach unserm Klub soll er *Berggeist Spids* heißen. Wir rasten und photographieren, dann machen wir uns gegen Mitternacht an den Abstieg. Die Felsrinne wird teils abseilend hinuntergerutscht, dann folgen der schwierige Firngrat, die kleine Eiswand, und nach etwa zwei Stunden sind wir wieder bei den Skiern. Kurze Rast. Es ist bereits der 19. August. Der nächste Gipfel, der sich anbietet, ließe sich über eine Eisflanke direkt von dieser Seite aus besteigen. Was aber, wenn die Dreiergruppe schon dort gewesen ist? Wir beschließen, in die markante Scharte aufzusteigen, um hier an den Spuren zu erkennen, ob der Berg von ihnen schon bestiegen wurde. Gegen 1 Uhr früh sind wir in der Scharte, die Spuren aber ziehen südwärts, der Gipfel wartet noch auf uns. Es wird eine reine Felstour in herrlichem Granit. Es ist etwas kalt um die Zeit nach Mitternacht. Ungewollt kommen wir in Fünfergelände mit einigen leichtern Seillängen und endlich mit einem letzten Klimmzug direkt am höchsten Punkt dieses viergipfeligen Berges an. Die Höhe des erstmals bestiegenen *Castor* liegt bei 2520 m; den zweiten Gipfel, *Pollux*, schätzen wir etwa fünf, die andern beiden etwa 60 und 80 Meter niedriger.

Nach Errichten eines wohlgeformten Steinmännchens rüsten wir uns zum Rückzug. Die Fünferstellen seilen wir uns zurück, und gegen Morgen sind wir wieder in der Scharte, wo wir auf einem kleinen Felsvorsprung unser Frühstück bereiten. Da eine weitere Besteigung von Gipfeln rechts der markanten Scharte teilweise schwierig erscheint, beschließen wir, in südlicher Richtung zwischen Kieferer Toppen und Münchner Tinde unser Glück zu versuchen. Dabei werden wir wahrscheinlich die Spuren der andern Gruppe kreuzen. Sollte dies nicht der Fall sein, so würden wir noch auf die zwei letzten Gipfel der schönen Perlenkette hinaufsteigen. Während wir bei schönem Wetter das Gletscherbecken in geplanter Richtung queren, erkennen wir die drei Kameraden als winzig kleine Punkte beim Abstieg vom vierten Berg in dieser Kette. Nicht ganz gewollt, jedoch vom Schalk getrieben, beeilen wir uns. Vielleicht sind wir vor ihnen in der Scharte. Es wäre aber schade um die Rennerei, wenn sie inzwischen den Heimweg antreten würden und die beiden letzten nicht mit eingeplant hätten. Es wird eine Schinderei bis hinüber in die Scharte. Rechts und links tut sich ein unerstiegener Gipfel vor uns auf. Da die Anstiege kurz und harmlos aussehen, trennen wir uns. Lindner geht nach rechts hinauf, ich nach links. Während des Anstiegs verschlechtert sich das Wetter, doch so viel ist noch zu erkennen, daß hinter dem Berg, den ich hinaufsteige, noch ein weiterer unberührter Gipfel liegt, den ich in meine Liebe mit einbeziehe. Der Gipfelgrat ist flach und nicht überwächtet, also sicher. Trotzdem spüre ich unter meinen Füßen hie und da einen dumpfen Schlag. Mir fährt ein Schreck durch die Glieder, doch ich versuche mir klarzumachen, daß sich der Schnee setzt, und steige weiter. Schließlich erreiche ich den 2500 Meter hohen Gipfel und taufe ihn *Frankfurter Spids*. Da ich allein bin und das Wetter inzwischen schlechter geworden ist, marschiere ich den Grat wieder zurück und einen Sekundärgrat nach links weiter, um mir auch den letzten Gipfel in der schönen Perlenkette «mitzunehmen». Es geht einen Firnhang hinunter, drüben hinauf, eine Felszacke wird an der linken Seite umgangen, ein weiteres Stück Grat, 40 Meter Felsen, und ich stehe auf dem nächsten Gipfel. Da es der niedrigste der Kette ist, taufen wir den 2480 m hohen Berg *Zwerg Spids*. Ein eisiger Wind bläst von Norden, und ich steige zur Scharte ab, wo ich Freund Lindner treffe. Der Himmel bedeckt sich immer mehr, man sieht keine vierzig Meter weit. Wir verzichten auf unsern Plan, weiter südöstlich zu marschieren, und machen uns auf den Heimweg».

20. August. Bei Windstille und herrlichem Sonnenschein versuchen Anderl, Rost, Schnaidt und ich über den Plinganser-Col zum Sendlinger Bjerg aufzusteigen. Es ist bereits 13 Uhr, als wir den Westgrat erreichen. Das Gelände ist

schwierig, die Schnee- und Eisverhältnisse in der Mittagssonne sind zu gefährlich. Michl Anderl schlägt vor, den Gipfel für heute aufzugeben und ihn an einem andern Tag über seine Südflanke zu versuchen.

Um die gleiche Zeit ziehen Lindner und Schubert den Roslingletscher abwärts. *Pit Schubert* berichtet:

«Der Gletscher zieht sich endlos hin, es geht zwar bergab, doch auf dem apert Eisstrom oft sehr mühsam. Wir steigen das vierte Gletschertal, vom Hochlager aus gerechnet, rechts aufwärts. Dort leuchtet uns ein schöner Eisgipfel entgegen. Über einen harmlosen Bruch gelangen wir in eine schon von unten sichtbare Scharte zwischen einem unbedeutenden Vorberg und dem Gipfel. Nach mühevoller Stapferei in knietiefem Pulverschnee erreichen wir spätabends unser Ziel, das 2470 m hohe *Kemptener Horn*.

Wir steigen in südlicher Richtung ab, um bei der geplanten Überschreitung möglichst viele Gipfel besteigen zu können. Nach einem flachen Gratrücken und einem Gegenanstieg durch eine nur wenig steile Eisflanke erreichen wir zunächst eine flache Erhebung (2240 m) und bald darauf den nahe gelegenen *Füssener Ryggen*, einen 2270 m hohen Eisgipfel. Der Abstieg gestaltet sich langwierig über einen teilweise scharfen Grat mit Felstürmen, wobei wir den letzten und größten umgehen müssen. Vom letzten Fels seilen wir zwanzig Meter über eine Randkluft, die sich bis zum Grat hinauf fortsetzt, und erreichen ansteigend wieder den Eisgrat, dem wir weiterhin folgen. Dort, wo dieser wieder in Fels übergeht und sich zum nächsten Gipfel aufschwingt, steigen wir durch eine Schotterrinne etwa 400 Meter in einen Gletscherkessel ab und anschließend wieder einen Eisgang hinauf zu einer Scharte. An der (orographisch) rechten Seite der Eisflanke, die mit dem Fels einen Grat bildet, steigen wir gegen Mitternacht die 2300 Meter hohe *Granit Spids* hoch. Es ist kalt, wir bauen einen Steinmann und steigen in die Scharte (*Isar-Passet*) ab und anschließend hinauf auf den nächsten Gipfel, den 2100 Meter hohen *Steinbjerg*. Als wir vom Gipfel aus die andere Seite sehen, stellen wir zu unserm Erstaunen fest, daß dieser Felsberg an dieser Flanke eher einem Eisgipfel gleicht. Über die Eisflanke steigen wir ab, und am folgenden Felsgrat, der endlos in die Höhe zieht, müssen wir feststellen, daß wir bald am Ende unserer Kräfte sind. Langsam, mit vielen Pausen geht es aufwärts. Wir glauben den Gipfel endlich erreicht zu haben, aber es ist erst der Vorgipfel. Auf dem Hauptgipfel, der 2370 Meter hohen *Germischer Spids*, angekommen, finde ich ein windstilles Plätzchen, lege mich hin und schlafe ein. Wir haben bereits den 21. August. Gekräftigt steigen wir zwei Seillängen über Firn, dann über leichten Fels auf der Südseite des Grates bis zur nächsten Scharte ab. Abermals steigen wir

über Firn und Fels nach oben und erreichen jetzt den letzten der von uns vorgenommenen Gipfel, das *Lindauer Hörnli* (2160 m), einen Eckpfeiler in einem langen Grat. Der Abstieg erfolgt nach Norden über eine brüchige Rippe und eine Eisflanke. Über den obern Teil eines Firnbeckens erreichen wir wieder unser Skidepot. Es folgt der lange Anstieg den wenig geneigten Roslingletscher hinauf zum Hochlager, das wir gegen 20 Uhr ziemlich erschöpft erreichen».

Ebenfalls am 21. August ziehen Anderl, Plangger und Schnaidt kurz nach Mitternacht den Roslingletscher bis zum ersten Seitengletscher, der von Westen her einströmt, hinab. Aufstieg zum Donau-Passet und von dort aus über den sehr scharfen Nordgrat zur *Stuttgarter Spids* (2440 m). Der Abstieg über die Südostflanke erweist sich als zu steil, weshalb die Seilschaft über den Gipfel zum Donau-Passet zurücksteigt. Nach einer längern Rast wird nun der Gletscher in Richtung Leutkirchner Tinde gequert. Über ein Couloir und anschließend ein 40 Grad geneigtes Eisfeld steigen sie ohne Seil die Südwestflanke des Berges empor. Um 9 Uhr wird die Firnspitze der *Leutkirchner Tinde* erreicht. Die Aussicht ist großartig und reicht weit in die Staunings-Alpen hinein sowie südwärts bis zum Scoresby Sund, wo gleißende Eisberge schwimmen.

Nach zwei Stunden Gipfelrast steigen Anderl, Plangger und Schnaidt den Aufstieg wieder zurück und queren auf dem Gletscher zu einem Eiscouloir, durch das sie die Scharte zwischen Leutkirchner Tinde und Kochler Spids erreichen. Von hier aus klettern sie etwa eine Stunde über einen turmbesetzten Felsgrat und erreichen gegen 16 Uhr die *Kochler Spids* (2464 m). Nach einer längern Rast steigen sie in nordöstlicher Richtung weiter über ein Schneefeld und später über einen Felsgrat hinauf zur *Rommelshausener Spids* (2520 m), einem kühn geformten Granitgipfel. Der Abstieg führt über den zunächst felsigen, dann eisbedeckten Westgrat bis zu einem Gratkopf und von dort aus durch die Nordflanke hinab zum Skidepot. Kurz nach 20 Uhr erreicht die Gruppe fast gleichzeitig mit Lindner und Schubert das Hochlager.

Am 22. August wird ein Ruhetag eingeschaltet, nachdem der Expedition in den vorangegangenen 24 Stunden in einem Zuge elf Erstbesteigungen gelungen sind.

Das Wetter scheint sich zu verschlechtern. Es ist verhältnismäßig warm, aber windig, und die Bewölkung wird zusehends dichter. Um den nahe gelegenen *Sendlinger Bjerg* nicht auslassen zu müssen, empfehle ich Schnaidt, zusammen mit Inge Rost diesen Berg anzugehen. *Günter Schnaidt* berichtet darüber in seinem Tagebuch:

«Wir steigen in eine Eisflanke auf der Südseite ein, etwa 40 bis 45 Grad steil, sind nach ungefähr eineinhalb Stunden in einer Scharte, gelangen von dort über

kombiniertes Gelände zu einer Eisrinne, die in einer Felsschlucht steil zum Gipfel emporzieht. In ihr geht es bei ungefähr 60 bis 65 Grad Neigung vier Seil­längen empor. Gegen 19 Uhr erreichen wir die Felsspitze (2640 m). Obwohl es schon spät und das Wetter unfreundlich ist, lockt mich der Firngrat, der zur *Sendlinger Kalotte* (2580 m) hinüberzieht. Der Grat ist äußerst exponiert, aber dennoch schaffen wir ihn in zwei Stunden. Über die Südwestflanke steigen wir schließlich zum Spørregletscher hinab und über einen steilen Gratabbruch wieder hinauf zum Gratausläufer des Sendlinger Bjergs zu jener Spur, auf der wir es vor einigen Tagen versucht hatten. Bei den Skiern angekommen, treffen wir mit Schubert und Lindner zusammen, die zur nachmittäglichen Stunde herauf­gestiegen sind, um uns «Überfällige» zu suchen».

23. *August*. Dichter Nebel liegt über dem Hochplateau. Trotz schlechtem Wetter wollen wir heute noch das Hochlager räumen. Nur Lindner und Schubert sollen noch für ein paar Tage im Hochlager bleiben und nach Wetterbesserung jene Gipfel angehen, die sich beiderseits um das untere Spørrebecken reihen. Unser Abmarsch erfolgt um 12.30 Uhr. Auf Skiern und schwer gepackt geht es zunächst langsam und später, nachdem wir unter die Nebelschicht gelangt sind, rasch talwärts.

Der 23. *August* ist für Schubert und Lindner noch ein Rasttag. Das Wetter ist immer noch schlecht, dagegen werden sie am nächsten Tag durch hellen Sonnenschein aus ihren Schlafsäcken gelockt und ziehen alsbald mit schweren Rucksäcken zum Spørrebecken.

Konrad Lindner berichtet darüber folgendes:

«Jenseits des Plinganser-Cols steigen wir ins Gletscherbecken hinab und durchqueren es in nördlicher Richtung. Bald sind wir am geplanten Depotplatz unter dem nördlichsten Gipfel angelangt. Nach kurzer Rast geht es über einen kleinen Gletscherkessel und anschließend über einen Schnee- und Eishang zu einem Firngrat empor, dem schönsten, dem wir bis jetzt begegnet sind. In wechselnder Steilheit führt er über einige Vorgipfel zur *Breslauer Spids* (2650 m) empor. Im Abstieg folgen wir ein Stück weit dem Grat und steigen dann durch die Westflanke in ein Gletscherbecken ab, verfolgen dieses westwärts bis zu einem Eisbruch und entdecken einen günstigen Aufstieg über eine Scharte. Inzwischen ist es Nacht und empfindlich kalt geworden. Die Sonne zieht wenig unter der nördlichen Silhouette des Inlandeises ihre Bahn und erzeugt diffuses Licht. Aus der Scharte steigen wir nach Osten über herrlichen leichten Granitfels zu einem dreigipfeligen Massiv empor, das wir *Drillinge* (2680 m) nennen. Im gleichen Grat steigen wir zurück und jenseits eines Firngrates zum Fuße einer fast senk-



31 BLICK VOM GIPFEL DER BRESLAUER TINDE gegen Süden. Im Vordergrund der Südgrat.
Photo: K.M. Herrligkoffer.



32 BLICK VON DER LEUTKIRCHNER TINDE gegen die östlichen Staunings-Alpen.
Photo: Deutsches Institut für Auslandsforschung, München.

rechten Wand. Zwei herrliche Seillängen von Schwierigkeitsgrad IV bis V sowie anschließend zwei kombinierte Passagen führen zum Gipfel des *Berliner Bjergs* (2700 m) empor, den wir um Mitternacht erreichen.

25. *August*. Der Abstieg, bei dem uns die ersten Strahlen der morgendlichen Sonne das Gähnen vertreiben, erfolgt über zwei Eisfelder. Das zweite, harmlos aussehende Eisfeld entpuppt sich als blank und muß unter sorgfältiger Sicherung begangen werden. Endlich stehen wir wieder auf horizontalem Schnee, und rasch erreichen wir unser Depot. Von Süden her treiben dunkle Wolken gegen die Staunings-Alpen, und so geben wir den Plan auf, die andern zwei Gipfel östlich des Gletscherbeckens noch an diesem Tage anzugehen. Wir streben wieder dem Plinganser-Col zu, um von dort zu unserm Lagerzelt abzufahren.

Am 29. *August* befindet sich die gesamte Mannschaft wieder im Basislager am Dammen. Die Boote aus Mesters Vig sind bereits eingetroffen. In den frühen Morgenstunden wird verladen, und bei herrlichstem Wetter treten wir unsere Rückfahrt an.

Wir waren zwar nicht auf Peary-Land, dem nördlichsten Küstenstreifen Grönlands, also nicht am 83., sondern nur am 72. nördlichen Breitengrad, aber dennoch wurde unsere Fahrt in die Staunings-Alpen zu einem vollen Erfolg. In wenigen Wochen gelang es der in einzelnen Gruppen operierenden Mannschaft, im Gebiet um den Duart-, Roslin- und Spørregletscher vierunddreißig Gipfel erstmals zu besteigen. Außerdem konnte Pit Schubert dank eingehenden Vorarbeiten von Gebhard Plangger und den uns vom Geodätischen Institut in Kopenhagen zur Verfügung gestellten Luftaufnahmen eine vorläufige Kammverlaufskizze erstellen, die spätern Expeditionen die Orientierung erleichtern wird.

BERGSTEIGEN IN GRÖNLAND

Versuch einer Chronologie der Besteigung grönländischer Berge

Die Erforschung von Gebirgen und das Bergsteigen sind verhältnismäßig neu in der Geschichte der Polarforschung. Dies gilt auch für Grönland. Während der zahllosen Grönland-Expeditionen haben die Teilnehmer natürlich hin und wieder Gletscher erforscht und Berge bestiegen, doch fast immer zu wissenschaftlichen Zwecken: kartographischen, glaziologischen, meteorologischen, geologischen, botanischen, archäologischen usw. Expeditionen mit alpinistischem Ziel waren bis heute äußerst selten.

Dies beruht hauptsächlich auf zwei Umständen: daß es Dänemark als ausgesprochenem Flachland an jeglicher alpinen Tradition fehlt und daß Grönland viele Jahre lang ein verschlossenes Land war und zum großen Teil immer noch als unzugängliches Gebiet zu betrachten ist. Die Gründung des «Dansk Bjergklub» wird das Interesse am Bergsport mit der Zeit in weitere Kreise tragen und eine gewisse alpine Tradition entstehen lassen. Die wirtschaftliche Entwicklung Grönlands, besonders die verbesserten Transportmöglichkeiten, fördern natürlich diese Tendenz, denn durch sie werden bessere Voraussetzungen für eine alpinistische Betätigung geschaffen.

Oft scheint reiner Zufall die Bergsteiger nach Grönland geführt zu haben. Teilnehmer an wissenschaftlichen Expeditionen haben wohl nach ihrer Heimkehr von den Bergen, die sie bei ihrem Aufenthalt in Grönland gesehen hatten, erzählt, und diese Berichte haben dann vielleicht ihre Landsleute und andere zu der schwierigen Aufgabe ermuntert, die die Durchführung einer Bergsteigerexpedition nach den grönländischen Alpen darstellt.

Fragt man, ob an den grönländischen Bergen etwas Besonderes ist, was sie von anderen Bergen der Welt unterscheidet, so muß die Antwort im großen und ganzen verneinend ausfallen. Abgesehen von den sogenannten *Nunatakker*, das heißt Fels- oder Bergspitzen, die aus dem Inlandeis aufragen und die nur in ganz wenigen Gegenden der Welt vorkommen, weisen die Berge und Gebirge, die man bisher erforscht hat, den gleichen Aufbau und die gleichen Formationen auf, die man von anderen Bergen der ganzen Welt her kennt. Verschiedene Ge-



birge in Grönland erinnern im übrigen verblüffend an bekannte Bergmassive in den europäischen Alpen, zum Beispiel an die charakteristischen Formationen bei Chamonix.

Als eine Eigentümlichkeit, die zwar nicht einzigartig, aber für Grönland charakteristisch ist, wären die großen Gletscher zu erwähnen, die direkt in die Fjorde oder ins Meer münden. Das gleiche gilt für die Länge der grönländischen Gletscher (oft bis 200 km), die nur von den Gletschern des Polarkreises übertröffen wird.

Da nur ein ganz kleiner Teil der Gebirge des Landes erforscht ist, kann man sich nur in großen Zügen über sie aussprechen. Für sie alle gilt, daß sie der Struktur des Landes zufolge Randgebirge sind; mit wenigen Ausnahmen (Nunatakker) liegen alle längs der ganzen West- und Ostküste, und zwar entweder direkt am Meer oder längs der zahlreichen Fjorde, die vielerorts tief, zum Teil bis zu 300 Kilometer, in das Land einschneiden. Auf der Grundlage der vorliegenden Berichte scheinen jedoch drei Gebiete für den Bergsteiger von besonderem Interesse zu sein: die Ostküste zwischen dem 66. und dem 75. Breitengrad, das Kap Farvel an der Südküste und die Westküste zwischen dem 66. und 72. Breitengrad.

In einem Land, das sich zwischen dem 60. und dem 84. Grad nördlicher Breite erstreckt, gibt es natürlich große klimatische Unterschiede. Da das Klima für Expeditionen von großer Wichtigkeit ist, sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß die Ostküste das beste Klima für Besteigungen zu bieten scheint, denn die Witterung ist hier trockener und auch weniger windig als an der Westküste, die bei den vorherrschenden westlichen Winden auch im Sommer Niederschläge erhält.

Temperatur und Niederschlagsmenge sinken recht gleichmäßig von Süden nach Norden, und die Südspitze Grönlands, das Kap Farvel, scheint einer Expedition das unangenehmste Klima zu bieten, nämlich viel Wind und Niederschläge. Andererseits ist hier die Durchschnittstemperatur natürlich höher als nördlich des Kap Farvel. Schließlich sei erwähnt, daß die Durchschnittstemperatur im Juli sowohl an der Westküste als auch an der Ostküste über dem Nullpunkt liegt, und zwar je nach der Lage zwischen 3,2 und 9,9 Grad Celsius.

Die günstigste Zeit für Besteigungen sind die Sommermonate Juli und August. Zu dieser Jahreszeit sind die Nächte vollkommen hell. Nördlich des Polarkreises steht die Sonne von Ende Juni bis in den August Tag und Nacht am Himmel. Was dies für die Bergsteiger bedeutet, die gewöhnt sind, ihre Touren so zu organisieren, daß sie vor Einbruch der Dunkelheit zurück sind, bedarf keiner näheren Erklärung.

Grönlands Weite und Bergreichtum lassen vermuten, daß die größte Insel der Welt das größte zusammenhängende Gebirge der Erde umfaßt, die Himalayakette vielleicht ausgenommen. An absoluter Höhe können sich die grönländischen Berge natürlich nicht mit den Bergen des Himalaya und auch nicht mit den europäischen Alpen messen, dagegen ist die relative Höhe – das heißt der Höhenunterschied zwischen dem Ausgangspunkt der eigentlichen Besteigung und dem Berggipfel – auf Grönland oft sehr groß, denn die Berge ragen vielfach unmittelbar vom Meer oder vom Fjord in ununterbrochener Steigung zum Gipfel auf.

Haben Grönlands Berge auch nicht die gewaltigen Höhendimensionen, so mangelt es ihnen nicht an Schönheit. Schließlich kommt noch ein Umstand hinzu, der sie in den Augen eines Bergsteigers begehrenswert erscheinen läßt: daß sie mit wenigen Ausnahmen noch unbestiegen sind. Wer die grönländische Bergwelt aufsucht, gerät mitten in eine Epoche, die sich mit der Zeit der Erstbesteigungen, dem «golden age» der Alpen vergleichen läßt, als eine Reihe von Pionieren des Alpinismus die europäischen Alpen bergsteigerisch erschloß. Ein Bergsteiger wird in diesen entlegenen grönländischen Gebieten zwangsläufig zum Pionier, obwohl sich seine bescheidene Entdeckertat nicht mit dem Einsatz der großen Grönlandfahrer vergleichen läßt. Auch wenn seinen Besteigungen vielleicht jeder wissenschaftliche Wert fehlt und sie der breiten Öffentlichkeit sinnlos erscheinen, ist sein persönliches Erleben so reich und unvergeßlich, daß es die Strapazen und Entbehrungen, die eine Expedition in unbewohnte Gegenden mit sich bringt, reichlich aufwiegt.

CHRONOLOGIE

Berichte über ausgeführte Besteigungen finden sich verstreut in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, und wahrscheinlich sind manche davon der Aufmerksamkeit des Verfassers entgangen. Die Chronologie erhebt daher in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit. Wir haben nur solche Besteigungen und Besteigungsversuche aufgenommen, über die schriftliche Berichte mit Auskunft über Teilnehmer, Zeit und Ort vorliegen.

1870 — *Deutsche arktische Expedition nach Ostgrönland*. J. v. Payer, Professor Copeland und P. Ellinger nehmen die Erstbesteigung der *Payer-Spitze* (2133 m) am Franz-Joseph-Fjord vor.

1867 und 1872 – *Edward Whymper* nimmt glaziologische und geologische Untersuchungen im Gebiet von Jakobshavn und Disko an der Westküste vor.

Verschiedene kleinere Besteigungen an der Westküste, u.a. Erstbesteigung des *Quilertinguit* (1968 m) auf der Halbinsel Nugssuaq, später bestiegen von K. J. V. Steenstrup 1879 und von Miß J. W. Hutchinson 1929.

Literatur: F. S. Smythe: *Edward Whymper*; Mountaineering, Lonsdale Library, 314; *Alpine Journal*, vol. 5, 1, und vol. 6, 161, 209; *Die Alpen*, 1961, 75.

1886 — *C. H. Ryder*, *Block und Ussing* nehmen die Erstbesteigung des *Koersorsuaq* (1030 m) im Gebiet von Upernavik (Westküste) vor. 1934 bestiegen von T. G. Longstaff und J. M. Wordie.

Literatur: *Geographical Journal*, Oktober 1935 (J. M. Wordie: Expedition to Melville Bay and Baffin Land).

1909 — *Arnold Heim* besteigt allein den *Kingitoarsuk* (2150 m) auf der Halbinsel Nugssuaq (Westküste).

Literatur: *Arnold Heim* und *Martin Rikli*: Sommerfahrten in Grönland, Frauenfeld, 1911.

1909 — *A. de Quervains meteorologische Expedition nach Westgrönland*. Teilnehmer: A. de Quervain, A. Stolberg und E. Bäbler. Erstbesteigung des *Hjortetakken* (1180 m) und *Sadlen* (1210 m) im Distrikt Godthåb. Hjortetakken 1912 von A. de Quervain und P. L. Mercanton und 1931 von T. G. Longstaff und Miß S. Longstaff (England) aufs neue bestiegen.

Literatur: de Quervain und Stolberg: *Durch Grönlands Eiswüste*, 1911; *Berge der Welt III*, 1948, 6; *Mountaineering* (Lonsdale), 315; T. G. Longstaff: *Ascent of Hjortetakken*; *Canadian Alpine Journal*, vol. 21, 62–64.

1912 — *A. de Quervains Durchquerung Grönlands (West–Ost)*. Zweite Besteigung des Hjortetakken, Entdeckung des «Schweizerlands» nördlich von Angmagsalik.

Literatur: *Berge der Welt III*, 1948, 6.

1926 — *Britische Cambridge-Expedition nach Ostgrönland*. Leiter: J. M. Wordie. Erstbesteigung des Riddarborgen (5906 ft.) sowie einiger anderer Berge im Innern des Franz-Joseph-Fjords.

Literatur: *Geographical Journal*, September 1927; *Alpine Journal*, vol. 42, 241.

1929 — Während A. Wegeners Expedition nach Westgrönland besteigen *J. Georgi* und *E. Sorge* als erste den Umanaktind (1200 m) im Distrikt Umanak.
Literatur: A. Wegener: Letzte Grönlandfahrt, Leipzig, 1932; Montaineering (Lonsdale), 315.

1929 — *British East Greenland Expedition* (Zweite Cambridge-Expedition). Teilnehmer: J.M. Wordie, A. Courtauld, V.S. Forbes, V.E. Fuchs, J.T. Varley und R.C. Wakefield. Erstbesteigung des *Petermann Peak* (2975 m) sowie Rekognoszierung des Nordenskiöldgletschers. Petermann Peak 1951 von J. Haller, E. Wenk, H.P. Bueß und S. Götz aufs neue bestiegen.

Literatur: F.R.C.C.J., vol. 8, 273; Geographical Journal, Juni 1930; Alpine Journal, vol. 42, 241; Montagne et Alpinisme, Februar 1965, 6; Meddelelser om Grønland, Bd. 73, 1. Abt., Nr. 3.

1931 — *K. Bürgi* (Schweiz) besteigt einige kleine, noch unberührte Gipfel der Ostküste.

Literatur: 29. Jahresbericht des Akademischen Alpenclubs Bern.

1930–32 — Während der *British Arctic Air-Route Expedition* nach der Ostküste versuchen *G. Watkins* und *L. Wager* eine Besteigung des Mount Forel vom Nordwesten. Watkins entdeckt aus der Luft eine hohe Bergkette (Watkins-Berge – Gunnbjørns Fjeld).

Literatur: Geographical Journal, Juli 1932; A. Stephenson: Kangerdlugssuaq and Mount Forel; F.S. Chapman: Northern Lights, 1932; Alpine Journal, vol. 44, 177.

1932 — *Zweite Ostgrönland-Expedition des Scoresbysund-Komitees*. Teilnehmer: L. Wager, H. Wager (England), S.H. Mikkelsen und J. Jensen (Dänemark) besteigen zwei unbenannte Berge an der Blossvilleküste.

Literatur: Meddelelser om Grønland, Bd. 104, 1933.

1932 — Mitglieder von *G. Watkins' Expedition in das Gebiet von Angmagssalik*, F.S. Chapman und J.R. Rymill (England) besteigen einen unbenannten Berg von etwa 7000 ft. und versuchen vergebens, den Mount Forel (Ostküste) zu besteigen.

Literatur: Geographical Journal, Mai 1934; J.R. Rymill: East Greenland; F.S. Chapman: Watkin's last Expedition.

1933 — *Amerikanische Expedition nach Suesß-Land (Ostküste)*. Teilnehmer: Miß L. A. Boyd, N. E. Odell (England) und Walter Wood. Erstbesteigung des *Le Gog* (2667 m), *Nathorsts Tinde* (ca. 2390 m) und *Teufelschloß* (ca. 1310 m). Teufelschloß 1950 durch Fraenkl und Schwarzenbach im Zuge von Lauge Kochs Ostgrönland-Expedition zum zweitenmal bestiegen.

Literatur: Alpine Journal, vol. 46, 27–45.

1934 — *T. G. Longstaff* und *P. D. Baird* (England) besteigen *The Devil's Thumb* an der Melvillebucht (Westküste) sowie andere Gipfel.

Literatur: Alpine Journal, vol. 47, 49–58; T. G. Longstaff und M. H. W. Ritchie: Shores of Baffin Bay; Geographical Journal, Oktober 1935.

1934 — *British Trans Greenland Expedition*. Lindsay, Croft und Godfrey entdecken und vermessen die Kronprins-Frederiks-Berge nordöstlich des «Schweizerlands» (Ostküste).

Literatur: Geographical Journal, Mai und September 1935; M. Lindsay: Three got through, 1946.

1934 — *Italienische Expedition nach dem Scoresbysund-Distrikt* (Ostküste). Teilnehmer: L. Bonzi, L. Gasparotto, F. Figari, L. Matinoni-Caleppio, G. Sommi-Picnardi. Erstbesteigung der *Punta Balestreri* (1710 m), *Punta Roma*, *Punta Ghilberti* und *Punta Italiani* (1910 m).

Literatur: Rivista Mensile CAI, 1935, 186–192; Illustrazione Italiana, 1934, 43; L. Bonzi: Deserti di Ghiaccio, Milano, 1935.

1935 — *Britische Expedition nach den Watkins-Bergen*. Teilnehmer: L. Wager, J. Longland, E. Fontaine, A. Courtauld, E. Munck (Dänemark) und H. G. Wager. Erstbesteigung des *Gunnbjørns Fjelds* (3700 m).

Literatur: Alpine Journal, vol. 48, 40; Geographical Journal, September 1936; Grönland, 1957, Nr. 9–11.

1936–38 — *Dänische Expedition in den Kap-Farvel-Distrikt*. Leiter: E. Wegmann (Schweiz). Zahlreiche kleinere Besteigungen.

Literatur: Berge der Welt III, 1948, 5.

1936 — *H. N. Pallins Expedition nach Westgrönland*. Erstbesteigung eines unbenannten Gipfels (2237 m) auf der Nugssuaq-Halbinsel (Distrikt Umanak) sowie

kleinerer Gipfel im Distrikt von Cape Seddon (Holms Island) an der Melvillebucht, zusammen mit J. Bjarnow (Dänemark).

Literatur: Alpine Journal, vol. 49, 153 und 190–202; H.N. Pallin: Mountains and glaciers of West Greenland.

1938 — *Schweizerische (AACZ) Expedition nach dem «Schweizerland»* (Ostküste). Teilnehmer: M. Perez, A. Roch, O. Coninx, G. Pidermann, R. Landolt, K. Baumann und E. Wyß-Dunant. Erstbesteigung des *Mount Forel* (3600 m), *Perfekt* (3000 m), *Fruebjerg* (3100 m), *Laupers Berg* (2580 m), *Rödeborn* (2140 m), *Sølvbjerg* (ca. 2000 m), *Reposoir* (1725 m), *Faulhorn* (ca. 1600 m), *Rytterknægten* (2020 m), *Punta Helvetia* (ca. 1400 m), *Bellavista* (1450 m) und anderer – insgesamt 14 Erstbesteigungen.

Literatur: Berge der Welt III, 1948, 9; Die Alpen, 1939, 41–54, 96–110; Alpine Journal, vol. 41, 105–110; A. Roch und G. Pidermann: Quer durchs Schweizerland, 1941; E. Wyß-Dunant: Sur les hauts plateaux groenlandais, 1939.

1939 — *Upernavik-Distrikt* (Westküste). Zwei britische Studenten besteigen als die ersten den *Paulus Peak* (2101 m) in der Nähe von Upernavik. Der Berg wurde später (1949) von dänischen Geodäten zum zweitenmal bestiegen.

Literatur: Alpine Journal, vol. 58, 199.

1948 und 1949 — *Gebiet des Geologfjord im Frankelsland (Christians-des-Zehnten-Land, Ostküste)*. H.R. Katz (Schweiz) besteigt als erster den *Magog* (2580 m), den *Bredetop* (1450 m) und den *Agardhsberg* (1850 m).

Literatur: Meddelelser om Grønland, Bd. 73, 1. Abt., Nr. 3; Die Alpen, 1951, 78–85.

1950 — *Britische Expedition nach Westgrönland*. Teilnehmer: N. Tennent, H. J. Drever, MacKenzie, Wyllie, T. Ransley und C.G.M. Slesser. Besteigungen in den Distrikten Holsteinsborg, Umanak und Upernavik. Erstbesteigung des *Kakartog*, *Naparsudleraq*, *Castor und Pollux* und anderer.

Literatur: Alpine Journal, vol. 58, 192, 199; Scottish Mountaineering Club Journal, vol. 24, 285–288; H. J. Drever und T. J. Ransley: Mountaineering in Greenland.

1950 — Mitglieder der geologischen Expedition von Lauge Koch nach Ostgrönland: G. Styger, P. Braun und F. Schwarzenbach (Schweiz) rekognoszieren

den Vikingebraæn und besteigen die *Käthi-Spids* in den Staunings-Alpen sowie die *Semspitze* (1380 m) in den Werners-Bergen.

Literatur: Meddelelser om Grønland, Bd. 154, Nr. 3, 1958; Berge der Welt VI, 1951, 235.

1950–51 — Mitglieder der geologischen Expedition Lauge Kochs nach Ostgrönland: P. Braun und F. Schwarzenbach nehmen die Erstbesteigung der *Fribedstinde* (2610 m), *Elisabethtinde* (2260 m) sowie einiger anderer unbenannter Berge am Ursprung des Skjoldungebræ (Staunings-Alpen) vor.

Literatur: 49. Jahresbericht Akademischer Alpenclub Bern; Montagne et Alpinisme, Februar 1956; Berge der Welt VIII, 1953, 190; Meddelelser om Grønland, Bd. 154, Nr. 3, 1958.

1951 — *Norwegische Expedition nach den Staunings-Alpen* (Ostgrönland). Teilnehmer: A.R. Heen, Ø. Røed und K.F. Baastad. Erstbesteigung von drei unbenannten Bergen an der Ostseite des Skjoldungebræ. Zweitbesteigung der *Elisabethtinde*.

Literatur: Polar record, Juli 1953; Norsk Fjellsport, Oslo, 1958.

1952 — Mitglieder der geologischen Expedition Lauge Kochs nach Ostgrönland: J. Haller, W. Diehl und O. Zumstein (Schweiz) besteigen als erste *Lauge Kochs Bjerg* (2500 m) im Goodenough's Land und, im Sueß-Land, *Payers Tinde* (2455 m), *Rødhorn* (1800 m) und ein paar andere unbenannte Berge (Christiansdes-Zehnten-Land).

Literatur: Meddelelser om Grønland, Bd. 73, 1. Abt., Nr. 3; Montagne et Alpinisme, Februar 1956.

1953 — Mitglieder der geologischen Expedition L. Kochs nach Ostgrönland: J. Haller, W. Diehl und H.R. von Gunten besteigen als erste folgende Berge im Goodenough's Land (Christiansdes-Zehnten-Land): *Hamletberg* (2425 m), *Shackletons-Berg* (2900 m), *Verena-Horn* (2400 m) und *Pluto Nunatak* (2460 m).

Literatur: Meddelelser om Grønland, Bd. 73, 1. Abt., Nr. 3, 1955; Montagne et Alpinisme, Februar 1956; Berge der Welt IX, 1954, 169.

1953 — *Werners Bjerge* (Ostküste). P. Bearth und seine Begleiter besteigen als die ersten die «*Eulenspitze*» (ca. 2000 m) und *Möwenburg* im Werner-Gebirge.

Literatur: Berge der Welt IX, 1954, 167.

1953 — *Pearyland* (Nordküste). E. Fränkl und F. Müller (Schweiz) durchqueren das Pearyland vom Hyde Fjord bis Kap Morris Jessup und entdecken eine Bergkette mit Gipfeln bis ca. 2000 m.

Literatur: Berge der Welt IX, 1954, 173.

1952–54 — Während der *British North Greenland Expedition* unternehmen M. Banks, C.J.W. Simpson, A.B. Erskine und F.R. Brooke eine Reihe von Erstbesteigungen im Barth-Gebirge hinter dem Hochstetter Forland sowie im Dronning-Louises-Land (Ostküste), u.a. «*Matterhorn*» und «*Wildspitze*» sowie *Point 5781*.

Literatur: C.J.W. Simpson: North Ice, 139–140; M.E.B. Banks: Commando Climber, 1955.

1954 — J. Haller, W. Diehl und F. Schwarzenbach unternehmen die Erstbesteigung der *Danmarkstinde* (2930 m) – höchster Gipfel der Stauings-Alpen (Ostküste) – sowie die Zweitbesteigung der *Norsketinde* (auch «*Stortoppen*» oder «*Erik Raudes Tind*» genannt). Rekognoszierung des Sefströmgletschers.

Literatur: 49. Jahresbericht Akademischer Alpenclub Bern; Montagne et Alpinisme, Februar 1956; Meddelelser om Gronland, Bd. 154, Nr. 3, 1958.

1954 — *Dänisch-Norwegische Expedition nach den Stauings-Alpen* (Ostküste). Teilnehmer: Ø. Røed und A.R. Heen (Norwegen), E. Jensen und E. Hoff (Dänemark). Erstbesteigung des *Stortoppen* (2870 m) sowie zweier Berge (ca. 1900 m) am Alpefjord. Rekognoszierung des Vikingebraæ.

Literatur: Grönland (Kopenhagen), August 1955; 49. Jahresbericht Akademischer Alpenclub Bern; Montagne et Alpinisme, Februar 1956; Norsk Fjellsport (Oslo), 1958; Meddelelser om Gronland, Bd. 154, Nr. 3, 1958.

1956 — *Französische Expedition in den Kap-Farvel-Distrikt*. Teilnehmer: A. Barbezat, Mme C. Barbezat, L. Dubost, C. Kogan, L. Dubost, A. Faurik-Gendron, P. Gendre, G. Gruaz, E. Isch-Wall, R. Merle, R. Sibult und C. Maillard. Erstbesteigungen von 16 unbenannten Bergen (bis zu 2200 m) im Kap-Farvel-Distrikt.

Literatur: La Montagne, Dezember 1956, 302; Alpine Journal, vol. 63, 18.

1956 — *Scoresbyland* (Ostküste). W.D. Brooker und andere (England) besteigen zwei unbenannte Gipfel, einen im Werner-Gebirge, etwa 5000 ft., und einen in

Erzberg, etwa 5500 ft. Versuchte Besteigung der Danmarkstinde in den Stau-
nings-Alpen muß aufgegeben werden, aber zwei kleinere Gipfel von 4500 ft.
bzw. 5300 ft. in derselben Gegend werden bestiegen.

Literatur: Alpine Journal, vol. 61, 543.

1956 — *Oxford University Expedition nach dem Hamborgerland* (Westküste). Mit-
glieder: M.F.W. Holland, J.C. Bennett, I.O.M. Morin, Miß G.R. Sutton und
Miß D.N. Morin. Besteigungen: *Mount Atter* sowie Erstbesteigung von 8 Gip-
feln von etwa 7000 ft., alle im Sukkertopdistrikt.

Literatur: Alpine Journal, vol. 61, 543; National Geographic, Oktober 1957,
476; Appalachia Magazine, 15. Juni 1957.

1957 — Teilnehmer an *G. Suttons geologischer Expedition an die Südwestküste*.
G. Sutton, G.H. Francis, T. Fletcher und H. Radage (England) besteigen mehrere
unbenannte Berge beim Tasermtutfjord im Kap-Farvel-Distrikt.

Literatur: Grønland, Nr. 6, Juni 1958; Alpine Journal, vol. 68, 307; C.C.J.,
vol. XII (1958), 249.

1957 — *Österreichische Expedition nach den Stauings-Alpen* (Ostküste). Teil-
nehmer: H. Gsellmann, H. Kogelbauer, S. Huber, G. Fuchs, K. Gilg, H. Köl-
lensperger (Deutschland), G. Billing (Schweden) und E. Hoff (Dänemark). Erst-
besteigung von 19 unbenannten Bergen nördlich und südlich des Sefstrøm-
gletschers und am Furesø.

Literatur: Der Bergsteiger, 1958, Nr. 8; Der Bergkamerad, 1957, Nr. 6; Die Al-
pen, 1958, 311; ÖAV-Jahrbuch, 1958, 84; Svenska Fjällklubbens Årbok, 1957,
20; H. Kogelbauer: Berge und Packeis, 1966.

1958 — *Schweizerisch-Französische Expedition in den Distrikt Søndre strømfjord* (West-
küste). Teilnehmer: R. Dittert, R. Gréloz, V. Lasserre, R. Tissières und R. Bretton.
Erstbesteigung von 10 unbenannten Bergen im Distrikt Sukkertoppen.

Literatur: Die Alpen (Bulletin), Oktober 1958; American Alpine Journal, 1959,
332.

1958 — *Schottische Expedition nach den Stauings-Alpen* (Ostküste). Teilnehmer:
C.G.M. Slessor, J. Smart, S. Paterson, D. Scott, R. Cameron, L. Lovat, C. Rose,
D. Bennet, K. Bryan. Besteigung von 17 unbenannten Bergen im Gebiet des
Bersærkerbræ, Sefstrøm- und Gullygletschers und des Dam. Erstmalige Traver-

sierung des zentralen Teils der Staunings-Alpen in west-östlicher Richtung.
Literatur: Scottish Mountaineering Club Journal, Mai 1959, 311–324; Berge der Welt XIV, 1962/63, 197.

1958 — *Cambridge West Greenland Glaciological Expedition* (Westküste). Teilnehmer: T.A. Henry, R.J. White und andere. Mehrere Gipfel im Sukkertoppen-Ice-cap-Distrikt, darunter ein namenloser Gipfel von 1760 m Höhe, bestiegen.
Literatur: General Report, 1958.

1959 — *Österreichische Expedition nach Christians-des-Neunten-Land* im Distrikt Angmagssalik (Ostküste). Teilnehmer: H. Gsellmann, S. Weber, O. Krajnc, H. Kogelbauer, S. Moosbrugger und F. Hutegger. 23 unbenannte Gipfel erstmals und 1 Gipfel (Bellavista) zum zweitenmal bestiegen – alle im «Schweizerland» und am Kangerdlugssuatsiaq-Fjord.
Literatur: ÖAV-Jahrbuch, 1960, 94; H. Kogelbauer: Berge und Packeis, 1966.

1960 — *British Greenland Expedition nach den Staunings-Alpen* (Ostgrönland). Teilnehmer: Sir J. Hunt, Dr. M. Slessor, A. Blackshaw, Lady Hunt, Miß S. Hunt, J.A. Jackson, Dr. D. Jones, G. Lowe, J.G. MacNaught-Davis, Dr. J. Smart, U.R.A. Streater, J.C. Sugden, T. Weir und 21 junge Mädchen und Knaben. 13 Erstbesteigungen im zentralen und südlichen Teil der Staunings-Alpen, darunter die *Hjornespitze* (2880 m). Erstmalige Traversierung des zentralen Teils in ost-westlicher Richtung über den Bersærkergetlescher und den Gullygetlescher sowie zweite Traversierung in west-östlicher Richtung via die Sperreduart- und Roslin-Gletscher.
Literatur: Berge der Welt XIV, 1962/63, 197; Alpine Journal, vol. 56, 250; Danish Foreign Office Journal, 1961, Nr. 36; Scottish Mountaineering Club Journal, 1961.

1960 — *Italienische Expedition im Distrikt Sukkertoppen* (Westküste). Teilnehmer: G. Monzino, J. Bich, M. Carrel, L. Carrel, P. Pession, G. Carrel, P. Cerretelli, M. Fantin, L. Saidelli. Erstbesteigungen am Evighedsfjord: *Punta Matilde* (2110 m), *Punta Franz* (2105 m) und *Punta Valtournanche* (1880 m).
Literatur: Rivista Mensile del Club Alpino Italiano, Nr. 5–6, Mai, Juni 1961; G. Monzino: Spedizioni d'Alpinismo in Groenlandia, 1966; American Alpine Journal, 1961, 395; Rivista Mensile CAI, 1961, 19, 141; Atlantis, Juli 1962; L'Universo, Januar 1962.

1960 — *Grönland-Expedition des Dänischen Bergklubs im Distrikt Sukkertoppen* (Westküste). Teilnehmer: C. Berg-Sørensen, E. Hoff, J. Jensen, K. Kløverfeldt, I.R. Pedersen und E.R. Rasmussen. 14 unbenannte Gipfel zum erstenmal bestiegen: 5 im Hamborgerland, 5 im Sermilinguaqdistrikt und 4 am Evighedsfjord, alle ca. 800–1930 m.

Literatur: Dansk Bjergklubs Grønlandsekspedition, 1961; American Alpine Journal, 1961, 395.

1960 — *Italienische Expedition im Umanakdistrikt* (Westgrönland). Teilnehmer: P. Ghiglione, C. Mauri und Dr. G. Gualco. Erstbesteigung des *Mount Italia* (2310 m) auf der Qioqe-Halbinsel, *Mount Pyramiden* (1919 m) auf der Disko-Insel und zweier Gipfel auf der Nugssuaq-Insel, der eine *Tumulia* (2150 m), später *Monte Piero Ghiglione* benannt.

Literatur: Die Alpen, 1961, 70; Rivista Mensile CAI, 1960, 333; G. Gualco: Estate arctica, Milano, 1962.

1960 — *St. Andrews University Expedition*. Teilnehmer: J.D. Pitts, D.O.N. Hackett, J. Robertson, A.S. Strachan, R.H. Wallis. 8 Erstbesteigungen im Gebiet des Tasermiutfjords beim Kap Farvel (Südküste).

Literatur: Alumnus Chronicle, vol. 27, 27; Midland Association of Mountaineers' Journal, vol. III, 1961, 4; Alpine Journal, vol. 68, 307.

1961 — *Junior Mountaineering Club of Scotland's Expedition to East Greenland*. Teilnehmer: J. Clarkson (Leiter), H. Brunton, C. Levene, J. Douglas, G. Evans, M. Fleming, G. Hendry, K. Murry und R. Tanton. Alpinistische und wissenschaftliche Zwecke. Erstbesteigung von 24 unbenannten Bergen im südlichen Teil der Staunings-Alpen westlich des Schuckertflusses und Traversierung vom Main Glacier zum Dammen südlich des Alpefjords.

Literatur: Report von J. Clarkson, 1962; The Mountain World, 1962/63, 187.

1961 — *Leicester University East Greenland Expedition*. Teilnehmer: G. Halliday (Leiter), J.S. Edwards, D. Bidgood, B.W. Evans und 7 Studenten. Nur wissenschaftliche Zwecke, aber Teilnehmer bestiegen zwei unbenannte Berge von 1744 m bzw. 2410 m. Traversierung vom Alpefjord zum Nordvestfjord.

1961 — *Belgische Expedition nach dem Distrikt Akuliaruseq, Umanak* (Westgrönland). Teilnehmer: J. Duchesne (Leiter), G. Alzetta, N. Simondl, A. Focquet,

M. Tamigneaux, H. Leclercq, R. Marty und J. Faber. Erstbesteigung des *Snepyramiden* (2236 m). Beim Abstieg kamen die vier erstgenannten Teilnehmer ums Leben.

1961 — *Italienische Expedition nach den Distrikten Disko und Upernavik (Westgrönland)*, G. Monzinos *zweite Grönland-Expedition*. Teilnehmer: G. Monzino (Leiter), F. Monzino, P. Cerretelli, M. Fantin, G. Bich, L. Carrel, A. Carrel, P. Pession und L. Saidelli. Zweitbesteigung des *Snepyramiden* – diesmal über den Nordostgrat. Hilfsaktion für die belgische Expedition in demselben Gebiet (Upernavik), s.o.

Literatur: Rivista Mensile CAI, 1962, 211; G. Monzino: Spedizioni d'Alpinismo in Groenlandia, 1966.

1961 — *British South Greenland Expedition*. Teilnehmer: R.H. Kally und M.D. Rhodes. Hauptsächlich wissenschaftliche Zwecke. 10 Erstbesteigungen im Gebiet des Tasermiutfjords beim Kap Farvel.

Literatur: Polar Record, vol. II, 1962, 182; The American Journal, vol. 13, 1962, 249; Alpine Journal, vol. 68, 307.

1961 — H.W. Tilman und E.H. Marriott (England) besteigen 2 Berge von 1960 m bzw. 1800 m und versuchen die Besteigung eines 1995 m hohen Berges, alle unbenannt, auf der Halbinsel Quioqe im Distrikt Upernavik (Westküste).

Literatur: H.W. Tilman: Mischief in Greenland, 1964.

1961 — *Bangor Junior Mountaineering Club's Expedition 1961 to Staunings Alps* (Ostgrönland). Leiter: M.S. de Petrowsky. 16 Besteigungen im zentralen Teil der Staunings-Alpen.

Literatur: The Mountain World, 1962/63, 187.

1962 — *Österreichisch-Deutsche Grönlandexpedition 1962*. Teilnehmer: T. Dürnberger (Leiter), E. Herzinger, K. Gilg (Österreich), S. Rausch, A. Bosch und A. Häusel (Deutschland). 38 Erstbesteigungen beim Sermilikfjord im Distrikt Kap Farvel (Westküste) und Versuch einer Traversierung des Inlandeises nach der Ostküste.

Literatur: ÖAV-Jahrbuch 1963, 106.

1962 — *Italienische Expedition nach der Westküste* (G. Monzinos dritte Grönlandexpedition). Teilnehmer: G. Monzino (Leiter), J. Bich, P. Pession, C. Pellisier,

P. Nava, A. Carrel, M. Fantin, E. Gnistrup (Dänemark) und P. Cerretelli. Zweitbesteigung des *Djævlens Tommelfinger* an der Melvillebucht auf einer neuen Route von Süden («Direttissima»).

Literatur: Alpine Journal, vol. 68, 123; L'Universo, Nov. 1963; Rivista Mensile CAI, 1964, 117; G. Monzino: Spedizioni d'Alpinismo in Groenlandia, 1966.

1962 — *H.W. Tilman und R. Tuft* (England) unternehmen die Zweitbesteigung des *Agssaussat* sowie Erstbesteigungen einiger anderer Berge in der Nähe des Evighedsfjords südlich von Sondre Stromfjord (Westküste).

Literatur: H.W. Tilman: Mischief in Greenland, 1964; American Alpine Journal, 1963.

1962 — *Dänische Expedition in den Distrikt Angmagssalik* (Ostküste). Teilnehmer: K.W. Jørgensen, A. Nielsen und H. Würtzen. Erstbesteigung zweier unbenannter Berge von 1340 m bzw. ca. 1400 m sowie Versuch der Besteigung eines ca. 1500 m hohen Gipfels am Tasissarsikkfjord.

1963 — *Scottish East Greenland Expedition 1963*. Teilnehmer: P.W.F. Gribbon (Leiter), I. Wasson, J. Wedderburn, I. Wilkinson, W.S. Anderson, J. Thorby, A. Tood, J. Bryceland. 21 Erstbesteigungen im Distrikt Angmagssalik («*Caledonia*») und Zweitbesteigung des *Rytterknægten* über den Nordgrat.

Literatur: Alpine Journal, vol. 69, 127; Mountain Craft Magazine, Juli 1965; General Report by P.W.F. Gribbon u.a., 1964.

1963 — *Cambridge East Greenland Expedition*. Teilnehmer: C. Knox (Leiter), A.J. Robinson, J.A. Lendon, C.W. Barlow, C.R. Donaldson Wood, N.J. Estcourt, J.M. Graham, R.E. Hildrew, J.R. Morton, N.H. Pott, R.K. Roschnik und P.W. Rowat. 25 Erstbesteigungen im Gully-Sefstrøm-Gletschergebiet, in den Staunings-Alpen sowie 5 neue Paßübergänge in demselben Gebiet erforscht.

Literatur: General Report by C.F. Knox u.a.; The New Zealand Alpine Journal, 1964, vol. XX, 219; Cambridge Mountaineering Club Journal, 1964.

1963 — *Schweizerisch-Deutsche Grönland-Expedition 1963*. Teilnehmer: S. Angerer (Leiter), H. Hagenbuch, G. Muntwyler, H. Troxler, M. Gubser (Schweiz) und H. Palme (Deutschland). 40 Erstbesteigungen und 6 Zweitbesteigungen im «Schweizerland» nördlich von Angmagssalik (Ostgrönland).

Literatur: Die Alpen, 1964; Der Bergsteiger, Sept. 1964; Expeditionsbericht.

1963 — *Imperial College East Greenland Expedition 1963*. Teilnehmer: M.H. Key (Leiter), F. Ekman, T.W. Frieze-Greene, A. Husselbury, J. Lovering, G. J. Pert, J. Taylor und H.D.D. Watson. Wissenschaftliche und alpinistische Zwecke. 24 Besteigungen – davon 17 Erstbesteigungen – in der Gegend des Bersærkerbræ und angrenzender Gletscher im Ostteil der Staunings-Alpen (Ostgrönland).
Literatur: Alpine Journal, vol. 69, 253; Preliminary Report, Januar 1964.

1963 — *Guido Monzinos vierte Grönland-Expedition* (Italien). Teilnehmer: G. Monzino (Leiter), J. Bich, P. Pession, C. Pellissier, M. Carrel, L. Carrel, A. Carrel, P. Bich, G. Herin, A. Herin, P. Meciani, M. Fantin und P. Eurico di Prampero. Erstbesteigung eines unbenannten Berges (2220 m) in der Nähe des Bersærkerbræ im östlichen Teil der Staunings-Alpen (Ostgrönland).
Literatur: L'Universo, Juli 1964; Alpinismus, 1964, Nr. 3; Alpine Journal, vol. 69, 128; G. Monzino: Spedizioni d'Alpinismo in Groenlandia, 1966.

1964 — *Zweite Grönland-Expedition des Dänischen Bergklubs*. 25 Teilnehmer, davon 9 Frauen. Leiter: J. Jensen, I.R. Pedersen und E. Hoff. 10 Erstbesteigungen in der Nähe des Quingorssuaqfjords im Distrikt Angmagssalik (Ostgrönland).
Literatur: Dansk Bjergklubs Grönlandsekspedition, 1964.

1964 — *Expedition des Akademischen Alpenclubs Zürich in die Staunings-Alpen 1964*. Teilnehmer: A. Hoffmann (Leiter), N. Baumann, M. Schmid, W. Thuf, H. Weber, H. Riedhauser, H. Blümer, R. Kaiser, K. Herwig und P. Meinherz. 24 Besteigungen – davon 21 Erstbesteigungen – im zentralen Teil der Staunings-Alpen (Ostgrönland).
Literatur: Die Alpen, 1964, 191; Die Alpen, 1965, 225; A.A.C.Z. 68/69, Jahresbericht 1963/64, 9.

1964 — *Guido Monzinos fünfte Grönland-Expedition* (Italien). Teilnehmer: G. Monzino (Leiter), L. Barmasse, E. Bich, J. Bich, P. Bich, A. Carrel, G. Carrel, L. Carrel, M. Carrel, P.E. di Prampero, M. Fantin, A. Herin, G. Herin, M. Lombard, L. Marimonti, P. Meciani, G. Meynet, M. Minuzzo, J. Pellissier, P. Pession und L. Tamone. Erstbesteigung von 2 Bergen am Vikingebræ (*La Cima Est*, 2500 m, *La Cima Ovest*, 2400 m) und Zweitbesteigung des *Dansketinden* von der Nordseite (neue Route).
Literatur: Alpine Journal, vol. 69, 126; G. Monzino: Spedizioni d'Alpinismo in Groenlandia, 1966.

1965 — *University of St. Andrew's West Greenland Expedition 1965*. Teilnehmer: P. Gribbon (Leiter), J.H.M. Smart, W.M. Ledingham, C.S.M. Doake, J.C.S. Gilchrist, R.W. Hilditch, J.S. Haworth und H.M. Anderson. 18 Besteigungen – 16 davon Erstbesteigungen – im Distrikt Sukkertoppen südlich des Evighedsfjords (Westküste).

Literatur: General Report von P.W.F. Gribbon u.a., 1966.

1965 — *Italienische Expedition in den Distrikt Umanak* (Westgrönland). Teilnehmer: G. Della Torre (Leiter), A. di Benedetto, T. Albani, G. Farassino, A. Villa, S. Colombani, A. Rusconi und P. Mayni. 15 Erstbesteigungen auf der Insel Upernivik.

1965 — *H.W. Tilman* (England) nimmt die Erstbesteigung von 2 unbenannten Bergen im Skjoldungebiet und beim Sehestedfjord vor (Ostküste).

1965 — *Deutsche Expedition in den Distrikt Godthåb* (Westküste). Leiter: K. Bierl (D.A.V. Sektion Bayerland, München). 15 Erstbesteigungen westlich des Alangordiafjords.

Literatur: Bayerländer, 1964.

1965 — *Dänische Expedition nach dem Gebiet Angmagssalik* (Ostküste). Teilnehmer: J. Jensen, B. Jensen, H. Grubb, K. Werner, A. Kløverfeldt, K.K. Kløverfeldt und E. Hoff. 4 Erstbesteigungen im Gebiet nördlich des Ikarasagsuaqfjords.

1965 — *Japanische Expedition nach dem Mount Forel* (Ostgrönland). T. Miyahara (Leiter), K. Ikeda, M. Katayanagi, F. Imanura, S. Takmidori, S. Ikeda und T. Fawada. Zwei vergebliche Versuche, den Mount Forel, nördlich des «Schweizerlandes», zu besteigen. Die Teilnehmer wanderten, zwei Schlitten mitbringend, zu Fuß von Angmagssalik zum Mount Forel.

1966 — *Österreichisch-Deutsche Grönland-Expedition* nach Kap Farvel Distrikt (Südküste). Teilnehmer: Toni Dürnberger (Leiter), Hans-Georg Voitl, Manfred Zühlke, Ernst Lainer. Unter anderem Besteigung des *Mount Patuersoq* (2740 m) und Traversierung des Inlandeises von West nach Ost. Auf dem Rückweg fielen drei Männer in eine 40 Meter tiefe Gletscherspalte, konnten aber mit eigener Kraft hinaufklettern. Zwei marschierten verwundet nach Narssarssuaq, den dritten brachte ein Helikopter ins Krankenhaus.

1966 — *Deutsche Expedition nach den Staunings-Alpen (Ostküste)*. Teilnehmer: Dr. Karl M. Herrligkoffer (Leiter), Michl Anderl, Prof. E. Hüttl, Inge Rost, Günter Schnaidt, Günter Schweiger, Gebhard Plangger, Josef Anzenberger, Konrad Lindner, Pit Schubert. 31 Erstbesteigungen und 1 Zweitbesteigung im Gebiet südlich des Dammen (Alpefjord).

Literatur: Der Bergkamerad, 28. Jahrg., 4, 173; Berge der Welt, Bd. 16, 129.

1966 — *Schweizerische Expedition 1966*. Teilnehmer: Sigi Angerer (Leiter), Max Gubser, Uli Imdorf, Otto Häfliger, Chäpp Schindler, Max Zumbühl, Ruedi Sauser, Heiner Hagenbuch. 28 Erstbesteigungen im Gebiet südlich des «Schweizerlandes» (Ostküste).

Literatur: Die Alpen, 1966, 66, 97, 225

1966 — *Italienische Expedition «Città di Tortona» nach der Quige-Halbinsel und dem Upernavik-Distrikt (Westküste)*. Teilnehmer: Bruno Barabino, Silvio Borsetti, Mauro Caligaris, Gianluigi Taverna, Carlo Pedenovi, Kurt Diemberger (Österreich).

1966 — *Italienische Expedition «Città di Carate» nach dem Umanak-Distrikt (Westküste)*. Teilnehmer: P.L. Airoldi, P.L. Bernasconi, G. Cazzaniga, Ettore Villa, Bruno Galli.

1966 — *Sandhurst-Grönland-Expedition nach Sukkertoppen-Ice-cap (West)*. Teilnehmer: J.D.C. Peacock (Leiter), R.M. Johnston, A.F. Davidson und E. C. Walshaw. Traversierung des Sukkertoppen-Ice-cap in süd-nördlicher Richtung. Zweite Besteigung des *Mount Atter* auf einer neuen Route und Erstbesteigung von zwei andern Bergen von 2040 m und 1800 m.

Literatur: Alpine Journal, Bd. 72, 45.

1966 — *Dänische Expedition nach dem Angmagssalik-Distrikt (Ostküste)*. Teilnehmer: Jens Jensen (Leiter), Lykke Jensen, Burmand Jensen (Dänemark), Giuseppe Agnolotti, Eugenio Gerrero und Vittorio Lazzarino (Italien). 7 Erstbesteigungen im Gebiet des Qingorssuaq-Fjordes.

1966 — *Royal Navy Expedition to East Greenland*. Teilnehmer: Chris Stocken (Leiter), Peter Garden, Roger Wallis, Noel Dilly, Douglas Keelan, Roy Dearman, Crispin Agnew, M.E. Collins, Tom Kirkpatrick, John Corner und Ronald Twigg.

Einige Erstbesteigungen im «Schweizerland» (Angmagssalik-Distrikt). Zwei tödliche Unfälle: Chris Stocken durch Steinschlag, Peter Garden durch Sturz in eine Gletscherspalte.

1966 — *Japanische Expedition nach Mount Forel (Ostküste). The Nihon University Alpine Club's 2nd Expedition to Greenland.* Teilnehmer: Hiroshi Nakajima (Leiter), Kaneshige Ikeda, Tuguo Saotome, Tadao Kanzaki, Noboru Onoe und Katuhiko Miyoshi. Zweite Besteigung des *Mount Forel* (3360 m), 8 Erstbesteigungen und 1 Zweitbesteigung anderer Berge im Distrikt Mont Forel.

1966 — *Schwedisch-Norwegische Expedition nach dem «Schweizerland» (Angmagssalik-Distrikt, Ostküste).* Teilnehmer: Kjell Friis Baastad (Leiter), Jack Berg, Hans Hellström, Ralph Höibakk, Stig Hogdal, Robert af Klinteberg, Sven-Erik Lindström und Per-Ake Sjöman. 30 Erstbesteigungen und 2 Zweitbesteigungen im «Schweizerland».

1966 — *Dänische Expedition nach dem Angmagssalik-Distrikt (Ostküste).* Teilnehmer: Erik Frederiksen (Leiter), Chr. Tilly, Irma Tilly, Steen Andersen, Sven Lystbaek, Laurits Madsen (Dänemark) und Eugen Meier (Schweiz). 3 Erstbesteigungen im Gebiet des Ikerasaussaq-Fjordes.

1966 — *Britische Expedition nach dem «Schweizerland» (Ostküste).* Imperial College, London. 8 Teilnehmer. Leiter: Geoffrey J. Pert. Verschiedene Besteigungen im «Schweizerland».

IM BRASILIANISCHEN KÜSTENGEbirGE

DIE BERGE BRASILIENS

Brasilien ist zwar noch kein Land von Bergsteigern, wohl aber ein Land mit vielen Bergen. Auf mehr als 3200 seiner 4800 Kilometer langen Küste liegt ein Kranz von Bergen, und auch im Landesinnern gibt es zahlreiche Berggegenden. Nur 320 Kilometer von den Ufern des Amazonas entfernt, der kaum über dem Meeresniveau liegt, erhebt sich eine Gebirgskette, die die Grenze gegen Venezuela bildet. Hier befindet sich mit mehr als 3000 Metern die höchste Erhebung Brasiliens. Wie viele der zahllosen, unbekanntenen Gipfel mögen bestiegen sein? Niemand weiß es. Das einzige Problem bei der Besteigung vieler dieser Berge besteht darin, einen Zugang zu finden. Es ist oft nicht einfach, durch die «floresta», den Dschungel, oder die «mata» hindurchzukommen, die die Berge bedecken. Doch meistens sind es nicht diese Schwierigkeiten, die der Bergsteiger sucht. Für die eigentlichen Kletterer gibt es aber zahlreiche Gipfel, deren Schwierigkeit einzig und allein in ihrer Vertikalität liegt. Und obwohl eine gewisse Anzahl bekannt und bestiegen ist, bleiben noch sehr viele unbekannte, unberührte, unbestiegene Berge.

Wo sind sie? Das ist die Frage. Nicht einmal darauf gibt es eine Antwort, außer vielleicht der folgenden: Fliege von Recife nach Rio de Janeiro; fast alle Gipfel, die du siehst, sind unbestiegen. Es ist ein merkwürdiges Land: das Landesinnere hoch gelegen und trocken, gegen das Meer hin oft feucht. Die feuchten Gebiete sind von großen Wäldern bedeckt, so dicht und verschlungen, daß es nicht leicht ist, sich einen Weg hindurchzubahnen. Man benötigt außer dem Messer einen guten Orientierungssinn, da der Himmel oft erst vom Grat aus wieder sichtbar wird. Man braucht auch eine bestimmte Mentalität, ist es doch nicht nach dem Geschmack jedes Bergsteigers, auf Schritt und Tritt von niederhängenden Zweigen gestreift zu werden und sich dauernd fragen zu müssen, ob die Schlangen ihn wohl auch hören und sich davonmachen. Die giftigen sind nämlich die am wenigsten furchtsamen.

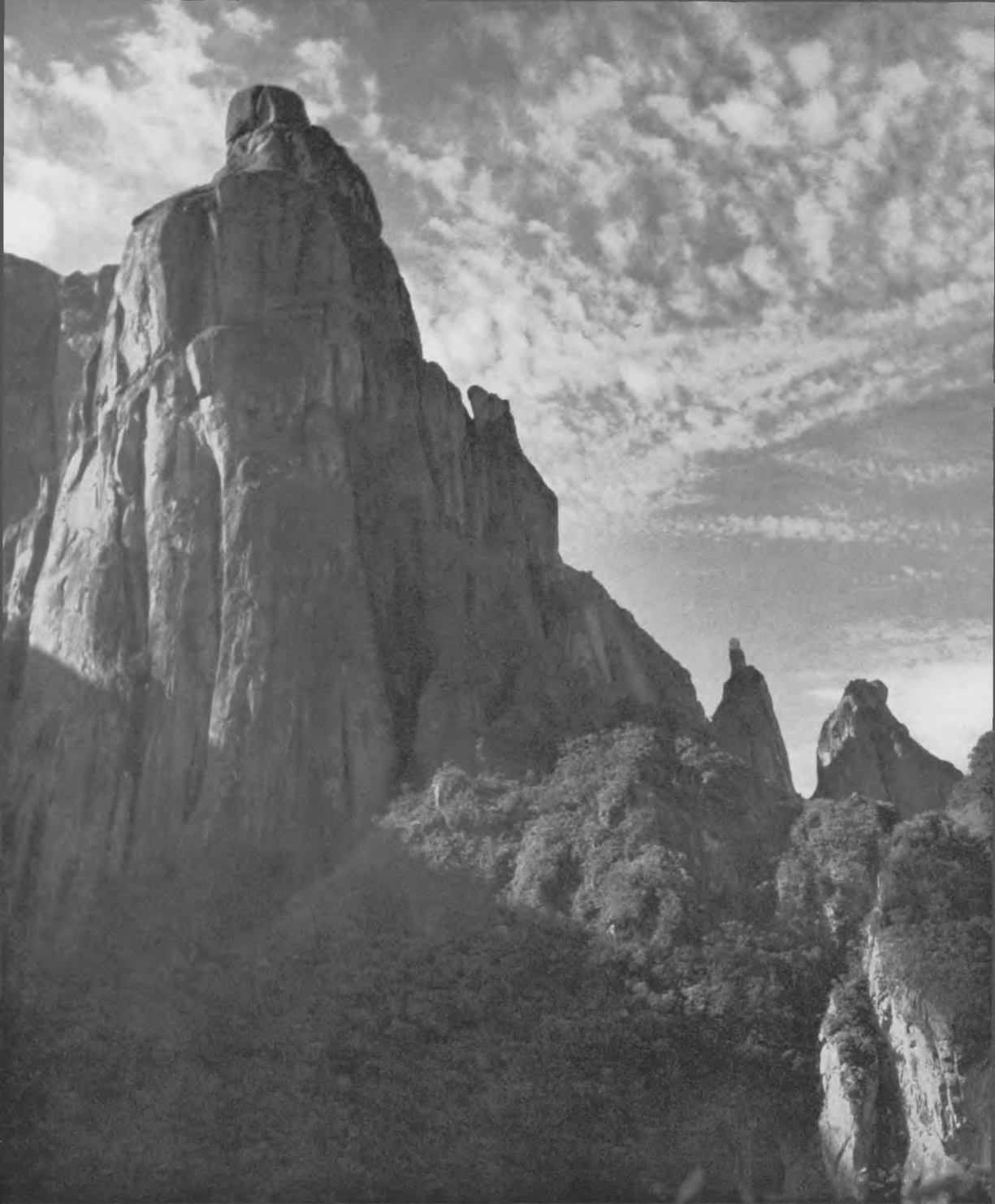
Die trockenen Gebiete werden «sertão» genannt. Hier wachsen nur Sträucher, kurzes oder langes Gras und vereinzelt Bäume. Eine solche Route ist insofern

leichter, als man etwas sieht, aber der Busch hat, selbst wenn er nur mannshoch oder niedriger ist, seine Tücken. Es gibt kaum eine Pflanze, die sich nicht mit außerordentlich wirksamen Dornen verteidigt.

Der Anmarsch zum Berg ist für Geist und Körper wahrscheinlich ganz anders als in den meisten übrigen Gebieten der Erde. Die nähere Umgebung hat kaum den landschaftlichen Reiz einer Alp in den Dolomiten oder der Sierra von Peru. Die «foresta» bietet wenig Abwechslung: einige immer wieder vorkommende Blumen, prachtvoll gezeichnete Schmetterlinge in ebenso großer Anzahl wie die Berggipfel und reißende Flüsse, die die flechtenüberzogenen Felsen mit Schaum bespritzen.

Gelegentlich erweckt auch eine schmarotzende Orchidee die Bewunderung des Wanderers. Aber es ist vor allem die Sicht in die Ferne, die immer wieder bezaubert: die Bergformen, die wogenden Baumwipfel, die im Sommer von den schimmernden Blüten des gelben «Fede goso» oder «Ipe» übersät sind wie Frühjahrswiesen vom Krokus. Oder vielleicht steht am Horizont ein Saum von niedrigen Bäumen, deren oberste Äste wie gekrümmte Finger in den Himmel greifen. Oft macht die Landschaft einen tropischen oder subtropischen Eindruck. Das gilt aber nicht immer: Wenn die Berge am frühen Morgen aus dem Wolkenmeer auftauchen, könnten es ebensogut die nackten, gletscherumgürteten Gipfel Grönlands sein.

Klimatisch gesehen ist Brasilien ein Bergsteigerparadies. Im Sommer ist es ganz ausgeschlossen, daß man friert, es wird nur kühl. Und im Winter sind südlich vom Wendekreis des Steinbocks zehn Grad Kälte auf den hohen Berggipfeln durchaus möglich; dagegen ist Schnee eine Seltenheit, und er bleibt nie lange. In dieser Jahreszeit können aber plötzliche Regenfälle Erdrutsche verursachen, Straßen wegschwemmen, Flußläufe verändern, und dem Bergsteiger, der sich am Berg oder auf dem Rückweg durch ein Tal befindet, kann wirkliche Gefahr drohen. Innerhalb von wenigen Minuten schwellen die Flüsse dann so an, daß sie zu einem Hindernis werden. Dann heißt es warten, bis die Regenfälle vorbei sind, was mehrere Tage dauern kann. Die Luft ist geladen, und das bedeutet Gewitter, doch wenn man in Reichweite eines Unterstandes ist oder die Wetterlage zu lesen versteht, kann man mit kurzen, gezielten Vorstößen manches erreichen. In dieser Zeit regnet es häufig; die Kamine trocknen dann nie ganz aus, und, wie noch auszuführen sein wird, sind diese Kamine für das Bergsteigen in Brasilien von höchster Wichtigkeit. So sieht es in den Monaten Dezember bis März aus. In der angenehmen Zeit von Mai bis August ist das Wetter schön und, was noch mehr zählt, beständig. Die Pfade sind trocken,



33 GARAFÃO-SÜDOSTFLANKE, Serra dos Orgãos. Die 500 Meter hohe Wand ist noch unerstiegen.
Photo: Luiz Minchetti.



34/35 BRASILIANISCHES KÜSTENWALDGEBIRGE. Ausblick von Abrigo Dois gegen die Berge von Teresópolis und Nova Friburgo. In Bildmitte die Três Picos do Friburgo (2100 m).
Photo: Luiz Minchetti.

36 Folgendes Bild: DIE AGULHAS DO DIABLO. Dieser Turm aus homogenem Gestein ist nur dank einer danebenstehenden Felssäule mittels der Kamintechnik zu erklettern. Photo: Carlos Costa Ribeiro.



die innersten Winkel der Kamine trocken, das Moos blättert ab, und die Flechten sind dicht genug, um dem Fuß einen Halt zu geben. Dazu kommt, daß die Sonne tiefer steht und alle Wände irgendwann in den kostbaren Schatten zu liegen kommen.

In den Sommermonaten steht die Sonne so hoch, daß viele Wände während des ganzen Tages nie Schatten haben. In Rio zum Beispiel steht die Sonne bei Sommersonnenwende ziemlich genau senkrecht. Trotzdem verleiht die Höhenluft sogar dann Kühlung, und es kann vorkommen, daß man Rio de Janeiro bei einer Sommerhitze von 40 Grad Celsius verläßt und drei Stunden später 20 Grad weniger hat. In den höher gelegenen Bergen kann die Temperatur auch in einer Sommernacht bis auf 10 Grad und tiefer fallen.

Wahrscheinlich haben sowohl das besondere Klima als auch die großen Distanzen die Entwicklung des Bergsportes in Brasilien gehemmt. In einem Land wie England, wo sich der einzelne eingeeignet vorkommt, ist das Klettern ein Ventil, eine Flucht. In Brasilien, dem Land der großen Ausdehnungen und der ungeheuren Entwicklungsmöglichkeiten, leben nicht in erster Linie Menschen, die nichts Besseres zu tun wissen, als Berge zu besteigen, und sicher haben sie nicht das Bedürfnis nach Weite, in die sie fliehen könnten. Es gibt allerdings zwei Ausnahmen: die Riesenstadt São Paulo mit über fünf Millionen und Rio de Janeiro mit über vier Millionen Einwohnern. Rio ist schrecklich überbevölkert, und es ist wohl kein Zufall, daß die meisten Bergsteiger in dieser Stadt wohnen. Das Wandern ist hier sehr verbreitet, doch gibt es auch zwei Klubs, die das eigentliche Klettern im Fels ernsthaft betreiben, den *Centro Excursionista Brasileiro* und den *Centro Excursionista Rio de Janeiro*. Hier lädt auch die Landschaft zum Klettern ein, denn nur ein Bergsteiger kann die Lage von Rio de Janeiro richtig erfassen. São Paulo hat einen Bergsteigerklub, den *Club Alpino São Paulo*, dessen hervorragender Leiter der bekannte Domingos Giobbi ist. Er hat viele Bergfahrten in Peru unternommen.¹ Im verarmten Norden scheint es keine Bergsteiger zu geben, ebensowenig im Süden und im Westen, wo die unendlichen Weiten den Menschen andere Betätigungsmöglichkeiten bieten.

Die Deutschen und die Österreicher gingen als erste die Berge Brasiliens an. Rios berühmten Zuckerhut jedoch, den Pão de Açúcar, bestieg als erster ein englischer Matrose. Später folgten die Italiener. Von 1915 bis 1930 ungefähr wurden alle schwierigen Routen, die man damals eröffnete, sogleich mit Stahlseilen ausgerüstet und damit jedem zugänglich gemacht, der über eine affenähnliche Geschicklichkeit verfügte. Es war eine brutale Zeit. Die eigenartige Homo-

¹ Die Originalberichte von Domingos Giobbi, mit guten Kartenskizzen, sind in «Berge der Welt», Bd. 14, 15 und 16 erschienen.

genität und Glätte der Gesteinsoberfläche zwang die Bergsteiger geradezu, diese Routen mit großen Expansionshaken zu sichern und nochmals zu sichern. Auch Leitern wurden aufgestellt, dann wieder heruntergeholt und durch Geländer ersetzt, keine Route blieb verschont. Aber es wurden auch Wege gebaut, und das Wandern begann eine Rolle zu spielen. So konnte man den beiden Großstädten am Wochenende und während der Ferien entrinnen und diesem Vergnügen nachgehen. Entscheidende Fortschritte wurden nach dem Zweiten Weltkrieg von Sylvio Mendes aus Rio de Janeiro errungen. Er erkundete und eröffnete mehrere Routen vom IV. und V. Grad und spornte die jüngere Generation an. Man kann aber nicht über die brasilianischen Bergsteiger sprechen, ohne sich ihre Methoden genauer anzusehen, und dafür müssen wir vorerst einen Blick auf die geologischen Gegebenheiten werfen.

Die große Mehrzahl der brasilianischen Berge besteht aus einer überaus homogenen Art von Granit oder Gneis. Da es auf den meisten Gipfeln nie gefriert, ist der Fels sehr wenig gespalten, und es gibt sozusagen keine brauchbaren Griffe. Die großen Wände und Platten weisen wohl Unebenheiten, Vertiefungen und Faltungen auf, haben aber eine ganz und gar grifflose Oberfläche. Die einfache Kletterhilfe eines durch Frost abgesplitterten Griffes und der daraus entstehenden Risse ist unbekannt. Diese Art von Fels springt nicht von Natur aus in gradkantige Griffe oder Tritte irgendeiner Art. Glücklicherweise haben sich Kamine gebildet; einige sind durch die Spaltung des Felsens entstanden, wie der riesengroße am Pão de Açúcar, andere durch Erosion, so zum Beispiel am Itabira pinnacle im Staat von Espírito Santo. Beide Kamintypen haben glatte Innenflächen und können einzig mit einer guten Rücken-Knie-Technik überwunden werden. Die Wände weisen nur wenige Querbänder auf. Im besten Fall findet man eine Einbuchtung in der Wand. In jeder Vertiefung lassen sich sogleich Pflanzen nieder, an deren zweifelhaftem Wurzelwerk man versuchen kann, zu sichern. Sogar ein Baum kann an einer solchen Stelle wachsen und dem unkritischen Bergsteiger als Sicherung dienen. In der Tat wären viele brasilianische Kletterrouten unbegehrbar ohne die Bäume, die in den Spalten Wurzeln geschlagen haben und sich so lange nach oben und unten weiterranken, bis sie ein recht beachtliches Haltevermögen besitzen. Die Brasilianer seilen jahrelang an solchen Wurzeln ab, ohne je an eine Gefahr zu denken.

Der Fels bietet also wenig natürlichen Halt. Diesem Mangel wird mit Hilfe von Expansionshaken begegnet. Auf allen viel begangenen Routen haben «Wohltäter» ein bis anderthalb Zentimeter tiefe Löcher herausgehämmert und große «grampos» eingesetzt. Es gibt Wände, die nur durchstiegen werden kön-

nen, indem man Seile von den «grampos» herunterhängen läßt, das heißt, man überwindet sie ausschließlich mit künstlicher Kletterei. Diese Art des Bergsteigens nimmt immer mehr an Beliebtheit ab. Das Fehlen von natürlichen Griffen ist und bleibt aber ein Hindernis. Die genannte Methode ist für das brasilianische Bergsteigen, das sich ganz unabhängig von den europäischen und amerikanischen Techniken entwickelt hat, typisch. Außer den Bergsteigern, die im Ausland geklettert sind oder mit den wenigen ausländischen Bergsteigern in Brasilien Kontakt haben, ist es bei den Brasilianern üblich, das Seil an diesen «grampos» zu befestigen und von einem zum andern zu klettern. Unsere Sicherungsarten sind hier wenig bekannt und werden kaum angewandt. Doch entwickelt sich jetzt eine Schule, die versucht, das freie Klettern zu fördern. Es bedeutete einen gewaltigen Ansporn, als Lionel Terray das Land im Jahre 1959 besuchte und seine Technik vorführte und lehrte.

RIO DE JANEIRO: STADT UND STAAT

Alles, was Brasilien in bezug auf das Bergsteigen zu bieten hat, ist, wie so vieles andere, im Staate Rio de Janeiro und in der Stadt, die zum Staat von Guanabara gehört, vertreten. Was es außerhalb davon noch gibt, sind nur Variationen zum selben Thema. So ist es wohl richtig, mit der «Cidade Maravilosa» zu beginnen.

Die Stadt ist um eine Gruppe von Granitbergen herumgebaut. Man braucht sich also nur zwischen den hohen Wohnblöcken hindurch bis zum Stadtrand zu schlängeln, einen Pfad durch das hohe Gras oder durch die «floresta» zu suchen, und schon gelangt man zu einem Kletterfelsen. Außerhalb des Menschengewimmels von Copacabana, dessen mächtige Bauten die wunderschöne Bucht gleichen Namens wie eine Reihe schlecht sitzender falscher Zähne umgeben, erhebt sich die *Agulhas da Inhanga*. Es ist eine herrliche Felsnadel, die, über Bauwerke und Wälder gleichermaßen erhaben, eine der großartigsten Aussichten der Welt bietet. Hier gibt es 80 Meter hohe Kletterrouten bis zum IV. Grad; der Abstieg ist leicht. Dieser Berg ist bei den Anfängern und denen, die am Wochenende üben wollen, sehr beliebt. Während der Woche wird er zum Paradies für jeden, der verurteilt ist, in der überfüllten Stadt zu leben.

Am westlichen Ende von Copacabana befindet sich der *Cantagallo*, ein spitzer Felsen, dessen Westseite einen riesigen Überhang aufweist. Ein Kamin führt zu diesem Überhang, ein weiterer Kamin davon weg. Es ist lediglich ein Aufstieg

II. Grades, obwohl dies auf den ersten Blick ganz unmöglich scheint. Wenn man schließlich durch einen Tunnel auf den 300 Meter hohen Gipfel hinaussteigt, befindet man sich plötzlich wieder im Dschungel. Die Aussicht ist, wie alle Aussichten von Rio, überwältigend. Für den Abstieg kann man einem Weg folgen. Er führt über eine «praça», die den Macumba-Riten dient, und durch eine aus halb verfallenen Hütten bestehende Vorstadt, eine sogenannte «favela».

Am andern Ende von Copacabana steht der *Pão de Açúcar*, der bekannte Zuckerhut, der die Einfahrt zur Bucht von Guanabara und den Hafen von Rio bewacht. Wer einen Rucksack trägt und die Militärs davon überzeugen kann, daß er Bergsteiger ist, erhält die Erlaubnis, zum östlichsten Punkt hinauszugehen, wo der Felsen aus dem Atlantik aufsteigt. Von hier aus kann man über eine steile und hinreißend schöne Route zum Gipfel wandern; dieser Aufstieg ist der Fahrt mit der Drahtseilbahn bei weitem vorzuziehen. Da ohnehin niemand glaubt, daß man auf eine andere Weise bis zum Gipfel gekommen ist als mit der Bahn, kann man umsonst hinunterfahren. Die beiden eigentlichen Aufstiegsrouten jedoch sind der *Stop*-Kamin und der *Galet*-Kamin. Eine gewaltige Felsplatte von 250 Metern Höhe lehnt gegen die Südwand des Pão de Açúcar. Ihre Südseite bildet den Stop, die andere Seite den Galet. Beide sind dem IV. Grad anzurechnen, doch ist der Galet härter. Beide Kamine bedingen eine gute Rücken-Knie-Technik über die ganze Länge. Sie sind landschaftlich großartig. Gegenwärtig sind Versuche im Gange, über die Außenseite der Platte aufzusteigen, doch werden um der Sicherheit willen zahlreiche Expansionshaken notwendig sein. Vom Gipfel aus genießt man die herrlichste Aussicht Rios, und an klaren Tagen kann man von hier aus die bemerkenswerten Berge von Teresópolis sehen, von denen noch die Rede sein wird.

Rios am besten erreichbarer touristischer Aussichtspunkt ist der 660 Meter hohe *Corcovado*. In der Ostwand befinden sich zwei schöne Kamine. Einer davon, *Cheminée de Rio de Janeiro* genannt, ist eine von Sylvio Mendes erschlossene Route vom V. Grad. Heute kann sie nicht mehr begangen werden, da das Corcovado-Restaurant seine Abfälle in diese Richtung hinunterwirft. Ein anderer Kamin wird gegenwärtig «geöffnet», ein langsamer Vorgang, der das Eintreiben vieler Expansionshaken verlangt.

Ob aus der Luft oder von der Stadt her betrachtet, von welchem Punkt aus man immer schauen mag, der bemerkenswerteste Berg der Stadt ist die 900 Meter hohe *Pedra da Gávea*. Sie hat einen abgeflachten Gipfel; von der Stadt aus sieht man zudem zwei überhängende Wände, an jedem Ende eine. Die Atlantikseite ist gänzlich unberührt, besteht sie doch aus steilen, abweisenden Platten, die

über 500 Meter hoch aus dem Dschungel aufragen. Mit einer genügend großen Anzahl Haken könnten wohl auch hier Routen eröffnet werden, und gegenwärtig bemüht man sich auch tatsächlich darum. Die Normalroute windet sich von der Estrada das Canoas aus in Spiralen um den Berg. Der oberste Teil, der aus einem aalglatten Kamin und einer ebensolchen Spalte besteht, ist mit Stahlseilen und Haken so ausgerüstet, daß eine Route I. Grades daraus wurde.

Auf der Nordseite befinden sich zwei große Vertiefungen. Dazwischen liegt ein Vorsprung, so daß das Ganze, von der nahe gelegenen Pedra Bonita aus betrachtet, wie das Gesicht eines Menschen, und zwar des Kaisers Dom Pedro II., aussieht. Die Traversierung dieser beiden Augen ist ein beliebtes Sonntagnachmittagsvergnügen. Die Route ist außerordentlich gut gesichert, aber auch sehr exponiert. Ungewöhnlich daran ist, daß richtige Handgriffe in den Felsen eingehauen sind. Das linke Auge ist das Ende der gewöhnlichen Route. Es bildet eine zwei Meter tiefe Höhle, wo drei Personen bequem zum Schlafen Platz finden. Ohne technische Hilfsmittel kommt man nicht weiter, doch ist ein Stahlseil zur Atlantikseite hinübergezogen, so daß der «Aufstieg» über eine künstliche Traverse, bei der einem allerdings die Haare zu Berge stehen, vollendet werden kann.

Größere Anforderungen stellt die 150 Meter lange *Cheminée Ungar*. Sie beginnt am Anfang der Traverse, ist IV. Grades und kann nur während der Trockenzeit durchstiegen werden. Die Route führt bis zum Gipfel.

Auf der gegenüberliegenden Seite und weiter im Landinnern gelegen ist die *Pedra Bonita*, deren Atlantikseite nach Lionel Terray benannt wurde. Man kann den Gipfel auf mehreren kurzen und steilen Wanderwegen erreichen. Ganz in der Nähe liegen die *Agulhas de Gávea* mit verschiedenen schönen und leicht zugänglichen Routen II. und III. Grades.

Besonders stolz sind die Einwohner von Rio auf den Parque de Floresta da Tijuca. Hier wird der Wald zum Teil gepflegt. Vom Ende der Fahrstraße aus (500 m) führen Waldwege zu vielen Bergen, die alle leicht zu besteigen sind. Aussicht hat man überall erst vom Gipfel aus. Zum höchsten von ihnen, dem *Pico da Tijuca*, gehört die großartige, nach Osten gerichtete Murumbi-Wand. Sie ist der Sonne so ausgesetzt, daß sie nur bei bedecktem Himmel oder im Winter durchstiegen werden kann. Eine einzige Route, meist vom III. Grad, jedoch mit nicht zu umgehenden Passagen IV. Grades, bietet eine herrliche Kletterei, die alle Aspekte des brasilianischen Bergsteigens einschließt: Kamine, Risse und Platten.

Am Ende der Leblon-Bucht erheben sich die *Dois Irmãos* (Zwei Brüder). Unter diesem Doppelgipfel liegt eine Favella, durch die der Weg kaum zu finden ist. Der erfahrene Bergsteiger kann aber auf die Atlantikseite hinüberwechseln

und die BadenPowell-Wand durchklettern, eine exponierte, 300 Meter hohe Wand vom IV. Grad. Hier braucht man allerhand Vertrauen in die «grampos».

SERRA DOS ORGAOS

Bewohner von Rio, die der Hitze entfliehen wollen, fahren in die umliegenden Berge. Die 2200 Meter hohe *Serra dos Orgãos* ist an einem klaren Tag von der Stadt aus sichtbar. Am linken Rand des Massivs befindet sich ein Einschnitt, durch den die Autostraße ins Landesinnere und nach Norden führt. Dort liegt auch Petrópolis, eine hübsche, 900 Meter hoch gelegene Stadt. Das Ganze ist ein ausgesprochenes Wandergebiet. Zwischen den mit hohem Gras und einzelnen Bäumen bewachsenen Hügeln ragen immer wieder mächtige glatte Felsplatten auf, wie zum Beispiel die 2232 m hohe *Pedra Acu*. Viele von ihnen sind noch unbestiegen. Den Bergsteiger zieht es allerdings mehr nach der andern Seite des Massivs, nach Teresópolis. Denn hier findet er drei turmbewehrte Grate, die sich zum 2263 m hohen *Pedro de Sino* (Glockenspitze) aufschwingen. Sie erheben sich aus dem «baixado», das heißt «Ebene auf Meeresniveau», einem heißen Bananen-Gebiet. Diese Ebene ist wegen der dichten Wälder, der schlechten Wege und der häufig über die Ufer tretenden Flüsse kaum zugänglich. Auf der Seite von Petrópolis versperren viele mit Bäumen und Moos überzogene Schluchten von großer Wildheit den Zutritt zur bergigen Hochebene. Dort gibt es noch sehr bedeutende unbestiegene Gipfel. Diese Seite der Serra ist also von unten her kaum erreichbar, und man versucht besser vom Pedro de Sino her abzustiegen. So gelangt man zum *São Pedro*, zum *São João* und zum *Garafão*, dessen 500 Meter hohe Südwand noch nie durchstiegen wurde. Ein besonders tüchtiger Bergsteiger kann diese Berge auch von der Straße von Rio nach Teresópolis her und durch das RioSobero-Tal angehen. Auf diesem Weg kommt man überdies zu den Aufstiegsrouten zum *Caroa de Frade* und zum *Narriz de Freire*.

Doch der Hauptanziehungspunkt ist der *Dedo de Deus* (Finger Gottes), der sich, von Süden wie von Norden gesehen, als 250 Meter hoher, auf beiden Seiten senkrecht abfallender «Finger» zeigt. Es ist der vierte Gipfel eines aufsteigenden Grates, der mit dem Pedro de Sino endet. So wie in Europa der Laie fragt: «Haben Sie die Eiger-Nordwand gemacht?», fragt er in Brasilien nach dem Dedo de Deus, und wie in Europa ist auch hier die erwartete Antwort: Nein. Der Name «Finger Gottes» mag der Grund dafür sein, daß alle Berge dieser Gegend nach Heiligen benannt sind oder Namen mit religiösem Charakter tragen.

Der Dedo ist 1625 m hoch. Man erreicht ihn, wenn man die Straße, die von Rio nach Teresópolis führt, in der Nähe des Brunnens und des Heiligtums verläßt, etwa zwei Kilometer bevor die Straße die Hochebene erreicht. Der Weg durch den Wald ist schmal, da er wenig benützt wird. Weiter unten begegnet man einigen widerwärtigen Stellen, an denen man nur mühsam vorwärtskommt und wo viel davon abhängt, wie gut die Vegetation mit dem Untergrund verwachsen ist. Man sieht nirgends in die Weite, und es ist sehr zu empfehlen, jemanden bei sich zu haben, der schon einmal hier gewesen ist. Aber bald steigt man auf eine Schulter hinaus und genießt den Blick über den «baixado». An klaren Tagen sieht man sogar Rio und die Bucht von Guanabara sowie die abweisenden Überhänge des Garafão. Die Erstbesteigung des Dedo stand unter der Leitung von Acaei de Oliveira und glückte bereits am 9. April 1912. Das Centro Excursionista Brasileiro hat hier eine Gedenktafel angebracht. Von der Südschulter aus traversiert man unter der westlichen Nase durch und steigt durch eine Reihe von Kaminen in die Nordwestflanke. Heute, da eine große Zahl von Leitern und Seilen angebracht ist, ist der Aufstieg nicht mehr schwierig, jedoch immer noch von einer eindrucklichen Exponiertheit. Den Ausblick auf den Dschungel kann man sich kaum schöner vorstellen. Knorrige, mit Moos überzogene Bäume krümmen sich aus den Rissen heraus oder halten sich an den Sims fest. Leider ist der oberste Teil des Gipfels nur mit Hilfe einer Leiter besteigbar, einem höchst wackeligen Ding, das kürzlich mit Stricken und Draht am obersten Felsen befestigt wurde. Dies ist der gefährlichste Teil des ganzen Aufstiegs. Heute ist das Ganze nur noch eine anstrengende Kletterei III. Grades.

Im Jahre 1944 leitete Almy Ulissea die Erstbesteigung der Ostflanke, *Via l'Este*, einer außerordentlich feinen Route, die die Tatsache ausnützt, daß der Gipfel eigentlich aus mehreren mächtigen Blöcken besteht, die zu einem «Finger» zusammengefügt sind. Zwischen diesen Blöcken befinden sich Kamine, in denen die Steine abgeglitten oder verwittert sind. Dieser Aufstieg ist annähernd IV. Grades. Doch fand im Jahre 1949 ein Tscheche eine großartige Variante, die *Maria Cebolla*. Sie beginnt mit einer hochgelegenen Höhle, die man von einem Überhang aus und über eine Platte erreicht. Sie ist mit zahlreichen Haken versehen; es bleibt aber trotzdem eine ganze Reihe von großartig exponierten Zügen. Man steigt bei einigen schlecht verwurzelten Bäumen heraus, die zum Sichern kaum in Betracht kommen. Der übrige Teil des Aufstiegs liegt eigentlich im Berg drinnen; man könnte unmöglich hinunter-, sondern nur hineinstürzen.

Die Südwand besteht aus einer Kletterei IV. Grades über 200 Meter, wovon ein Teil überhängend ist und mit künstlichen Hilfsmitteln überwunden wird.

Von Teresópolis aus kann man einen Nationalpark besuchen, der dem Landwirtschaftsministerium untersteht. Eine Fahrstraße, dann ein verhältnismäßig breiter und bequemer Reitweg führen auf über 2100 Meter. Weiter unten, auf ungefähr 1200 Meter, befindet sich der Acampamento Treze de Maio, wo man zum bescheidenen Preis von einem Pfund Sterling pro Tag und Person zu dritt ein ganz kleines Chalet mieten und im gemeinsamen Haus essen kann. Etwas höher liegt Abrigo Um (Herberge Nr. 1), in der Art einer Alphütte, die gegenwärtig neu aufgebaut wird. Eine Marschstunde vom Ende der fahrbaren Straße entfernt ist Abrigo Dois (Herberge Nr. 2), eine etwas verfallene Hütte, wo man für wenig Geld unterkommt. Sie ist bewirtet, und man kann auf dem Holzherd selber kochen. Gewisse Forstgesetze werden hier so streng gehandhabt, daß man die eigentlich prächtige Lage von Abrigo Dois kaum wahrnimmt. Die Hütte ist von hohen Bäumen umgeben, die die großartige Aussicht verdecken. Nur von einer einzigen, von der Hütte etwas entfernten Stelle aus kann man überhaupt hinaussehen. Es ist ein beliebter Wochenendausflug. Der richtige Bergsteiger wird aber so rasch wie möglich höher hinauf zum Abrigo Três (Herberge Nr. 3) steigen, die auf etwa 1900 Meter Höhe sehr schön und offen gelegen ist. Am Ende des gut ausgebauten Weges, auf 2100 Meter, liegt nochmals eine Hütte, Abrigo Quatro. Sie mußte jetzt aufgegeben werden, was weniger dem Sturm als gewissen Vandalen zuzuschreiben ist. Bis auf diese Höhe steigt die «floresta» nicht, sie wird von langem Gras abgelöst, das von vielen Felsplatten durchsetzt ist. Dieser Platz ist nach des Autors Erfahrung wirklich einzigartig in der Welt der Berge: Wild und ungezügelt; nicht eigentlich schön, wie viele andere hochgelegene Landschaften, aber er bietet märchenhafte Ausblicke und, wie das in Brasilien immer der Fall ist, großartige Wolkenbilder. Von diesem Pfad aus sind alle die vielen, rund um den Nationalpark gelegenen Berggipfel zu erreichen; sie bieten sowohl Wander- als auch Kletterziele. Die mächtigsten Wände, wie die des Garafão, warten noch auf ihre Erstbesteiger. Vom Pedro de Sino aus sieht man mehrere Südwände, von denen die meisten unberührt und viel zu glatt sind, um ohne künstliche Hilfsmittel überwunden zu werden.

Von hier aus nimmt auch die berühmte «traversia» zwischen Petrópolis und Teresópolis ihren Anfang, eine der wenigen Routen in diesem Teil Brasiliens, auf denen man drei Tage lang in der herrlichen, kühlen Bergwelt und in völliger Ruhe wandern kann.

Ein einzelner Punkt verdient besondere Erwähnung: die *Agulhas do Diabolo*. Dieser Turm aus homogenem Fels ist nur mit Hilfe einer kleineren daneben stehenden Säule zu erklettern. Für jeden, der die Kamintechnik gut beherrscht,

ist es nicht schwieriger als eine Kletterei III. Grades. In letzter Zeit haben einige gute Bergsteiger die Agulhas von einem Wirrwarr von Stahlseilen und Leitern befreit, die sie auf das Niveau einer Leitersteigerei herabwürdigten.

Nördlich von Teresópolis, zwischen dieser Stadt und Nova Friburgo, der «Brasilianischen Schweiz», liegt eine Gruppe von großartigen Gipfeln; die höchsten sind die *Três Picos do Friburgo*. Der höchste von ihnen, der Pico Maior, ist ein herrlicher 2100 Meter hoher Turm, den Sylvio Mendes um das Jahr 1946 als erster bestiegen hat. Diese Route gehört beinahe zum V. Grad, und man benötigt Stahlseile. Der mittlere Gipfel (Pico Médio) ist kein Kletterziel. Den niedrigsten der drei, den Pico Menor, kann man über eine Wanderroute erreichen, er bietet aber auch einen 300 Meter hohen Kamin vom IV. Grad, der volle acht Kletterstunden erfordert.

Im Norden dieses Trios liegt ein unbestiegener Berg mit flachem Gipfel, der *Panela* oder *Capacete de Aço*. Seine einzige Schwierigkeit ist ein 100 Meter langer überhängender Riß, der einige Aufmerksamkeit erfordert.

Diese Berge können von Teresópolis aus über das Frade-Tal erreicht werden. Im Frade-Tal findet man noch ein Überbleibsel aus der Feudalzeit. Die Landarbeiter leben auf Grundstücken, die ihnen der Besitzer zur Bewirtschaftung überläßt. Der ganze Ertrag der Felder gehört ihm, dafür stellt er Lebensmittel und Brennstoff zur Verfügung sowie eine Krankenschwester und sorgt für eine gewisse Schulbildung. Es ist ein überraschend schönes und höchst eindrückliches Tal. Vom Taleingang aus gesehen, fallen die glatten Granitwände wie schwarzer Samt von den scharf geschnittenen Gipfeln herunter. Der bemerkenswerteste von ihnen, der *Pico dos Cabritos*, war wohl unbestiegen, bis ihn im Jahre 1966 einer der Autoren zum erstenmal bezwang. Es ist für den Stand des Bergsteigens in Brasilien bezeichnend, daß man (außer von wenigen leicht zugänglichen Gipfeln) weder den Namen noch die Besteigungsgeschichte der Berge mit Sicherheit kennt.

Die *Três Picos* kann man mit dem Auto noch besser über Nova Friburgo erreichen. Von Rio aus ist es eine lange Fahrt, die durch das Vale de Salina führt. Beide Täler bieten gute Lagermöglichkeiten mit Trinkwasser und so viel Brennholz, wie man will. Im Vale de Salina steht dem Bergsteiger zudem eine auf 1700 Meter liegende Hütte kostenlos zur Verfügung.

Friburgo ist ein ausgesprochenes Wandergebiet. Im großen Massiv des Pico Caledonia findet man zahlreiche Wege, aber nur wenige Kletterrouten.

Im Staat Espírito Santo, der nördlich von Rio liegt, gibt es eine ganze Reihe von interessanten Berggipfeln. Hier befindet sich der früher als höchster Berg Brasiliens bezeichnete *Pico da Bandeira* (2890 m). Der Aufstieg ist leicht: eine lange Wanderung von Alegre aus, das man mit dem Auto erreicht. Es gibt so viele Touren in diesem Staat, daß hier nur die bekanntesten erwähnt werden können. In der Nähe von Muqui zum Beispiel, zwei Tage von Rio entfernt, ragen viele schöne Gipfel auf. Niemand weiß mit Sicherheit zu sagen, wie viele schon bestiegen sind. Die interessanteste Form von allen weist der von weither sichtbare *Pinnacle von Itabira* auf. Sylvio Mendes eröffnete eine Route durch eine Flanke, für die er eine Unzahl von Expansionshaken benötigte. Heute ist sie mit Stahlseilen ausgerüstet und bleibt trotzdem noch eine Kletterei IV. Grades. Die großartigste Route ist diejenige auf der Atlantikseite. Sie führt durch einen Kamin mit dem Schwierigkeitsgrad V. Auf- und Abstieg können meist nicht am selben Tag zu Ende geführt werden. Diese Wand wurde erstmals im Jahre 1963 von Mauro Andrade und Patrick White überwunden. Es ist der technisch schwierigste Aufstieg, der je in Brasilien bewältigt wurde, und ist seither nicht wiederholt worden. Man sagt, daß es wegen der giftigen Spinnen, die im Sommer dort hausen, eine ausschließliche Winterroute ist.

Nördlich von diesen Gipfeln erstreckt sich ein weiteres Gebiet über etwa 1600 Kilometer, das aber nicht besonders erwähnenswert erscheint. Im Westen, in der Richtung von Diamantina im Staate Minas Gerais, liegen, zwei Reisetage von Rio entfernt, weitere beachtliche Berggruppen, über die aber keine Angaben erhältlich sind. Nur im gut erreichbaren Ouro Preto, der ehemaligen Hauptstadt von Minas Gerais, dem Musterbeispiel einer portugiesischen Kolonialstadt, weiß man Näheres über die umliegenden Berge. Von der Stadt aus sieht man einige merkwürdig geformte Spitzen, die etwa 200 Meter hohe Kletterrouten bieten. Nur wenige sind bis heute bestiegen worden.

Bis zum Jahre 1945 nahm man an, daß der Pico da Bandeira Brasiliens höchster Punkt sei. Dann meldeten aber amerikanische Piloten, die regelmäßig von den Vereinigten Staaten nach Belém flogen, sehr hohe Berge an der venezolanischen Grenze. Sie lagen oft im Nebel, und als dann schließlich feststand, daß hier der höchste Punkt Brasiliens sei, wurde er *Pico da Nablina* (3104 m) genannt. Es ist ein schöner, eckiger Berg. Doch sind es weniger diese Wände, die die Besteigung erschweren – man kann sie leicht umgehen –, als vielmehr der Anmarsch: Von Manaus am Amazonas aus geht es vorerst per Flugzeug oder Boot nach Tapu-

rucuara am Rio Negro. Dann geht die Fahrt in einem kleinen Einbaumkanu weiter bis zu den Canuaburifällen; dann folgt man kleineren Flußläufen bis zum Territorium der Waika-Indianer, und schließlich geht es zu Fuß durch Wald- und Selvagebiete. Im Jahre 1964 unternahm eine Gruppe von jungen Bergsteigern aus Rio, zu denen auch Carlos Costa Ribeiro und Mauro Andrade gehörten, einen kühnen Versuch, den Gipfel zu erreichen. Sie benötigten aber so viel Zeit, um zur Basis des Berges zu gelangen, daß sie aufgeben mußten. Im April 1945 gelang die Besteigung dem Venezolaner George Pantchenko und dem Brasilianer Dilhermande Morais Mendes, beide Mitglieder der militärischen Grenzkommision. In diesem ganzen Gebiet der Serra de Zagaia gibt es viele hohe und vielversprechend aussehende Gipfel, wie zum Beispiel den 2992 m hohen *Pico 31° Março*, doch muß man die Insekten und den beschwerlichen Anmarsch mit in Kauf nehmen.

Eine wenig bekannte Gruppe ist die der merkwürdigen Tafelberge von *Carolina* am Rio Tocantins, 650 Kilometer von der Einmündung des Rio Tocantins in das Amazonas-Delta. Im Norden von Brasilien besteht also keinerlei Mangel an Bergen für den, der weit zu reisen bereit ist.

Um bekanntere und besser entwickelte Gebiete zu sehen, muß man sich mehr nach Süden wenden: 200 Kilometer westlich von Rio, auf dem Weg nach São Paulo, liegt *Itatiaia*, ein hohes Massiv, das jetzt Nationalpark ist. Von der ausgezeichneten Straße nach Caxambu aus kann man auf einer Höhe von 1700 Metern abzweigen und in die Berge hineinfahren. Man folgt einem sehr schlechten, aber noch fahrbaren Weg und kommt nach 17 Kilometern zum Refúgio Reboucas, das dem Landwirtschaftsministerium untersteht und bewirtet ist. Ein anderes liegt schon auf 2330 Meter, bereits über der Waldgrenze, aber in der Zone, in der es noch Schlangen gibt. Man kann dieses Refúgio auch vom Hauptquartier des Nationalparkes aus erreichen, das weiter unten, beim Dorf von Itatiaia, liegt und wo es Campingplätze, billige Chalets und Hotels gibt, ferner ein ausgezeichnetes naturhistorisches Museum, Wasserfälle, Schwimmbäder und gut ausgebaute Wege. Ein noch schönerer Ausgangspunkt ist Maua, ein Tal, das dem Engadin gleicht. Es liegt auf der Westseite der Bergkette, an der Grenze zwischen den Staaten von Rio und Minas Gerais. Hier, wo inmitten der Parará-Pinien die Kühe friedlich im kurzen Gras weiden, fällt es schwer zu glauben, daß man sich in Brasilien befindet. Der Anblick ist für dieses Land einmalig.

Außer den herrlichen Wanderungen in das Gebiet der hohen Berge findet der Bergsteiger im Gestein der *Agulhas Negras* (2887 m) eine ganze Reihe von verschiedenen Kletterrouten bis zum III. Grad. Auf der andern Seite liegt der

Prateleiras, mit einigen Möglichkeiten für wunderschöne und leichte Kletterei und einer 200 Meter hohen, immer noch unberührten Wand. Merkwürdigerweise gibt es sogar in diesem gut entwickelten Gebiet mindestens einen noch nie bestiegenen Berg. Er liegt bei Cabeça de Leão und ist 2000 Meter hoch. Es sind aber mehr die umliegenden Wälder, die die Bergsteiger von ihm abhalten, als seine Felsen.

Wenn man von Caxambu aus nach Westen geht, kommt man zu einem ähnlich wie Itatiaia abseits und hoch gelegenen Massiv, einem Teil der Serra de Mantiqueira. Die höchste Erhebung ist der *Pico do Marius* (2422 m). Es gibt dort wenig zu klettern, aber viele Wanderungen – vorausgesetzt, daß es einem gelingt, die Wege zu finden. Auch hier sind noch nicht alle Gipfel bestiegen. Am Ende der Serra, nahe bei São Paulo, liegt auf 1200 Meter Campos do Jordão, ein neu aufgekommener Ort, der an die Schweiz erinnert, für den Bergsteiger aber zu sehr aufgemacht ist.

SÜDBRASILIEN

Hier ist für den Bergsteiger Niemandsland, nicht so sehr wegen des Mangels an Bergen, die sich allerdings nicht mit denen Mittelbrasilien vergleichen lassen, sondern weil es hier nur sehr wenig Bergsteiger gibt. Curitiba, die Hauptstadt des Staates Paraná, hat jedoch einen Bergsteigerklub, und die *Serra Marumbi*, deren höchster Punkt 1500 Meter hoch ist, bietet Gelegenheit zum Klettern. Eine Gruppe, der *Pico Abrolhos* und der *Pico Catedral*, gleicht den Tre Cime di Lavaredo. Hier findet man bis zu 400 Meter hohe Kletterrouten im Gneis.

Weiter im Süden halten sich die Berge hart an die Küste. Die Gipfel sind nicht zu zählen und weisen sogar in Porto Alegre, das zu Rio Grande do Sul gehört, noch eine bemerkenswerte Höhe auf. Kaum eine Stunde von der Stadt entfernt findet man kleine Felstürme, und hier, wo es mehr Gras und weniger «floresta» gibt, ist vielleicht das schönste Wandergebiet Brasiliens.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Unter den brasilianischen Bergsteigern besteht ein strenger Ehrenkodex. Wenn ein Bergsteiger eine geplante Route angegangen und markiert hat, gehört sie ihm, bis er ausdrücklich darauf verzichtet. Es kommt vor, daß einer eine

Route sechs Jahre lang für sich in Anspruch nimmt, ohne sie zu Ende zu führen, aber auch ohne sein Recht an einen andern abtreten zu wollen. Einerseits spiegelt dieser Brauch die natürliche Höflichkeit des Brasilianers wider, er beweist aber auch, daß es eine für alle genügende Anzahl von möglichen neuen Routen gibt.

Die brasilianischen Bergsteiger beginnen sich auch im Ausland umzusehen. Bariloche und Mendoza in Argentinien sind für ein Ferienprogramm von drei Wochen ein durchaus mögliches Ziel. Die chilenische Grenze liegt nicht viel weiter entfernt. Nach Bolivien fährt man in drei Tagen zu billigem Preis, oder man fliegt in wenigen Stunden. Für den nicht südamerikanischen Bergsteiger bekäme vielleicht eine Andenfahrt durch die Rückkehr über Brasilien einen begeisternden Abschluß.



DÖLF REIST

HUASCARAN NORTE UND QUITORAJU

Solothurner Anden-Expedition 1965

ZUM HUASCARAN NORTE

Mitglieder der Expedition: Dr. Jürg Ammon, Leiter und Expeditionsarzt (Langenthal), Dölf Reist (Interlaken), Paul Müller (Thun), Albert Fellingner (Biberist), Hanspeter Jenni (Biberist), Otto Zbinden (Solothurn).

In aller Frühe schon erreichen wir mit einer Camionnette die kleine Ortschaft Mushog. Die Fahrt von Monterrey durch das Santa-Tal hinunter war sehr kalt. So warten wir, wie die Bevölkerung von Mushog, auf die ersten wärmenden Sonnenstrahlen. Ein dumpfes Dröhnen läßt unsere Blicke in die Höhe fahren. Am Nordgipfel des Huascarán stürzt eine Eislawine auf den Raimondi-Gletscher. Eine große Schneestaubwolke zieht gegen die Garganta, und noch lange widerhallt der Donner. Was soll dieser unfreundliche Gruß bedeuten?

Massig steht der riesige Huascarán über dem Santa-Tal. Rechts, mit 6768 m Höhe der Südgipfel, die höchste Erhebung von Peru. Durch den weiten Sattel, der Garganta, von ihm getrennt, erhebt sich der 6655 m hohe, selbständige Nordgipfel. Zwar hat der Berg, von hier aus gesehen, an Wucht und Größe verloren, zu nahe stehen wir an seinem Fuß.

Unterdessen sind die Maultiere eingetroffen, und die Treiber binden die Lasten fest. Lange dauert es, bis das letzte Faß und der letzte Sack aufgeladen sind. Die Kolonne setzt sich in Bewegung, der Aufstieg zum Gipfel, der 3600 Meter über uns in den blauen Äther ragt, hat begonnen. Es wird ein mühsamer Aufstieg sein. Die Schwierigkeiten beginnen schon kurz oberhalb des Dorfes. Da die Maultiere keine Tragsättel haben, wollen unsere runden Fässer auf den runden Rücken nicht stillhalten und rutschen seitwärts ab. Immer und immer wieder müssen wir aufladen, die Stricke straffziehen und die Tiere antreiben. In 4100 Meter Höhe errichten wir unser Basislager. Es ist schön, wieder im Ausgangslager an einem großen Berg zu sein. Jahre sind seit meinem letzten Expeditionserlebnis vergangen, und oft zogen meine Gedanken fort zu großen, fernen Bergen.

Während der nächsten zwei Tage schleppen wir Lasten zum Raimondi-Gletscher und durch die zerrissene Gletscherzunge bis auf 5100 Meter, wo wir in geschützter Mulde unser erstes Hochlager aufschlagen. Diese Höhe ertragen

wir noch gut, haben wir doch gleich nach unserer Ankunft in Peru eine Reise durch die Sierra zum Titicacasee und nach Cusco unternommen und uns dabei in Höhen von über 4000 Metern aufgehalten. Darüber sind wir froh, denn für die geplanten Unternehmungen haben wir nur wenig Zeit zur Verfügung. Unsere beiden Träger Felipe und Aranda sind sehr tüchtig und machen uns viel Freude.

Der Gipfel ist schon nah, und so gehen wir hoffnungsvoll an die zweite Etappe, an den Abbruch unter der Garganta. Zum Glück wissen wir nicht, daß uns dieser Eisbruch bei zeitweise schlechtem Wetter sieben Tage aufhalten wird. Ab und zu stoßen wir auf Markierungsfähnchen einer mexikanischen Expedition, die vor einigen Tagen umkehren mußte, ohne die Garganta erreicht zu haben. Somit dürfen wir uns nicht auf diese Spuren verlassen. In den Schattenpartien wühlen wir in hüfttiefem Schnee, dann wieder schwindeln wir uns über luftige Brücken und Eisschneiden. Unzählige Spalten und Eisgalerien müssen überwunden werden. Tagelang irren wir zwischen drohenden Séracs und klaffenden Schründen umher, ohne einen Ausweg zu finden. Die stechende Hitze der Tropensonne lähmt unsern Unternehmungsgeist. Blendendweiße Schneehänge und blitzende Eiskristalle werfen die fast unerträgliche Sonnenglut zurück. Die Augen schmerzen, das Gesicht ist trotz Gletschersalben verbrannt. Am 5. Juli, nach einem anstrengenden Tag, schreibe ich in mein Tagebuch:

«Heute ziehe ich mit Paul und Felipe los. Wir müssen endlich aus diesen Schründen und Spalten herauskommen. Die Spur ist tief verschneit und muß neu getreten werden. Ich spure bis dort, wo wir gestern umkehren mußten. Das Wetter ist wieder herrlich. Paul legt nun, zum Teil in bodenlosem Schnee, eine Spur an. Auch hackt er fast zwei Stunden lang eine Stufenreihe in eine steile Eiskehle. Etwa 60 Meter Geländeseil werden mit Eisschrauben verankert. Endlich sind wir oben und suchen weiter – aber welche Enttäuschung! Vor uns eine acht Meter hohe Eiswand, dazwischen eine anderthalb Meter breite Spalte. Für heute haben wir genug. Es ist unerträglich heiß, das ganze Gesicht schmerzt. Nase, Lippen und Ohren sind vom Sonnenbrand verkrustet. Wir kehren um und sind nach 18 Uhr todmüde wieder im Lager. Tag um Tag war ich unterwegs; Tag um Tag mußte ich vor immer neuen Hindernissen umkehren, und der Sattel ist immer noch nicht erreicht.»

Am nächsten Tag überwinden Otti, Albert und Felipe die senkrechte Eiswand und verankern die nötigen Geländeseile. Paul und ich haben zum erstenmal einen Ruhetag eingeschaltet und tragen Material von der Gletscherzunge ins Lager I. Unten treffen wir eine argentinische Mannschaft von sechs Bergsteigern, darunter Magnani, der 1954 am Dhaulagiri war, und Grajales, der 1958 erstmals



37 HOCHLANDINDIANER, am Sonnenfest in Cuzco die Bambusflöte spielend. Photo: Dölf Reist.

38 Folgendes Bild: ZELTLAGER im Eisbruch des Raimondi-Gletschers am Huascarán auf 5800 Meter Höhe. Photo: Dölf Reist.





39 HUASCARAN NORTE (6655 m). Rechts die Garganta, der Sattel zwischen Nord- und Südgipfel.
Photo: Dölf Reist.



40 NEVADO QUITARAJU (6100 m) von Norden. Photo: Dölf Reist.

den Yerupaja-Südgipfel erreichte. Es ist ein freudiges Zusammentreffen. Am nächsten Tag schlagen sie über unserem Lager im Schneegestöber ihre Zelte auf.

Am 8. Juli haben wir den Abbruch überwunden. Mit Paul schaufte ich in 5800 Meter Höhe eine Terrasse für das Zelt, während unsere Freunde wieder zum Lager I absteigen.

Mit den Gipfelfähnen und viel Filmmaterial beginnen wir am nächsten Morgen den Einstieg. Bei jedem Schritt sinken wir tief ein. Die steilen Hänge, die über uns im blauen Himmel verschwinden, können wir nicht überblicken. Wo die Séracs am wenigsten drohend aussehen, beginnen wir den Aufstieg. Bald beginnt die Schneewühlerei von neuem. Jeder spurt eine Seillänge und überläßt dann dem andern wieder den Vortritt. Spalten, die wir von unten nicht sehen konnten, zwingen uns zu einer langen Querung, zu neuem Suchen, hin und her, auf und ab. Der Gipfeldrang verleiht uns viel Kraft – heute kann uns nichts zurückhalten!

Wir haben uns getäuscht. Kaum sind einige Séracs umgangen, stehen wir vor neuen gähnenden Schründen und jenseits vor einer hohen Eiswand. Es ist zum Verzweifeln! Wieder suchen wir, waten im Pulverschnee, aber alles ist umsonst. Die Spalten ziehen sich durch die ganze Flanke. Die lähmende Hitze läßt uns den Entschluß, für heute abzusteigen und morgen eine bessere Route zu suchen, nicht allzu schwerfallen. Apathisch wanken wir durch das Plateau der Garganta in unser Lager zurück. Wir sehen die Argentinier nicht mehr, sie müssen den Berg verlassen haben. Dagegen sind Albert, Otti und Felipe angekommen. Am nächsten Morgen stehen wir alle fünf in der Garganta. Paul hat eine schlechte Nacht hinter sich; er fiebert, und seine angefrorenen Zehen schmerzen ihn. So erklärt er mir, mich nicht ein zweites Mal in die Flanke des Südgipfels begleiten zu können. Mit Albert und Felipe will er die Schneeverhältnisse am Nordgipfel prüfen.

Auf einer neuen Route gehe ich, diesmal mit Otti, den Südgipfel nochmals an. Aber schon am Nachmittag kehren wir geschlagen zurück. Der Berg war stärker als wir. Die Spalten und Séracs zogen sich wie ein Wall quer durch die ganze Flanke, eine Barrikade, die wir nicht überwinden konnten. Mehr Glück hatten unsere Freunde am Nordgipfel. Auf den steil sich aufschwingenden Eishängen herrschten geradezu ideale Verhältnisse, so daß sie den Vorgipfel erreichten, bevor der Nebel einbrach. Ohne viel zu sehen, folgten sie dem breiten Rücken, der ohne Schwierigkeiten zum höchsten Punkt führt. Am späten Nachmittag war der Gipfel erreicht, und am Abend kehrten sie erschöpft ins Lager II zurück, glücklich über den unverhofften Erfolg.

Während die Hagelkörner auf das Zelt trommeln, wälze ich mich auf meiner Luftmatratze, von düstern Gedanken gequält. Was machen wir, wenn sich das Wetter morgen nicht bessert? Aufgeben, ohne einen Gipfel erreicht zu haben? Und dies am Huascarán, der, obwohl der höchste Berg Perus, keineswegs zu den schwierigen Andengipfeln zählt. Auf allen bisherigen Expeditionen war ich stets vom Wetter begünstigt und konnte mit meinen Freunden das gesteckte Ziel immer erreichen. Das lange Suchen und die mehrmaligen Mißerfolge haben meinen Glauben an den Gipfelsieg erschüttert, meine Energie gelähmt. Es wird mir eng im Zelt. Draußen heult immer noch der Sturm. – Endlich kommt der Morgen, und das Tageslicht bringt neue Hoffnung und neuen Tatendrang. Der Wind jagt Nebelschwaden am Zelt vorüber; es ist kalt, und alles Material vor dem Zelt ist mit Tribschnee zugedeckt. Es braucht viel Überwindung, um aus dem warmen Schlafsack zu schlüpfen und die Füße in die gefrorenen Schuhe zu zwängen. Aber die Situation ist klar: Heute oder nie! Dieser Entschluß zwingt uns zur Eile, denn es wird einen Wettlauf mit dem Wetter geben. So hetze ich mit Otti dem Sattel zu. Die weite Fläche will kein Ende nehmen, und die Spur muß neu getreten werden. Nun stehen wir am Fuß der über sechshundert Meter hohen Eishänge, die zum Nordgipfel hinaufführen. Wir schnallen die Steigeisen an, stopfen etwas Schokolade in den Mund und hasten weiter. Wir haben endlich guten Firn, wo die Eisen knirschend Halt finden. Rundherum ist alles grau. Wir können weder die Steilheit noch die bereits gewonnene Höhe beurteilen. Nur die schwachen Spuren der Steigeisen unserer Freunde weisen uns den Weg. Wie lange noch wird das Wetter halten? Diese Ungewißheit treibt mich immer wieder von neuem an. Mein Atem geht pfeifend, die Herzschläge dröhnen in den Ohren. Otti protestiert, aber ich habe kein Gehör dafür, denn ich habe nur ein Ziel, und nichts kann mich davon abbringen: möglichst schnell zum Gipfel, noch vor dem endgültigen Wettersturz. Die Hänge sind steil. Das schwache Licht wird heller und heller, die Augen werden geblendet. In das monotone Grau kommt Leben; brodelnde Nebelschwaden jagen über unsere Köpfe hinweg. Wir steigen aus einem unendlichen Nebelmeer in eine Flut von Licht. Keine fünfzig Meter über uns erkennen wir den Vorgipfel. Ein tiefblauer Himmel wölbt sich darüber. Die Spannung weicht und macht einer unbändigen Freude Platz. Auf dem Vorgipfel lassen wir das Seil zurück, und bald stehen wir auf dem Gipfel des *Huascarán Norte* (6655 m). Ein Wolkenmeer, soweit das Auge reicht! All die Sechstausender der Cordillera Blanca sind in diesem Meer versunken; nur unser Gipfel und drüben der etwas höhere Südgipfel ragen als einsame Inseln heraus. Wir verweilen eine Stunde auf der hohen Warte, hissen die Wimpel unseres Gastlandes Peru,

der Schweiz und Solothurns. Als Berner lasse ich auch den Bären im Gipfelwind flattern. Mit der Leica halte ich alles Wesentliche auf Schwarzweiß- und Farbfilm fest. Gleichentags steigen wir bis ins Lager I ab, und am 12. Juli kehren wir mit dem gesamten Material im Nebel, bei Schneetreiben und Regen ins Basislager zurück. Noch selten empfand ich das Leben so schön wie während des folgenden Ruhetages am Fuße des Huascarán!

ZUM QUITORAJU

In unserm Standquartier Monterrey rüsten wir uns neu aus, fahren mit einem Lastwagen bis zum Seilbähnchen, das über den Rio Santa die Hazienda Colcas mit der Straße verbindet. Im Gästezimmer der Hazienda verbringen wir die Nacht.

Bei fast unerträglicher Hitze verlassen wir am nächsten Mittag mit neun Maultieren und zwei Arrieros den lieblichen Ort. Bei stechender Nachmittagssonne müssen 1900 Meter Höhe überwunden werden. Nach einem Zwischenlager ziehen wir an der prächtigen Laguna Cullikocha (4625 m) vorbei, in der sich der Santa Cruz Chico spiegelt. Nachdem der fast 5000 Meter hohe Paß überwunden ist, führt der Weg, tausend Meter steil abfallend, zu den Hütten von Alpamayo in der Quebrada de los Cedros. Oberhalb dieser Hütten nächtigen wir. Am nächsten Nachmittag ist der Talabschluß erreicht. Am Fuße des Santa Cruz (6259 m), der 1948 erstmals von Mitgliedern des Akademischen Alpenclubs Zürich erstiegen worden ist, schlagen wir das Basislager auf. Die Maultiertreiber kehren mit ihren Tieren zurück. Sie werden uns in sieben Tagen wieder abholen, denn der Huascarán hat uns so lange aufgehalten, daß uns nur noch eine Woche Zeit zur Verfügung steht. Als wir am nächsten Tag mit den ersten Lasten einen Hügelgrat erreichen, steht plötzlich die herrliche Pyramide des Nevado Alpamayo (ca. 6000 m) vor uns. Es ist ein großartiger Berg. Wohl kenne ich ihn durch Bilder, dennoch bin ich von seiner Schönheit tief beeindruckt.

Links ist der Nordgrat, wo die Schweizer mit einer Wächte zweihundert Meter abgestürzt sind, ohne sich ernsthaft zu verletzen. Und der Grat rechts, der von den Wolken noch halb verdeckt ist, ist der Südgrat, über den 1956 Günter Hauser mit seinen Gefährten nach sehr schwierigem Aufstieg erstmals den Gipfel erreicht hat.

Während unserer Betrachtung verziehen sich die Wolken, das Licht verändert sich und gibt dem Berg ein neues Gesicht. Immer und immer wieder versuche

ich, sein Bild mit der Kamera festzuhalten. Otti, Hanspeter und Felipe sind weitergegangen, steigen auf den Gletscher ab und ziehen eine Spur durch den Abbruch. Ich aber kann mich nicht losreißen. Neue Filme werden belichtet, wer weiß, vielleicht ist das Wetter morgen nicht mehr so schön. Wohl ist der Gletscher wild zerrissen, aber er scheint nicht so böseartig zu sein wie der Abbruch am Huascarán, denn unsere Freunde gewinnen rasch an Höhe. Sie errichten ein Materialdepot und kehren am Abend ins Basislager zurück.

Als wir am nächsten Tag zu sechst mit schweren Lasten durch den Abbruch steigen, werden wir von Nebel und Schneefall überrascht. Wir tappen uns wie Blinde vorwärts. Längst sind die Spuren vom Vortag zugeschnitten oder verweht. Irgendwo werfen wir unsere Lasten in den Schnee und verabschieden unsere beiden Träger Aranda und Felipe. Nach wenigen Schritten verschwinden sie im Schneetreiben. Ich mache mir Gedanken, ob sie den Abstieg allein finden werden. Dann schlagen wir die Zelte auf und finden darin den nötigen Schutz. Zwar fühle ich mich nicht so recht geborgen, denn nah über dem Lager höre ich den Wind über einen Grat oder durch eine Wand heulen. Haben wir das Lager an geschützter Stelle oder in einem Lawinenzug aufgestellt?

Während vierzig Stunden können wir die Zelte nicht verlassen, denn der Sturm läßt nicht nach.

Der Morgen des 23. Juli ist wieder hell. Unmittelbar über unseren Zelten schießt der Alpamayo-Südgrat jäh in die Höhe. Im Süden strahlt der Quitoraju im Morgenlicht. Wolkenfahnen hängen an seinen Graten. Der Aufstieg scheint nicht allzu schwierig zu sein, und so verlassen Albert und ich in aller Eile das Lager, denn es scheint sich nur um eine kurze Aufhellung zu handeln. Um keine Zeit zu verlieren, verzichten wir auf das Frühstück und queren über das weite Plateau zur Nordwand. Bei bestem Firn gewinnen wir in dieser Flanke rasch an Höhe. Drüben am Alpamayo erkennen wir als kleine Punkte Otti und Hanspeter, die im Aufstieg zum Südgrat sind. Ihre Absicht ist, dort die ersten Seile zu verankern, und so sind wir denn erstaunt, als die beiden wieder umkehren. Wie wir später vernehmen, war Hanspeter indisponiert. Unterdessen hat sich in kurzer Zeit das Wetter wieder verschlechtert. Von Osten schiebt sich graues Gewölk heran und hüllt unsern Berg ein. Ohne viel zu sehen, folgen wir dem langen Westgrat. Um 10.30 Uhr stehen wir auf dem höchsten Punkt des Quitoraju (6100 m), in dichten Nebel gehüllt. Die Rundsicht müßte großartig sein, ebenso der Tiefblick in die Täler.

Wir bleiben keine fünf Minuten. Kurz unter dem Gipfel taucht Otti auf. Allein ist er uns in unsern Spuren gefolgt. Zusammen steigen wir ab. Das Lager wird

abgebrochen, denn das Wetter ist so schlecht und die Zeit so kurz geworden, daß uns kaum eine Chance bleibt, den herrlichen Alpamayo ernsthaft anzugehen.

Abends sind wir wieder im Basislager. Paul und Jürg haben an diesem Tag einen dem Qitoraju nordwestlich vorgelagerten Felsgipfel von 5600 Meter Höhe erklettert. Keine Spur wies darauf hin, daß er vor ihnen schon begangen worden war. Am Tage vor unserem Rückmarsch gelingt es auch Hanspeter und Felipe, den Qitoraju direkt vom Basislager aus nochmals zu besteigen.

In der gastlichen Hazienda Colcas klingt unsere Anden-Expedition aus. Wohl war uns das Wetter nicht besonders günstig gesinnt, so daß nicht alle geplanten Ziele erreicht werden konnten, aber außer unsern Erlebnissen am Berg hat uns das Land Peru so viel Schönes geschenkt, daß wir alle begeistert heimkehren.

URUASHRAJU- UND RUREC-GRUPPE DER CORDILLERA BLANCA, PERU

TOPOGRAPHIE

Die Uruashraju- und die Rurec-Gruppe liegen unmittelbar nördlich der Punta (Paß) Yanashallash (4680 m) und gehören zu einer Gebirgskette, die für gewöhnlich unter dem Namen Nevados de Huaraz (nevado = Schneegipfel) bekannt ist.

Diese Kette, deren nördlicher Teil Huaraz wie ein riesiges Amphitheater umgibt, ist im Süden vom Tal begrenzt, das von der Punta Yanashallash durch das Dorf Olleros zum Rio Santa führt, im Norden von der Quebrada (felsiges Tal, Schlucht) Honda, im Westen vom Rio Santa, im Osten vom Rio Mosna, der von der alten Stadt Chavin her gegen Huari hinunterfließt.

Die Uruashraju-, die Huantsán- und die Cashán-Gruppe bilden zusammen ein leicht erkennbares Gebirgsmassiv, das östlich der Carretera Conococha-Huaraz und zwischen den Dörfern Catac, Ticapampa und Recuay liegt.

Die Nevados der Rurec-Gruppe sind weniger deutlich erkennbar, da sie, aus der Ferne betrachtet, mit dem Südgrat des Huantsán verwechselt werden könnten.

Im Gegensatz zu den verschiedenen Berggruppen des südlichen Teils der Cordillera Blanca, wo es ausgedehnte eisfreie Gebiete gibt, weisen die zu den Nevados von Huaraz gehörenden Gruppen eine geschlossene Gletscherzone auf, die erst am Rande des Massivs aufhört, das heißt also an der Punta Yanashallash und an der Quebrada Honda. Hier befindet sich die größte Gletscherzone der ganzen Cordillera Blanca. In dieser Region liegt die Hochebene durchschnittlich bedeutend niedriger als im südlichen Teil. Der Rio Santa, der in der Conocochalagune auf 4000 Meter Höhe entspringt, fließt von Südsüdosten nach Nordnordwesten und durchquert Huaraz auf einer Höhe von nur noch etwa 3000 Meter. Die Nevados sehen also hier nicht nur ihrer tatsächlich größeren Höhe wegen eindrücklicher aus, sondern auch wegen der größeren Höhendifferenz zwischen Hochebene und Gipfel.

Die Uruashraju-Gruppe (5735 m), die Rurec-Gruppe (5700 m) und die Huantsán-Gruppe (6395 m) liegen grob gesagt auf einer Süd-Nord-Achse und ihre

höchsten Gipfel in einer mehr oder weniger geraden Linie. Immer noch als Nevados de Huaraz führt diese Achse dann weiter nach Norden bis zu den Gruppen San Jan (5843 m), Cayesh (5721 m), Tulparaju (5787 m) und Chinchey (6222 m); von dort aus setzt sich die Achse ungefähr in Ost-West-Richtung fort und bildet die Gruppen des Pucaranra (6147 m), des Palcaraju (6274 m), des Toclaraju (6032 m), des Ranrapalca (6162 m) und des Ocshapalca (5881 m), ferner die am nächsten bei Huaraz liegenden Berge, den Nevado Vallunaraju (5675 m) und den Cerro San Cristobal (4508 m). Die Gruppen des Cashán (5723 m), des Huamashraju (5433 m) und des Churup (5493 m) gehören zu Verzweigungen der Achse und bilden die Grate, die einige der zum Rio Santa hinunterführenden Quebradas voneinander trennen.

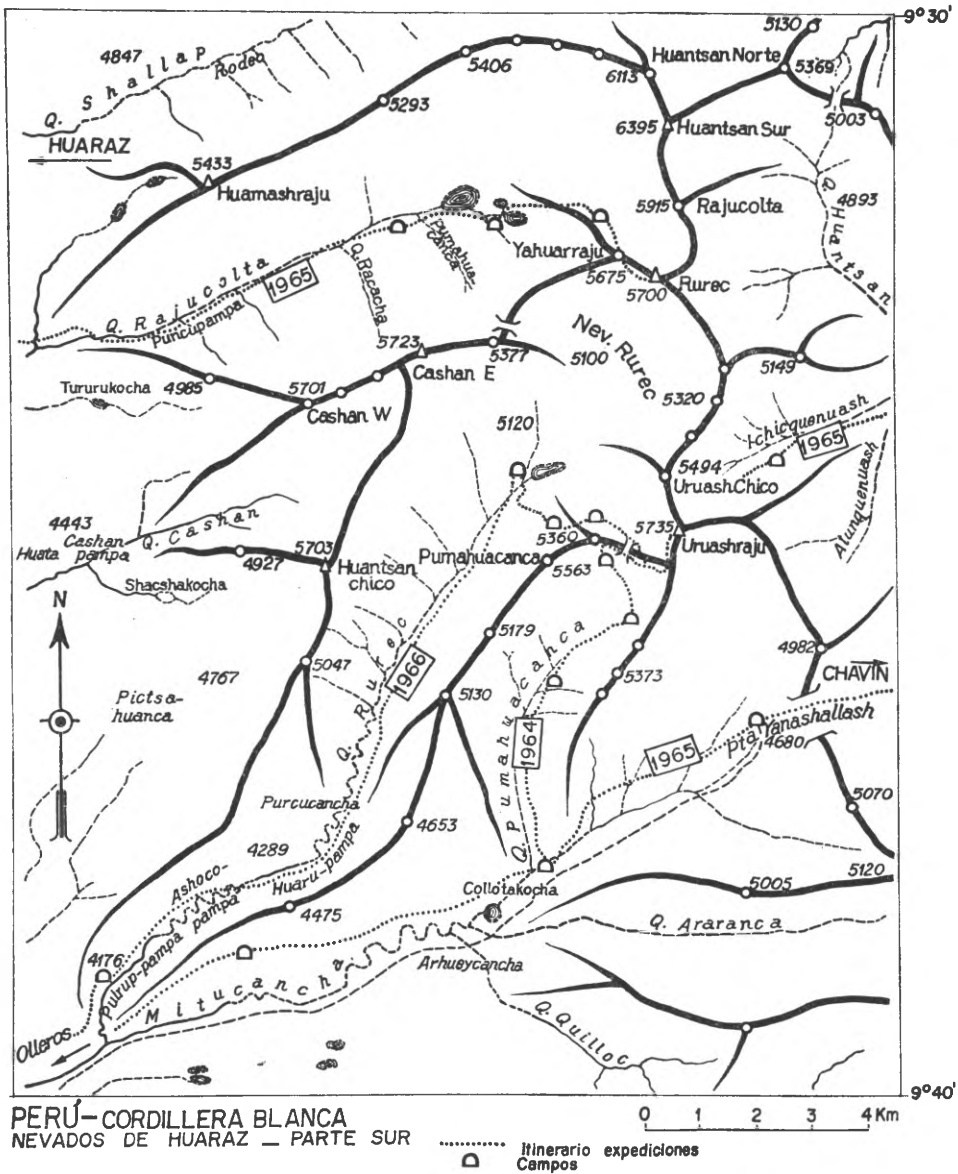
Der 6395 m hohe Nevada Huantsán ist der höchste und großartigste Gipfel dieses Gebietes.

Bei allen diesen Berggruppen liegen die ausgedehntesten Gletscherfelder gegen Westen, wo die Amphitheater und die Täler flacher sind. Auf der Ostseite fallen die Felswände unvermittelt ab, die Quebradas sind steil und bilden in den unteren Abschnitten richtige Canyons, so zum Beispiel die Quebrada Huachectsa, die nach Chavin hinunterführt.

Die Quebradas der Westseite und die des Yanashallash verlaufen ziemlich genau in ostwestlicher Richtung. Ihre Flüsse ergießen sich südlich von Huaraz in den Rio Santa. Die weiter nördlich auf der gleichen Seite gelegenen Quebradas führen strahlenförmig zum Rio Quilcay, der durch Huaraz fließt und das Wasser aller Nevados führt, die diese hübsche Hauptstadt des Distriktes von Ancash wie ein Amphitheater umgeben. Alle diese Quebradas weisen eine klare U-Form auf und verdanken ihre Entstehung den Gletschern.

In der Uruash-Gruppe, der Rurec- und der Huantsán-Gruppe sind die Grate beinahe vollständig von einer mächtigen Schneeschicht bedeckt. Meistens sind gegen Süden und Westen große Wächten ausgebildet, eine Folge der gemeinsamen Wirkung der Sonne und der vorherrschenden Ostwinde. Der Grat, der in der Richtung der Hauptachse, das heißt von Süden nach Norden, verläuft, bildet die Wasserscheide zwischen den Tälern, die sich in den Rio Marañon und von da in das Amazonas-Becken entleeren, und denen, die dem Rio Santa zufließen, der sich weiter nördlich in der Nähe der Stadt Chimbote in den Pazifischen Ozean ergießt.

In den obersten Teilen der Quebradas findet man meistens Moränenlagunen, in denen, besonders in der Rajucolta Quebrada, eine große Anzahl von Eisblöcken schwimmt. Die Quechua-Sprache bezeichnet mit Rajucolta (raju = Eis;



Nevados de Huaraz, südlicher Teil. Kartenskizze von Domingos Giobbi.

colta = langsames Abtragen) den See, in den andauernd Eisblöcke von den Huantsán-Gletschern stürzen.

Der einzige Paß, den Mensch und Tier zwischen dem Rio Santa-Tal im Westen und dem Rio Mosna-Tal im Osten passieren können, ist die oben erwähnte Punta Yanashallash (4680 m). Dieser Paß diente den Einwohnern von Callejón de Huaylas, Chavin und Huari jahrhundertlang als Übergang, bis die heutige Straße gebaut wurde, die den Tunnel oberhalb Cahuish-Punta benützt.

DIE URUASHRAJU-GRUPPE

Diese Gruppe besteht aus dem Hauptgipfel, dem 5735 m hohen Uruashraju, und einer Reihe von Nebengipfeln, die auf den zum Hauptgipfel führenden Graten liegen. Wie es sein Quechua-Name sagt (uruash = einsam; raju = Schneegipfel), steht der Nevado Uruashraju vollkommen unabhängig von den umliegenden Gipfeln da. Man erkennt ihn von der von Conococha nach Huaraz führenden Straße aus sogleich, ist er doch eindeutig der höchste und eindrucklichste Gipfel südlich des Huantsán. Er ist der vorderste Berg im Gebiet der Nevados de Huaraz, das heißt der südlichste von allen; seine Südostwand fällt gegen das Yanashallash-Tal ab. Er gleicht einem Zelt, und seine vier Grate verlaufen nach Westen, Norden, Nordosten und Süden. Der West- und der Südgrat vereinigen sich zur Südschulter, doch der Nord- und der Nordostgrat führen direkt bis zum Gipfel. Die Verbindung zwischen der Südschulter (5660 m) und dem Gipfel bildet ein schmaler, luftiger Grat, der ungefähr von Südsüdwesten nach Nordnordosten verläuft und mit gewaltigen, nach Westen überhängenden Wächten behangen ist.

Dieser Berg kann über vier verschiedene Quebradas erreicht werden: über die Rurec-, die Pumahuacanca, die Yanashallash- und die Ichicquenuash-Quebrada. Die Quebrada Rurec führt zur Westflanke, die Pumahuacanca zur Südwest- und die Ichicquenuash zur Nordostflanke, während die Punta Yanashallash den Aufstieg zur Südostflanke ermöglicht.

Mächtige Gletscher fließen in die Quebrada Rurec und in die Quebrada Pumahuacanca hinunter, denn auf diesen zwei Seiten ist der Berg vollständig von Eis und Schnee bedeckt. In der Quebrada Ichicquenuash und von der Punta Yanashallash aus sieht man die Schichtung der Felswände des Uruashraju. Das Sedimentgestein weist auf seine Entstehung hin. Am Fuß dieser Wände befinden sich große Gletscher, die aber weniger mächtig sind als die der anderen Seiten.

Ebenfalls zu dieser Gruppe gehört der aus dunkelrotem Fels bestehende Pumahuacanca (5563 m), der sich südwestlich des weißen Uruashraju auftürmt, ferner der Pumahuacanca Chico (5360 m) und andere weniger wichtige Gipfel, die auf dem Grat liegen, der die Quebrada Pumahuacanca von der Quebrada Rurec trennt, und der Uruashraju Chico (5494 m), der sich unmittelbar nördlich dem Uruashraju-Hauptgipfel anschließt und eine wunderschöne dreiseitige Pyramide bildet. Auf dem Grat, der sich zwischen der Quebrada Pumahuacanca und der Quebrada erhebt, die zur Punta Yanashallash führt, gibt es noch weitere, aber unbedeutendere Gipfel.

Vom Standpunkt des Bergsteigers aus gesehen, ist der Uruashraju interessant, da alle Flanken schwierig sind. Am besten begehbar sind die Routen der Quebrada Rurec und der Pumahuacanca-Quebrada. Der Pumahuacanca (5563 m) und der Uruashraju Chico (5494 m) sind von zweitrangigem Interesse.

DIE RUREC-GRUPPE

Diese Gruppe besteht aus einer Anzahl von Bergen, die am Ende der Quebrada Rurec ein Amphitheater bilden. In der Quechua-Sprache bedeutet *rurec* «innerhalb»; tatsächlich liegen diese Nevados über dem abgelegensten Teil einer der längsten Quebradas der Gegend (etwa 13 Kilometer).

Die natürliche Grenze zwischen dieser Gruppe und derjenigen des weiter südlich gelegenen Uruashraju bildet der Grat, der oberhalb der Quebrada Rurec vom Uruashraju Chico (5494 m) aus nach Westen führt und der das Gletscherbassin zwischen den beiden Gruppen klar abteilt. Die ersten Nevados der Rurec-Gruppe sind also die nördlich des Uruash Chico und auf der nach Norden verlaufenden Achse gelegenen Gipfel. Sie erheben sich bis auf etwa 5300 Meter; einer von ihnen ist auf der Karte des Deutschen Alpenvereins mit 5320 m eingetragen. Die Achse läuft dann in nordwestlicher Richtung weiter. Der wichtigste Gipfel dieses Abschnitts ist der Nevado Rurec (5700 m).

Weiter westlich liegt der zweite Gipfel der Gruppe, der Yahuarraju (auf Quechua: yahuar = Blut; raju = Schneegipfel), eine schön proportionierte Pyramide von 5675 m Höhe. Von hier fällt der Grat in südwestlicher Richtung ab, bis er nach einem kleinen Paß zu einem einsamen Felsgipfel (5377 m) kommt, der die Rurec-Gruppe von der Cashán-Gruppe trennt.

Die Nevados der Rurec-Gruppe sind von Westen durch die Quebrada desselben Namens und von der Quebrada Rajucolta her erreichbar. Von der letzteren

aus kann man nur die Rurec-Nevedos und den Yahuarraju besteigen, während die Quebrada Rurec den Zugang zu allen Bergen dieser Gruppe ermöglicht. Im Osten führt die Quebrada Ichicquenuash zu den drei Nevados, die nördlich des Uruash Chico liegen. Von der Quebrada Huantsán aus kann man den Nevado Rurec besteigen, da der Fels auf dieser Seite etwas rissig ist.

Für den Bergsteiger ist der Nevado Rurec interessanter, wenn man ihn von der gleichnamigen Quebrada aus angeht. Man gelangt dann zu einer sehr steilen, 1200 Meter hohen Wand, die sich inmitten des Amphitheaters befindet und verschiedene Eispartien aufweist, während man, von der Quebrada Rajucolta kommend, einen gleichmäßig ansteigenden Gletscher vor sich hat. Der Nevado Yahuarraju bietet einen Aufstieg in Fels und Eis und ist von der Westseite her über zwei verschiedene interessante und steile Routen erreichbar.

FLORA UND FAUNA

Flora und Fauna der höheren Regionen dieser Quebradas unterscheiden sich wenig von denen der südlichen Zone der Cordillera Blanca. Die Puya Raimondi aber, diese wundervolle Pflanze, die oft eine Höhe von zehn Metern erreicht, fehlt hier. Sie ist charakteristisch für die weiter südlich gelegenen Quebradas von Queshque und Ingenio. Die Quinuales-Wälder sind in der Quebrada Rurec wie auch in der Quebrada Rajucolta sehr häufig; ferner findet man verschiedene Arten von kleinen gelben und auch blauen Blumen (Tayas) und Büsche, die zur Familie der Rhododendren gehören.

In den tiefer liegenden Talzonen gibt es wundervolle Eukalyptushaine und Getreidefelder, die das Land in die charakteristischen grünen und gelben Flächen aufteilen, ein Anblick, der zunehmend eindrucklicher wird, je weiter man gegen den Rio Santa hinuntersteigt. Weizen und Gerste sind die meist angebauten Kornarten, ferner werden natürlich Kartoffeln gepflanzt, die im peruanisch-bolivianischen Hochland beheimatet sind. In der Nähe von Huaraz gibt es auch Gemüsegärten. Diese aus kleinen Betrieben bestehenden Ackerbaugebiete werden meist von den Besitzern bewirtschaftet. Die Feldarbeit verrichten die Familien, besonders die Frauen. Der Ertrag, Rispengras und Kartoffeln eingeschlossen, wird mit Mauleseln nach Huaraz geführt und auf dem Markt oder an Straßenständen zum Kauf angeboten. Ganze Karawanen von kleinen Maultieren verstopfen die Straßen, sind aber ein fröhlicher und unterhaltender Anblick und für diese Gegend charakteristisch.

In den höheren Regionen der Rajucolta- und Rurec-Quebradas findet man grüne Weiden und Rinder- und Schaffarmen. Die Farmen der Quebrada Rurec gehören immer noch zur mächtigen Hazienda Utcuyacu, deren Ländereien sich gegen Süden hin über das ganze Plateau bis zum Conococha-Paß erstrecken.

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Was die Beschaffenheit und Festigkeit von Schnee und Eis und die Morphologie der Gletscher betrifft, zeigen die Berge der Gruppen, die wir hier in Betracht ziehen, die gleichen Eigenschaften wie die Berge der südlichen Zone.

Schneefelder mit kleinen *penitentes* (Büßereis) und harte Eiswände trifft man im allgemeinen im Norden und Westen der Schneefelder. Die Basislager für die Uruash- und die Rurec-Gruppen sowie für die Nevados de Huaraz erreicht man erst nach mindestens zwei Tagesmärschen von Huaraz aus; der Rückweg hingegen wurde auch schon in einem einzigen Tag bewältigt. Man sollte nicht vergessen, daß die Lebensmittel für die Expedition, mit Ausnahme einiger besonderer Nahrungsmittel für große Höhen, ohne Schwierigkeiten in Huaraz beschafft werden können. Vom Standpunkt des Bergsteigers aus ist dieses Gebiet interessanter als die südliche Zone der Cordillera Blanca.

Die Aufstiegsrouten zu den Uruashraju-Gruppen, den Rurec- und Huantsán-Gruppen, die wir uns diesmal vornahmen, führen auf der Westseite ausnahmslos über Schnee und Eis; hier liegt die Ewigschneegrenze auf etwa 4800 Meter. Auf der Ostseite dagegen gibt es Steilwände, die oft aus rissigem Fels bestehen.

Der eindrucksvolle Nevado Huantsán (6395 m) ist der höchste Berg des ganzen Gebietes. Er wurde zum erstenmal im Jahre 1952 von Terray, de Booy und Egeler bestiegen. Den zweiten Versuch unternahmen Leigh Ortenburger und sein einheimischer Träger Elizeu Vargas von Huaraz; beide Male erfolgte der Aufstieg über den Nordgrat. Der Südgrat, den man von der Quebrada Rajucolta aus besser erreichen kann, ist von einer Reihe von Eiswänden und Spalten unterbrochen und sieht bedeutend schwieriger aus. Der einsame und herrliche Uruashraju (5735 m), den Carlo Mauri und ich im Jahre 1966 bestiegen haben, ist der höchste und wichtigste Gipfel südlich des Huantsán; für den Bergsteiger ist er in jeder Hinsicht lohnend. Der letzte von Süden nach Norden verlaufende Grat bietet eine heikle Kletterei von der Art, die jeden guten Alpinisten erfreut.

Die wichtigen noch unbezwungenen Nevados in dieser Zone, das heißt zwischen den Quebradas Rajucolta und Yanashallash, sind der Cashán West (5701 m),

der einen von Huaraz aus gut erkennbaren leichten, aber beinahe senkrechten Eisgrat aufweist; der Nevado Rajucolta (5915 m), den man aus der Ferne leicht mit der Südschulter des Huantsán verwechselt; der Nevado Pumahuacanca (5565 m) und der Uruash Chico (5494 m). Der großartige Huantsán Chico (5703 m), der 1958 von schottischen Bergsteigern über die Felswände der Quebrada Rurec bestiegen wurde, ist nach meiner Ansicht falsch bezeichnet, gehört dieser Schneegipfel doch zum Grat des Cashán und nicht zur Huantsán-Gruppe. Der Punkt, den Macario Angeles, mein Sohn Carlos und ich im Jahre 1964 erreichten und *Uruashraju Chico* (5360 m) nannten, gehört in Wirklichkeit zum Grat des Pumahuacanca; richtiger wäre also, ihn als *Pumahuacanca Chico* einzutragen.

Die Geologie dieses Gebietes wurde im Jahre 1952 von Egeler und de Booy untersucht und publiziert.

Zum Klima dieser Region ist zu sagen, daß es wenig von dem der südlichen Zone der Cordillera Blanca abweicht. Die beste Zeit für Besteigungen beginnt unmittelbar nach der Regenzeit, das heißt von Mitte Mai an. Ende Juli und im August herrschen oft starke Winde. Der beste Monat ist der Juni, denn während dieser Zeit fallen gutes Wetter und gute Schneeverhältnisse meist zusammen.

ERKUNDUNG DER RUREC- UND DER URUASHRAJU-GRUPPEN 1965

Anfang Juli 1965 traf ich in Lima meinen Freund, den bekannten nordamerikanischen Bergsteiger Adams Carter, Redaktor des «American Alpine Journal».

Im Jahr vorher hatte ich meine Erkundung der Südzone der Cordillera Blanca abgeschlossen; ich war bis in die Gegend der Nevados de Huaraz vorgestoßen und hatte damit die Erkundung der Nevados der Uruashraju-Gruppe angefangen. Adams und ich beschloßen daher, die Erkundung der Nevados dieser Gruppe sowie der Rurec-Gruppe fortzusetzen, die beide südlich des Huantsán liegen, zwischen diesem Nevado und der Punta Yanashallash. Macario Angeles, mein gewohnter Gefährte, konnte in diesem Jahr (1965) nicht an der Expedition teilnehmen, da ihn seine Arbeit in Lima zurückhielt.

In Huaraz, in der «Oficina Control Lagunas», setzten wir uns mit Alberto Morales Arnao in Verbindung, einem Bruder von Cesar, dem führenden Andinisten Perus. Wir wollten die Luftaufnahmen dieser Gegend sehen, um verschiedene Fragen abzuklären. Im Jahre 1964 hatte ich vom Gipfel des Pumahuacanca Chico (5360 m) aus festgestellt, daß der Punkt südlich des Huantsán, der auf der Karte von Kinzl und Schneider, 1:100 000, mit 5915 m angegeben war,

ebensogut die Schulter des Huantsán sein konnte wie ein ganz anderer Gipfel. Ich wollte mich auch mit Hilfe von Photographien versichern, welches die beste Route zum Nevado Rurec sei, den im Jahre 1957 eine amerikanische Expedition über die Quebrada Rurec, das heißt von Süden her, zu besteigen versucht hatte.

Wir beschlossen, die Expedition in zwei Teilen durchzuführen: Als erstes wollten wir durch die Quebrada Rajucolta heraufkommen und den Nevado Rurec von Norden her angehen, um den Nevado Uruashraju, unser Hauptziel, auch von dieser Seite her genauer zu studieren. Der zweite Teil sollte im Versuch bestehen, den Uruashraju zu besteigen.

DIE ERSTBESTEIGUNG DES NEVADO YAHUARRAJU UND DES NEVADO RUREC

Da Macario verhindert war, mit uns zu kommen, sorgte ich in Huaraz dafür, daß mein alter Bekannter Emilio Angeles, der älteste der vier überaus freundlichen Brüder aus Huaraz, am ersten Teil unserer Expedition teilnehmen konnte. So zogen wir denn am 12. Juli los, nachdem alle Einkäufe besorgt und unsere Ausrüstungen ergänzt worden waren.

Außer Emilio begleiteten uns die Träger Octaviano Zuniga aus Tapococha, Simion Natividad und Juan Mendoza aus Huaraz. Das Gepäck wurde zu Macarios Haus gebracht und dort auf Maulesel verladen. Die Expedition verließ nun zum erstenmal Huaraz. Adams und ich gingen mit unseren leichten Traglasten und den Kameras voran. Wir stiegen dem linken Ufer des Flusses Quilcay entlang, durch das Dorf Unchus, von dort zum Pitecpunta hinauf, wieder hinunter und über die Flüsse Churup, Quilcayhuanca und Shallap. Auf 3700 Meter, beim Eingang zur Quebrada Shallap, schlugen wir unser erstes Lager auf.

Am nächsten Tag stiegen Adams und ich bis zum Chontahuanca oder Acoshpampa (4400 m), dem Grat, der die Quebrada vom obersten Teil der Quebrada Rajucolta trennt. Hier hatten wir unseren Basislagerplatz geplant. Unterwegs betrachteten wir den weiter südlich gelegenen herrlichen Huantsán Chico (5703 m) und den Cashán Oeste (5701 m). An den Cashán Oeste hat sich noch niemand gewagt; wir waren von seinem schmalen und beinahe senkrechten Eisgrat tief beeindruckt. Der Gipfel ist sogar von Huaraz aus sichtbar.

Vom Chontahuanca-Grat aus stiegen wir in die großartige, etwa 9 Kilometer lange Quebrada Rajucolta hinunter, wo Hirten ihre Kühe und Schafe weideten. Am Ende jenes Nachmittages schlugen wir unser Basislager am Ende der Que-

brada auf etwa 4200 Meter auf. Von hier aus gesehen, bot der Huantsán ein sehr eindrückliches Bild.

Während des Abstieges sahen wir im Süden einen herrlichen nadelförmigen Nevado, der im unteren Teil rötliche Felsen aufwies. Auf der Karte des Alpenvereins ist er mit 5675 m eingetragen. Die Hirten nannten ihn Yahuarraju (yahuar = Blut; raju = Nevado) wegen der charakteristischen Farbe seiner Felsen. Wir beschlossen, daß dieser Berg unser erstes Ziel sein sollte.

Am 14. Juli ruhten wir uns im Basislager aus und bereiteten unsere Hochgebirgsausrüstung vor. Am Abend feierten wir das Jubiläum der vor 100 Jahren erfolgten Erstbesteigung des Matterhorns mit Bier und dem ausgezeichneten Schaffleisch, das wir am Tage vorher in der Quebrada gekauft hatten. Am andern Tag gingen wir die Nordwestseite des Yahuarraju an. Zuerst umgingen wir die Rajucolta-Lagune und folgten dann einem schmalen Pfad bis auf eine Höhe von 4500 Meter, wo wir den ersten rötlichen Felswänden begegneten. Weiter oben, auf 4700 Meter, an den Ufern der Lagune, die die Gletscher des Yahuarraju (Yahuarcocha) bilden, schlugen wir das Lager I auf.

Am 16. Juli gingen wir um die Lagune herum und betraten von Norden her den Yahuarraju-Gletscher. Wir waren zu fünft: Adams, Emilio, die Träger Octaviano und Simion und ich. Mendoza war zum Basislager abgestiegen. Wir hatten uns angeseilt, um einige Spalten zu überqueren, und stiegen bis auf 5100 Meter, wo wir in einer mit Schnee gefüllten Spalte das Lager II errichteten. Am späteren Nachmittag kehrten Octaviano und Simion zum Lager I zurück.

Am andern Morgen blies ein scharfer Wind und rüttelte heftig an unseren Zelten. Um 6 Uhr begannen Adams, Emilio und ich zu klettern. Nach 50 Metern kamen wir zu einer sehr steilen Wand aus hartem Schnee, die eine beinahe senkrechte Spalte durchlief. Um Zeit zu sparen, schlugen wir so wenig Stufen wie möglich, um so mehr als die Spitzen unserer Steigeisen in diesem harten Schnee genügend Halt boten. Wir mußten zwar annehmen, daß der Schnee bis zu unserer Rückkehr weicher sein würde und der Abstieg ohne Stufen gefährlich sein könnte, beschlossen dann aber, mit Hilfe unserer langen Aluminiumrohre abzuseilen. Es folgte ein Plateau mit einigen Spalten und mit Schneebrücken, die wir auf den Knien überqueren mußten, und schließlich der Bergschrund. Ich führte noch immer, und nachdem wir den Bergschrund hinter uns hatten, begann ich über eine steile, mit hartem Schnee bedeckte Wand aufzusteigen. Ich wich dem brüchigen rötlichen Felsen aus und hielt auf den Nordgrat zu. Das letzte Stück hat die Form einer sehr schlanken dreiseitigen Pyramide, deren Grundfläche etwa 300 Meter hoch über dem Plateau liegt.



41 NEVADO RUREC (5700 m), Südwestfront von der Quebrada Rurec aus. Photo: Domingos Giobbi.



42/43 DIE URUASHRAJU-GRUPPE der Cordillera Blanca. Von links nach rechts: Huantsán Chico (5703 m), Huantsán (6395 m), Pumahuacanca (5563 m) und Uruashraju (5735 m) vom Dorf Ticapampa (ca. 3500 m) aus. Photo: Domingos Giobbi.



44 AUF DER SÜDSCHULTER DES URUASHRAJU. Blick gegen den umwölkten Huantsán (6395 m), Rajucolta (5915 m) und Rurec (5700 m). Photo: Domingos Giobbi.

Das Wetter blieb stürmisch; von Zeit zu Zeit blies der Wind den Nebel weg und gab uns den Blick frei auf die großartige Westflanke des Huantsán. Nun übernahm Adams die Führung. Nachdem er in der Nähe der Felsen verschiedene Eisschrauben befestigt hatte, gelangen ihm einige heikle Traversen. Er verließ den Nordgrat und wechselte mit meiner Unterstützung in die Mitte der Wand hinüber. Er fand einen schmalen Tritt, ich stieg ihm nach, übernahm wieder die Führung, und nach zwei weiteren Seillängen standen wir um 12.30 Uhr auf dem Gipfel.

Der Gipfel bestand aus einer schmalen, luftigen Wächte, die über der Nordflanke lag. Ich glaube, daß wir vor Begeisterung über unseren Erfolg nah beisammen auf dem bereits überhängenden Teil standen, 1000 Meter über dem Yahuarcocha! Von hier aus konnten wir feststellen, daß der mit 5915 m bezeichnete Punkt tatsächlich vom Huantsán getrennt war, doch es fehlte uns noch die Bestätigung von der Ostseite der Gruppe. Etwas später stiegen wir zum Fuß der Yahuarraju-Pyramide ab und sahen in südöstlicher Richtung, jenseits eines Passes und etwa zweieinhalb Kilometer von hier entfernt, den Gipfel des Nevado Rurec.

Dieser Nevado sah einfach aus, denn der Gletscher auf der anderen Seite des Passes stieg langsam an und wies außer einigen Spalten keine Hindernisse auf. Es war 2 Uhr nachmittag. Der heftige Wind, der uns während des ganzen Morgens verfolgt hatte, legte sich nun. Wir rasteten und fragten uns, ob wir wohl den Rurec geradewegs angehen oder zum Lager II zurückkehren und ihn erst am andern Tag besteigen sollten. Es schien uns am besten, unser Ziel sogleich in Angriff zu nehmen. So stiegen wir denn zum Paß hinunter und begannen den leicht geneigten Gletscher hinaufzusteigen. Der Schnee war von der intensiven Sonnenbestrahlung aufgeweicht und der Aufstieg überaus mühsam. Emilio führte, und um 4 Uhr nachmittag erreichten wir den bis dahin unbestiegenen Gipfel des Rurec, der auf der Karte von Kinzl mit 5700 m eingetragen ist. Auf der Seite der Quebrada Rurec weist er eine 1200 Meter hohe Wand auf und scheint eher schwierig und steil zu sein. Von der Nordseite her ist es aber eine leichte Besteigung. Bis um 16.30 Uhr blieb ich mit Emilio auf dem Gipfel. Wir photographierten den Huantsán, den 5915 m hohen Berg, den Grat des Cashán mit dem Huantsán Chico im Hintergrund und insbesondere den im Süden gelegenen Uruashraju, zu dem wir einen möglichen Zugang suchten. Adams war vorausgegangen und stieg bereits langsam über den leicht geneigten Rurec-Gletscher ab. Die Wände oberhalb des Lagers II waren ziemlich gefährlich wegen des aufgeweichten Schnees. Die beinahe senkrechte Spalte bereitete uns aber

keine weiteren Schwierigkeiten, und um 18.30 Uhr, nachdem wir zwölf Stunden ununterbrochen unterwegs gewesen waren, erreichten wir das Lager II. Wir waren wohl erschöpft, fühlten uns aber glücklich über unsere zwei Erfolge.

Der erste Teil der Expedition war abgeschlossen; wir hatten die beiden höchsten Gipfel der Rurec-Gruppe bestiegen. So kehrten wir denn am 18. Juli zum Basislager zurück. Am 19. stiegen wir nach Huaraz hinunter, da Emilio am folgenden Tag Ruedi Schatz treffen mußte, der ihn für eine schweizerische Expedition als ersten Träger angestellt hatte.

DIE ERKUNDUNG DES NEVADO URUASHRAJU

Nachdem wir unsere Vorräte ergänzt hatten, verließen wir am 22. Juli Huaraz, um den zweiten Teil unseres Expeditionsprogrammes, die Besteigung des Nevado Uruashraju, in Angriff zu nehmen. Die Teilnehmer blieben dieselben, mit Ausnahme von Emilio.

Auf Lastwagen fuhren wir mit unserem Gepäck in südlicher Richtung auf der Straße Huaraz-Conococha. Unser Bestimmungsort war das Dorf Olleros (3300 m), das etwa zwanzig Kilometer von Huaraz (Puente Bedoya) und drei Kilometer von der Straße entfernt liegt. Dort erwartete uns Simion mit den Lasttieren, die wir sogleich mit unserem Gepäck beluden.

Nun stiegen wir zur Hazienda Canrey Grande, von dort über die Canrey Pampa, ein vom Huantsán Chico überragtes Hochplateau, und schließlich weiter bis zum Beginn der Quebrada Rurec, wo wir auf 3800 Meter unser Basislager aufschlugen. Am andern Tag wanderten wir durch diese wunderschöne Quebrada unserem Ziel entgegen. Das Wetter war uns aber nicht günstig gesinnt, und der obere Teil des Uruash blieb unsichtbar.

Während der folgenden Tage schlug das Wetter endgültig um. Da wir über wenig Zeit verfügten, war uns dadurch jede Möglichkeit genommen, diesen Nevado zu besteigen. Wir beschlossen daher, unseren Plan fallenzulassen und die noch verbleibenden Tage dazu zu benutzen, den Uruashraju von den anderen Seiten her zu erkunden. Da ich den Zugang von der Quebrada Pumahuacanca her schon im Jahre 1964 genau abgeklärt hatte, als ich einen ersten Versuch unternahm, den Uruashraju zu besteigen, nahmen wir uns vor, ihn vom Yanash-Allah-Tal, von der Südostseite und von der Ostseite aus zu erkunden. Auf diese Weise würden wir auch die genaue Lage von Punkt 5915 m von dieser Seite her feststellen können.

So kam es, daß wir vom 25. bis zum 29. Juli ausschließlich auf Erkundungsfahrt waren. Unser erstes Ziel war die Punta Yanashallash (4680 m). Jenseits des Passes stiegen wir auf der Westseite unter strömendem Regen gegen ChichucanCHA (3800 m) ab. Weiter ging es in Richtung der Quebrada Huantsán bis zum Ichicquenuash, von wo aus wir zum letztenmal den Uruashraju und den Punkt 5915 m sahen. Dieser Punkt war in der Tat vom Huantsán durch eine tiefe Schlucht getrennt und wies, wie der Huantsán selber, mächtige Felswände auf. Wir nannten ihn *Rajucolta*, da auf seiner Westseite die Quebrada gleichen Namens liegt.

Während wir durch die Quebradas der Ostseite der Cordillera Blanca wanderten, erfreuten uns immer wieder einzigartige Ausblicke. Gruppen von *cholos* (Mischlinge von Weißen und Indianern) zogen durch die höher gelegenen Gebiete dieser Quebradas, um die *bravos* (Kampfstiere) einzufangen, die an den Corridos von Chavin anlässlich der *fiestas patrias* vom 28. Juli eingesetzt werden sollten. Diese *cholos* waren verschieden von denen aus Callejón de Huaylas; ihre Züge wiesen deutlicher auf die spanische Abstammung hin, und einige von ihnen trugen dichte Bärte. *Caja y flauta*-Musik und große Mengen von *chicha*, einem alkoholischen Getränk der Eingeborenen, bildeten den Auftakt zu diesen Festlichkeiten.

Schließlich stiegen wir durch die Quebrada Huachecta nach Chavin hinunter. Wir besuchten die interessanten Ruinen dieser alten Stadt und kehrten, diesmal über die Cahuish-Punta-Straße, nach Huaraz zurück.

ERSTBESTEIGUNG DES NEVADO URUASHRAJU 1966

Auf Grund von Beobachtungen, die ich im Jahre 1964 von der Quebrada PumahuacanCA aus gemacht hatte, sowie derjenigen von Adams Carter und mir vom Jahre 1965 war ich überzeugt, daß der Aufstieg zum Gipfel des Uruashraju über die Südschulter am ehesten von der Quebrada Rurec aus und dann über den Ostgrat gelingen müßte. Der Westgrat kann auch über die Quebrada PumahuacanCA erreicht werden, doch ist dieser Weg bedeutend umständlicher.

Da Adams gerade an einer Alaska-Expedition teilnahm, gesellte sich ein anderer alter Freund und Klettergefährte zu mir, der berühmte italienische Bergsteiger Carlo Mauri, mit dem ich meine Pläne im Februar in Lecco besprochen hatte. Am 1. Juni trafen wir uns in Lima, Carlo Mauri, ich und der italienische Ingenieur und Bergsteiger Carlo Aldé, Mauris Schwager.

Dieses Jahr hatte ich beschlossen, den Beginn der Expedition auf Anfang Juni festzusetzen, da ich anlässlich früherer Fahrten in die Cordillera die Erfahrung gemacht hatte, daß die Aussichten auf mehrere aufeinanderfolgende Schönwettertage im Juni besser sind als im Mai, Juli oder August.

Am 3. Juni fuhren wir im Auto nach Huaraz hinauf. Mauri und Aldé kamen zum erstenmal in diese Gegend und waren, als wir in Conococha eintrafen, überwältigt von der Schönheit der Cordillera Blanca und der in der Ferne sichtbaren Berge des Huayhuash. Nachdem wir schon die Caullaraju-, die Tuco-, die Raria- und die Pongos-Gruppe gesehen hatten, kamen die Nevados von Huaraz zum Vorschein mit dem Huantsán und dem Uruashraju im Hintergrund, während der Huantsán Chico und der Cashán West wie zwei Gendarmen vor uns aufragten.

Diesmal beschäftigte uns in Huaraz nicht nur der Einkauf von Lebensmitteln, sondern auch die Folklore des Altiplano. Es war nämlich unsere Absicht, und besonders diejenige Mauris, einen Film über dieses Gebiet zu drehen. Wir verbrachten daher einige Tage in der Hauptstadt von Ancash, durchstreiften die typischen engen Straßen und sahen uns in der Umgebung der Stadt und an den Ufern des Flusses Quilcay nach interessanten Ausblicken um, die sich für die Kamera eignen würden. Die leuchtenden Röcke der *cholas*, die Maulesel mit ihren Lasten und ihren gelangweilten Mienen, die Indianer, deren Gesichter kein Alter erraten lassen, begeisterten meine Freunde. Auch das archäologische Museum von Don Infante Soriano war eine Fundgrube. Gleichzeitig konnten sie sich vom fortschrittlichen Geist der Jugend dieser Stadt überzeugen, die in bewundernswerter Weise eine Entwicklung der Lebensformen anstrebt.

Nachdem wir in der hübschen Stadt Huaraz, umgeben von großartigen Nevados, einige Tage verbracht hatten, setzte sich am 9. Juni unsere Expedition in Bewegung. Zur Equipe gehörten: Mauri, Aldé, Macario, Angeles, ich selber und die Träger Octaviano Zuniga und Glicerio Natividad. Emilio Angeles, der Besitzer der Lasttiere, war der Chef der Trägergruppe und konnte bei Bedarf in die Bergsteigergruppe hinüberwechseln.

Wie in den vorangegangenen Jahren führte unser Weg nach Olleros (3300 m) hinunter. Diesmal stiegen wir aber nicht nur bis Canrey Grande, sondern bis über das Dorf Canrey Chico hinaus und folgten eine Zeitlang dem gegebenen Weg, der zur Punta Yanashallash hinaufführt. Dann betraten wir die Quebrada Rurec an der Stelle, wo die Nevados Yahuarraju und Rurec im Hintergrund auftauchen, herrlich schön und eigenartig, aber vom mächtigen Huantsán überragt. Unterwegs bewunderten wir den prächtigen Huantsán Chico (5703 m) und

dessen Felsgrat, der den Abschluß der Quebrada im Nordwesten bildet, und die Granodiorit-Wände des Pumahuacanca-Grates im Südosten.

Am Nachmittag des 10. Juni, zwei Tagesmärsche von Olleros entfernt, schlugen wir auf 4300 Meter unser Basislager am Ufer einer großen Lagune am anderen Ende der Quebrada Rurec auf. Das Wetter blieb weiterhin sehr klar, und von diesem Lager aus konnten wir den Uruashraju, der in südlicher Richtung am Ende dieser Quebrada liegt, eingehend betrachten.

Am 12. Juni machten wir uns auf den Weg, um das Lager I zu errichten. Da der mittlere Hauptgletscher, der über der Lagune liegt, voll von Séracs ist, zogen wir es vor, die Wände unterhalb des Pumahuacanca-Grates zu durchklettern, die, wenn man in Richtung Uruash schaut, rechter Hand sind.

Nach einigen Geröllhalden und mehreren schmalen Rinnen durchkletterten wir einige leichte Wände und errichteten das Lager I (4700 m) auf Felsen unter dem Grat des Nevado Pumahuacanca (5563 m). Wegen der großen Anzahl Fossilien, die wir dort fanden, nannten wir es das «Fossilienlager».

Am andern Tag versuchten Mauri, Aldé und ich eine Route zum Gletscher zu finden, der westlich des Uruashraju liegt. Wir beschlossen, das Lager II auf ungefähr 5000 Meter Höhe aufzuschlagen, und zwar auf dem Paß, der zwischen dem Pumahuacanca Chico (5360 m) und dem eben erwähnten Gletscher liegt. Am 15. packten wir und ließen die Lasten zu diesem Lagerplatz hinauftragen, wo wir uns in zwei Zelten einrichteten. Mauri, Aldé, Emilio und ich blieben dort, während Macario, Octaviano und Glicerio zum Lager I abstiegen. Für den weiteren Aufstieg folgten wir wahrscheinlich der Route von Lasner und Dixon vom Sierra-Club von Kalifornien, die 1957 einen Versuch unternahmen, den Uruashraju zu besteigen.

Am 16. Juni frühmorgens, als Carlo Mauri, Carlo Aldé, Emilio Angeles und ich uns bereitmachten, um die Route zur Südschulter zu erkunden, explodierte ein Primus-Kocher, und das Feuer zerstörte das Zelt von Mauri und Emilio. Da ein starker Wind blies, war das Zelt in einigen Sekunden verbrannt; wie durch ein Wunder entkamen Mauri und Emilio unverletzt. Der Aufstieg mußte nun in einem einzigen Angriff und am gleichen Tag glücken, denn der Brand hatte einen Teil unserer Ausrüstung zerstört, und wir konnten ohne allzu großes Risiko nicht mehr lange auf großer Höhe bleiben. Wir kletterten in zwei Seilschaften: Mauri und ich bildeten die eine, Emilio und Macario Angeles, der vom Lager I heraufgestiegen war, um Carlo Aldé zu ersetzen, die andere.

Zuerst stiegen wir vom Lager II zum Uruashraju-Gletscher ab bis zur Basis des Westgrates auf etwa 4800 Meter. Dann überwandten wir den Bergschlund,

und in ungefähr sechs Stunden schwieriger Kletterei auf hartem Eis und Schnee erreichten wir die Südschulter. Im Gegensatz zur Lage im Jahre 1964, da sich eine ununterbrochene Eiswand über die ganze Südschulter erstreckte und Macario und mich zwang, nach Osten über unsichere Schneewächten auszuweichen und unseren Plan schließlich aufzugeben, war nun ein Teil dieser Eiswand heruntergestürzt, und wir konnten zur Südschulter gelangen. Von hier aus ging es über den wundervollen, etwa 300 Meter langen Grat zum Gipfel. Auf der Westseite hingen riesenhafte Wächten, auf der Ostseite fiel die Wand beinahe lotrecht über tausend Meter tief ins Yanashallash-Tal ab. Emilio und Macario kehrten in der Mitte des Grates um.

Wir kletterten auf der Ostseite, am Rande des Grates. An dessen Ende umgingen wir einen Eispilz, wechselten auf die Westseite hinüber und kletterten dort über einen sehr steilen, harten Eishang mit einer Neigung von 60 bis 70 Grad. Diesen Hang versahen wir sicherheitshalber mit einigen Aluminiumröhren, welche uns später, als wir uns auf dem Rückweg abseilten, gute Dienste erwiesen.

Um 13.30 Uhr erreichten Carlo Mauri und ich den bis zu dieser Stunde unbetretenen Gipfel des Uruashraju (5735 m).

Siehe die früheren Beiträge von Domingos Giobbi in «Berge der Welt», Band 14, 1962/63: Die Erkundung des Caullaraju-Gebirges der Cordillera Blanca. Band 15, 1964/65: Cordillera Blanca, Peru. Erkundung der Gruppen Tuco, Raria und Pongos. Ferner H. Adams Carter: Yahuarraju and Rurec, Cordillera Blanca. The American Alpine Journal 1966.

BESTEIGUNG DES ACONCAGUA

Anden-Expedition 1966 der «Naturfreunde»

Wir – zwölf Österreicher, drei Deutsche und vier Schweizer – verließen am 28. Dez. 1965 das winterliche Europa, um auf dem Luftweg nach Buenos Aires zu gelangen.

Dort trafen wir mit unserm Arzt, der von Chicago kam, zusammen. Wir nahmen hier eine Aufteilung der Expedition in drei Teile und entsprechend in drei Etappen vor. Das erste Ziel war die *Jaula-Kette* (Cordón de la Jaula), wo noch eine Reihe unberührter Gipfel der Besteigung harren. Zweites Ziel war der *Aconcagua*, der höchste Berg Südamerikas. An ihm wollten wir einen neuen Aufstieg versuchen. Drittes Ziel war die Erkundung der *Mercedario- und Ramada-Gruppe*, wo wir einige neue Routen zu erschließen hofften. Die Jaula-Kette liegt etwa 60 Kilometer südöstlich des Aconcagua und ist von der Eisenbahnstation Povaredas in etwa drei Tagen erreichbar.

Der auf seiner Südseite stark vergletscherte Aconcagua erhebt sich als mächtiger Klotz etwas östlich der chilenischen Grenze. Seine Höhe scheint für die argentinische Nation eine Prestigeangelegenheit zu sein. Auf der offiziellen Karte des Argentinischen Militärgeographischen Instituts (1:50 000) wird er mit 7021 m angegeben, auf der von Chile herausgegebenen Karte (1:250 000) aber mit 6959 m, was seiner tatsächlichen Höhe eher entsprechen dürfte.

Der *Aconcagua* ist von der Nordseite, von Puente del Inca, einer Gendarmerie- und Militärstation an der Transandinischen Bahn und Straße, verhältnismäßig leicht erreichbar. Der Anmarsch von der Südseite kann in einem Tag bewältigt werden, während der schwierigere Weg auf der Ostseite etwa drei Tage beansprucht. Die *Ramada- und Mercedario-Gruppe* erhebt ihre Gipfel etwa 80 Kilometer nördlich des Aconcagua noch weit über 6000 Meter Höhe. Wir beabsichtigten, mit der geplanten Durchsteigung der Mercedario-Südwand unsere Expedition dort abzuschließen. Soviel über die Ziele der Expedition.

Der Ablauf unseres Unternehmens stellt sich in chronologischer Folge folgendermaßen dar:

In Buenos Aires widerfuhr der Expedition ein erstes Mißgeschick. Wegen eines Dockerstreiks konnte die Ladung des Gepäcks der deutschen und öster-

reichischen Mannschaft nicht gelöscht werden, und auch unser Gepäck war noch nicht im Hafen eingetroffen. Es kam erst mit sieben Tagen Verspätung an, während unsere Freunde das ihrige nach fünf Tagen Wartezeit erhielten. Sie reisten deshalb voraus, um das erste Ziel ihrer Gruppe in Angriff zu nehmen. Schweren Herzens ließen wir sie ziehen, während wir uns noch vierzehn Tage mit den Zollformalitäten herumschlügen. Nachdem diese Geduldsprobe bestanden und wertvolle, nicht mehr einzuholende Zeit verloren war, reisten wir mit der Eisenbahn nach Mendoza. Von hier ging es auf Lastwagen, die uns von der argentinischen Gendarmerie zur Verfügung gestellt wurden, weiter, und nach mehrstündiger staubiger Lastwagenfahrt erreichten wir Punta de Vacas, eine Gendarmeriestation, wo wir auf unsere vorausgereisten Freunde warteten, die von ihrer ersten Tour zurückkommen sollten. Zur klimatischen Anpassung unternahmen wir einige Touren auf die umliegenden Gipfel.

Unsern Freunden war es inzwischen folgendermaßen ergangen: Nachdem das Gepäck eingetroffen war, wurden unverzüglich die Vorbereitungen für die Exkursionen nach dem Cordón de la Jaula getroffen. Als günstigster und kürzester Anmarsch wurde das Tal des Rio Blanco gewählt, wobei die Bergsteiger nur den Rucksack und die nötige Biwakausrüstung mitnahmen sowie Proviant für drei Tage. Ein Oberst der argentinischen Gendarmerie wählte mit den Maultieren den Weg über den Minero-Paß.

Nach drei Tagen angestrengten Marsches, in deren Verlauf der reißende Rio Blanco zwölfmal überquert werden mußte, erreichte die Kolonne das Basislager auf 3840 m Höhe. Die Flußüberschreitungen verlangten bereits den vollen Einsatz der ganzen Mannschaft. Ein Teilnehmer, nur mit dem Notwendigsten bekleidet, ging bis zum Hals im kalten, reißenden Wasser ans andere Ufer, um das um den Körper gebundene Seil zur Einrichtung einer Seilbahn zu befestigen.

Nachdem die Maultiere mit den Zelten und Lebensmitteln über den Minero-Paß eingetroffen waren, konnte am 14. Januar mit den Besteigungen der umliegenden Gipfel begonnen werden.

Diese Unternehmungen dienten vor allem der Akklimatisierung und Vorbereitung auf die Besteigung des Aconcagua. Im Laufe von zehn Tagen konnten einige Gipfel erstmals, andere auf neuer Route bestiegen werden. Am 25. Januar wurde das Lager abgebrochen, und die Lasten wurden teilweise mit Helikopter, teilweise mit Maultieren über den Minero-Paß zurückbefördert. Für den Rückmarsch wählte die Mannschaft ebenfalls den 4900 Meter hohen Paß, um die Flußüberquerungen zu umgehen.



45 IN DEN SÉRACS des wild zerklüfteten Uruashraju-Gletschers. Photo: Domingos Giobbi.



46/47 DER GIPFELGRAT DES NEVADO URUASHRAJU (5735 m). Photo: Domingos Giobbi.



48 DIE 3000 METER HOHE SÜDWAND DES ACONCAGUA (6959 m). Rechts der flachen Einsattelung der Hauptgipfel. Photo: Hans Muttner.

Am 27. Januar trifft sich die ganze Mannschaft in Punta de Vacas. Nun sind alle Schweizer beisammen, und die Vorbereitungen für den Aconcagua können getroffen werden.

Zuerst wird ein Ruhetag eingeschaltet; neuer Proviant ist zu beschaffen, und die Lasten sind neu zu verteilen. Mit einem Camion der Gendarmerie fahren wir bis zur Laguna Horcones, dem Ausgangspunkt für die nächste Etappe. An der Lagune beziehen wir unser erstes Lager. Es ist nicht nötig, ein Zelt aufzustellen, da das Wetter hier immer schön zu sein scheint. Die Luft ist trocken, und auch frühmorgens tritt keine große Taubildung auf. Trotzdem sind die Temperaturunterschiede gewaltig, und die tagsüber fast unerträgliche Hitze weicht bei Anbruch der Nacht einer empfindlichen Kälte (bis minus 10 Grad auf 3000 Meter Höhe), so daß wir erst beim Erscheinen der Sonne aus den Schlafsäcken kriechen. Wir nehmen den Weg durch das innere Horcones-Tal, um den Fuß der Südwand des Aconcagua zu erreichen. Diese Wand gehört zu den gewaltigsten Steilabbrüchen, die es gibt. Unvermittelt erhebt sich aus dem Schuttstrom des Gletschers die 3000 Meter hohe Wand zum Doppelgipfel des Aconcagua. Halbkreisförmig umfaßt sie einen Kessel, der links und rechts von mächtigen Graten begrenzt wird. Die Südwand wurde erstmals 1954 von einer französischen Expedition durchstiegen, auf einer Route, die den einzigen objektiv gefahrlosen Weg durch die Wand benützt. Der ganze zentrale Teil der Wand, mit einer Breite von etwa drei Kilometern, wird von zwei Hängegletschern eingenommen, die fast ununterbrochen ihre Eislawinen zu Tal senden. Dem Beschauer bietet sich ein imposantes Bild: Als westliche Begrenzung des inneren Horcones-Tales erhebt sich ein langer Grat bis zu einem Gipfel von etwa 6700 Meter Höhe und sinkt von dort in eine Scharte einige hundert Meter tief ab. Von dieser Scharte zieht ein gewaltiger Grataufschwung etwa tausend Meter fast senkrecht empor. Es ist der erste Aufschwung im Südwestgrat, der zum Südgipfel zieht und bis heute noch nie bestiegen wurde. Vom Südgipfel, der einige Meter niedriger als der Nordgipfel zu sein scheint, zieht sich ein Pfeiler direkt zum Wandfuß hinunter. Er ist ebenfalls noch unerstiegen. Zwischen beiden Gipfeln ist ein riesiger Trichter eingebettet, der wohl einen guten Aufstieg vermitteln würde, aber von Lawinen bestrichen wird. Der Nordgipfel beherrscht mit dem nur leicht abfallenden oberen Teil des Südostgrates eine von Bändern, Hängegletschern und Terrassen gestufte Wand, durch die an ihrem westlichen Teil die Route der Franzosen über einen aus der Wand hervortretenden Sporn verläuft.

Auf etwa 5000 Meter Höhe zweigt ein sekundärer Grat in fast südlicher Richtung ab, um das innere Horcones-Tal auf seiner östlichen Seite zu flankieren.

Über diesen Grat führt ein etwa 4900 Meter hoher Übergang, der die Anstiege zum Südostgrat und zur Ostflanke des Berges vermittelt.

Unser Ziel war vorerst, die verschiedenen Aufstiegsmöglichkeiten zu erkunden. Vor allem wollten wir einen Weg am Südpfeiler des Südgipfels finden. Doch wurde uns schon bald die Gefährlichkeit dieses Unternehmens bewußt, denn zu den ohne Zweifel sehr großen technischen Schwierigkeiten kommt die ständige Bedrohung durch Eisschlag über der wenig Ausweichmöglichkeiten bietenden Route.

Nach einer Woche intensiver Erkundung, in deren Verlauf der 6700 Meter hohe Vorgipfel im Südwestgrat durch Rolf Röcker und Dieter Sause bestiegen wurde, hatte sich ergeben, daß der Südpfeiler für uns aus zeitlichen sowie aus Sicherheitsgründen nicht in Betracht kam. Eine zweite Begehung der Franzosenroute wollten wir nicht durchführen, da seit einer Woche eine japanische Expedition daran war, diese Aufgabe zu lösen. Der Südwestgrat ist nur über den senkrechten Aufschwung zu bezwingen, der mit den heutigen technischen Mitteln zu bewerkstelligen wäre, aber nicht in den Rahmen unserer Expedition paßte. Der Südostgrat war nach unsern Erkundungen am ehesten für einen Aufstieg geeignet, obwohl einige Schwierigkeiten vor Augen lagen. Es war von Anfang an klar, daß der Südostgrat, der sich weit ins Relinchos-Tal absenkt und im untern Teil keine Schwierigkeiten aufweist, von der Seite her angegangen werden mußte. Hier einen Anstieg zu finden, war das erste Problem, das sich stellte. Das zweite schien der große Grataufschwung von etwa 5600 bis 6200 Meter, der sehr steil und ziemlich zerklüftet aussah.

Fünf Mann unter der Leitung von Rolf Röcker errichteten am Fuße einer vom Grat herabziehenden steilen Schneerinne das Ausgangslager, wobei die ganze Mannschaft Material heranschaffte. Da wir keine eigentlichen Träger hatten, mußten wir alles selbst tragen. Die uns zur Verfügung stehenden Maultiere stiegen nur bis zu den Basislagern und konnten auch dort nicht verweilen, da sie zuwenig Nahrung fanden.

Nach zehn Tagen wurde der große Aufschwung erreicht und teilweise mit fixen Seilen versehen. Die fünf Mann stiegen dann zusammen wieder ins Basislager unter der Südwand ab, um sich zu erholen und neuen Proviant zu fassen.

Rolf Röcker, Dieter Sause und Othmar Horak unternahmen vom 19. bis zum 24. Februar den endgültigen Aufstieg über den Grat, wobei ihnen die vorher befestigten Seile im Grataufschwung sehr nützlich waren.

Eine weitere Mannschaft wollte die (vermutlich dritte) Begehung der Ostseite auf der von einer polnischen Expedition 1934 erstmals begangenen Route

wiederholen. Sie verließ das Lager am 7. Februar und erreichte in langwierigen Märschen, aber ohne technische Schwierigkeiten, den Fuß der Ostwand. Hans Mautner, Konrad Scharnreitner und Ferdinand Kritz stiegen zusammen gegen den Gipfel auf, wobei Ferdinand Kritz höhenkrank wurde. Da sich sein Zustand auch nach zweitägiger Ruhe nicht besserte, wurden die drei Bergsteiger einig, daß er den Abstieg und die zwei andern den Aufstieg antreten sollten. Der Aufstieg gelang, und die beiden erreichten am 17. Februar den Gipfel. Auf dem Abstieg ereignete sich ein tragischer Unglücksfall, indem Ferdinand Kritz die Aufstiegsroute verließ und in schwieriges Gelände geriet. Er muß auf einem steilen Firnfeld ausgeglitten und in eine schluchtartige Rinne etwa 700 Meter tief abgestürzt sein. Die übrige Mannschaft, bis auf den Expeditionsleiter Moravec und Franz Huber, die im Basislager unter der Südwand als Besatzung zurückblieben, war inzwischen auf die Nordseite des Aconcagua hinübergewandert. Sie waren das innere Horcones-Tal hinuntermarschiert bis zur Einmündung des äußeren Horcones-Tales und in diesem weitergestiegen bis zum Ausgangspunkt für die Besteigung von Norden. Dieser Aufstieg stellte keine besonderen Anforderungen an die Bergsteiger, aber eine Reihe anderer Faktoren wirkten erschwerend auf den Ablauf dieser Besteigung. Außer den hier noch ausgeprägteren Temperaturgegensätzen zwischen Tag und Nacht ist es die isolierte Lage des Berges, die ihn sehr witterungsempfindlich macht. Während ringsum das schönste Wetter herrscht, hüllt sich der Berggriese in einen Wolkenmantel und gibt sich grimmig mit starkem Wind und intensivem Schneefall. Auch die sehr trockene Luft macht selbst gut akklimatisierten Bergsteigern zu schaffen. Dazu kommt das Tragen der Lasten, die neben dem Proviant die gesamte Ausrüstung mit Schlafsäcken und Kochgeräten umfassen. Man rechnet vom Ausgangspunkt bis zum Gipfel normalerweise drei Tage. Wir hatten die Aufgabe, den von Osten kommenden Partien entgegenzugehen und ihnen, wenn nötig, Unterstützung zukommen zu lassen. Aus diesem Grunde befand sich der Arzt bei unserer Gruppe.

Am 15. Februar erreichten Bernard Steulet und Kurt Pokos den Gipfel; am 16. Dr. Robert Eberle, Karl Maurer und Stefan Pauer. Am 17. erhielten wir von der absteigenden Ostwandgruppe Kenntnis vom ihr zugestoßenen Unglück. Am 18. Februar stiegen Kurt Pokos und Hans Mautner ab, um unter die Südwand zu gelangen und dem dort zu erwartenden Ferdinand Kritz entgegenzugehen. Am 19. Februar stiegen Fritz Moravec, Franz Huber, Bernard Steulet und der Schreibende zum Gipfel auf. Vom verunglückten Kameraden war, da auch noch schlechtes Wetter einsetzte, keine Spur zu entdecken. Nachdem am Tage darauf

auch Othmar König und Heini Hösel den Gipfel erreichten, stiegen die meisten von uns ab, um entweder ins Lager unter der Südwand zu wechseln, oder direkt an die Laguna Horcones zu gehen und die Gendarmerie vom Ausbleiben unseres Freundes zu benachrichtigen. Da Ferdinand Kritz nicht im Lager erschien, begann eine große Suchaktion, in deren Verlauf alle Leute noch einmal am Berg waren, auf dem Ostwand-Aufstieg wie auf der Normalroute. Trotz dem Einsatz eines Helikopters konnte man keine Spur des Vermißten finden. Erst nach einer Woche gelang es einer Gruppe, die auf 6000 Meter von der Normalroute zum Ostwandaufstieg querte, den tödlich Verunglückten in der oben erwähnten Schlucht zu sichten. Eine Bergung war wegen ständigen Eis- und Steinschlages nicht möglich. Das tragische Ereignis hatte natürlich seinen Einfluß auf die weitem Ziele unserer Expedition. Die behördlichen Formalitäten erforderten einige Zeit, und wir wollten den gebührenden Abschied von unserm Freunde nehmen. Auf dem Bergsteigerfriedhof des Aconcagua, der sich etwas unterhalb von Puente del Inca zwischen Bahn und Straße befindet, errichteten wir einen Gedenkstein und gedachten in einer schlichten Feier unseres toten Freundes.

Das dritte Ziel, das wir uns gesteckt hatten, gaben wir unter diesen Umständen auf und beschlossen, eine Woche früher als vorgesehen die Heimreise anzutreten. Nach einer Abdankung in der Kathedrale von Mendoza reiste der größere Teil der Mannschaft nach San Juan, während Hans Muttner und ich direkt nach Buenos Aires fuhren. Am 24. März trafen wir wieder in Zürich ein, jeder auf seine Art durch Erlebnisse bereichert.

ANDERS BOLINDER

PUNA DE ATACAMA

(*Argentinsisch-Chilenische Anden*)

VORWORT VON WITOLD H. PARYSKI

Die Puna de Atacama, die den höchsten Teil der Atacama-Wüste bildet, ist ein hohes Tafelland mit isolierten, schneebedeckten Gipfeln und einem Wirrwarr niedriger Berge und Hügel. Sie ist der dürrste und trostloseste Teil der Anden, ein windverwehtes Hochland, das schon mit Tibet verglichen worden ist. Lord Conway sagt: «Unter all den sonderbaren Landschaften, die es in der Welt gibt, ist sicher die Szenerie der Puna de Atacama eine der eindrucklichsten und phantastisch schön.» Dieses riesige vulkanische Gebiet gleiche vielleicht der Oberfläche des Mondes. Auf unserer Erde finde sich jedenfalls nichts Ähnliches.

Es war dieses Gebiet, genau gesagt der südliche Teil der Puna de Atacama, welches vor etwa dreißig Jahren das Interesse polnischer Bergsteiger erregte. Nur kurze Erwähnungen über einige hohe Berge in dieser Region und Walther Pencks Buch *Puna de Atacama* (1933) sowie das Kartenblatt *Atacama* (1927) der American Geographical Society aus der Südamerika-Karte (1:1 000 000) bildeten die spärlichen Unterlagen für die Pläne der polnischen Expedition von 1936/1937, an der ich teilgenommen habe.

Auch in Buenos Aires war es nicht möglich, ausführlichere Erkundigungen über dieses Gebiet zu erhalten, das wir am Neujahrstag 1937 erstmals betraten und das wir erforschen wollten.

Zweieinhalb Monate später verließen wir die Puna de Atacama, nachdem wir elf ihrer Berge über 6000 Meter (zwischen 6010 und 6885 m) und mehrere andere bestiegen hatten. Zahlreiche wissenschaftliche Beobachtungen wurden dabei vorgenommen und viele geologische und zoologische Objekte gesammelt.

Vom Standpunkt des Bergsteigers und Forschers hatten wir zweifellos mancherlei erreicht. Wissenschaftlich waren unsere begrenzten Pläne verwirklicht worden, aber wir hatten festgestellt, daß, wie erwartet, noch viel mehr auf diesem Gebiet durchzuführen wäre. Die wichtigste Tatsache war die Entdeckung, daß die Puna de Atacama eine Fundgrube von ungelösten archäologischen Problemen – sogar auf Berggipfeln über 6000 Meter – war. Unsere Pläne für eine neue Expedition mit dem Zweck, präkolumbianisch-indianische Überreste auf den Gipfeln

hoher Berge zu erforschen, waren durch den Zweiten Weltkrieg mit seinen Folgen vereitelt worden. Ich verfolgte deswegen mit großem Interesse in den darauffolgenden Jahren alle Berichte über Expeditionen in die Puna de Atacama, um zu erfahren, was andere entdeckt hatten. Neue Besteigungen waren, soweit es die Puna de Atacama betraf, von nebensächlicher Bedeutung, dagegen ist die Entschleierung des Geheimnisses der altindianischen Kulturreste auf den hohen Bergen dieses Gebietes das primäre Problem geworden.

Ich habe in dieser Hinsicht meinen bescheidenen Beitrag geleistet durch die Zusammenstellung aller auffindbaren Angaben in der Literatur und durch die Veröffentlichung derselben in der polnischen Bergsteigerzeitschrift *Taternik* (1956, Nr. 3-4).

Eine Serie neuer archäologischer Entdeckungen auf hohen Vulkangipfeln der Puna de Atacama wurde 1956 durch die Atacama-Expedition von Rebitsch und Bolinder eingeleitet. Es freute mich, nachträglich zu erfahren, daß sie meinen Expeditionsbericht von 1937 mitgenommen hatten. In den folgenden Jahren wurden meine Erwartungen über das Vorkommen altindianischer Bauten auf Lullaillaco bestätigt und die Konstruktionen, die von unserer Expedition 1937 auf dem Gipfel des Vulkans Copiapó entdeckt worden waren, untersucht. Ich bedauere außerordentlich, daß ich an den spätern Forschungen nicht mehr teilnehmen konnte, aber es bleibt mir die Befriedigung, daß die Arbeit der polnischen Expedition vor dreißig Jahren von Bergsteigern und Wissenschaftlern verschiedener Nationalitäten erfolgreich weitergeführt wird.

Der nachfolgende Bericht von Anders Bolinder vermehrt unser Wissen über die Puna de Atacama. Seine beharrliche Tätigkeit in der erwähnten Erforschung sowie seine interessante Darstellung der Geschichte der Erschließung dieser vulkanischen Hochwüste verdient unser Interesse und unsere Anerkennung.

Man kann über die Puna de Atacama nichts berichten, ohne zuerst den Namen Walther Penck (1888–1923) zu erwähnen.

Sein Vater war der berühmte deutsche Geograph Albrecht Penck (1858–1945), der als Einleitung zum Tagebuch seines früh verstorbenen Sohnes schrieb:

«Was ist die Puna? Für den einen die in Südamerika gefürchtete Bergkrankheit, für den andern das Land, in dem sie herrscht, ein Hochland, das sich zusammenhängend über Zehntausende von Quadratkilometern ausdehnt. Das Hochland ist der Sockel von Bergen, deren schneebedeckte Häupter als ‹Nevados› 6000 Meter überschreiten. Kein Wunder, wenn die Bergkrankheit schon viele befällt, die lediglich über das Hochland hinwegziehen, daß für die meisten dessen Hochgipfel unbesteigbar sind.»¹

Professor Arnold Heim, der in den vierziger Jahren die Puna-Landschaft gesehen hat, schildert diesen Teil von Südamerika folgendermaßen: «Die Wüste von Atacama (Nordchile), die trockenste der Erde, erstreckt sich von der chilenischen Küste westlich hinauf bis zur Wasserscheide und Landesgrenze gegen Argentinien. Sie wird bestimmt durch die höchsten Vulkane der Erde, die der Hochfläche wie Hüte aufgesetzt sind.»²

Diese Puna, mit einer durchschnittlichen Höhe von 4000 Metern, erstreckt sich von Süden nach Norden und senkt sich allmählich zum etwas freundlicheren Hochland von Bolivien (Altiplano, zwischen West- und Ostkordilleren), das sich im Hochland von Peru fortsetzt. Von hier aus erstreckte sich einst das Inkareich über die Puna hinweg. Heute umfaßt Bolivien nur ihre letzten nördlichen Ausläufer. Nach Süden endet die Hochwüste mit den Vulkangruppen Pissis und Bonete.

Arnold Heim schreibt ferner: «Außer den wenigen Topographen, welche um die Jahrhundertwende die Puna in den Grenzgebieten zu vermessen hatten³, und verwegenen Schmugglerbanden wird sie so weit als möglich gemieden. Wegen der völlig menschenleeren Öde und der Wasserarmut sind die Vulkane sehr schwer zugänglich. Nur einzelne enthusiastische Alpinisten haben es gewagt, die schneebedeckten Gipfel zu besteigen. Der erste war Walther Penck,

¹ Walther Penck, *Puna de Atacama. Bergfahrten und Jagden in der Kordillere von Südamerika*. Stuttgart 1933. – 2. Auflage 1938 unter dem Titel *Durch Sandwüsten auf Sechstausender*. – 3. Auflage 1942.

² Arnold Heim, *Südamerika*. Bern und Stuttgart 1953.

³ Die englische Kommission, die zur Beilegung des Grenzstreites zwischen Argentinien und Chile herbeigerufen wurde.

der begabte junge Geograph und Geologe, der sich als Forscher schon einen hohen Ruf erworben hatte. Als Vierundzwanzigjähriger war er von 1912 bis 1914 von der argentinischen Regierung beauftragt, den südlichen Teil der Puna geographisch und geologisch aufzunehmen.»

Walther Penck wurde der eigentliche Erschließer dieser Welt. In Europa hatte er, kaum zwanzigjährig und wie immer führerlos, den Mont Blanc überschritten und alle Dolomitentürme erstiegen. Zwei große Reisen nach Südamerika schenkten ihm Erlebnisse, wie sie nur wenigen vergönnt sind. Er durchquerte die Puna in ihrer ganzen Breite, zwischen dem Gran Chaco und dem Stillen Ozean, zwischen Tucuman (Argentinien) und Caldera (Chile), und kam nordwärts bis nach Antofagasta de la Sierra. Im Januar 1913 bestieg er erstmalig als Alleingänger den Nevado Bonete (6410 m) während eines Schneesturmes, der ihm beinahe das Leben kostete. Im Dezember des gleichen Jahres bezwang er die Vulkane San Francisco (6010 m), die er als die wohl schwerste Tour seines Lebens bezeichnete, und den Nevado Incahuasi (6620 m), wobei er eine präkolumbianische Ruine am letzterwähnten Gipfel entdeckte.

Im Dezember 1913 wurden auf Standorten in fast 5000 Meter Höhe die Arbeiten für die Karte der Famatina-Kette und des Chaschuil-Tales abgeschlossen. Mit grünem Gezweig um den Eispickel, den er als Christbaum vor das Zelt stellte, feierte er den Weihnachtsabend in 4400 Meter Höhe.

Über die Strapazen und Entbehrungen bei den Besteigungen in diesem Gebiet schreibt Walther Penck: «In der Puna habe ich kennengelernt, was Hochtouren sind, habe ich gesehen, daß wir Europäer Kinder im Dulden sind, daß unsere Hochtouristik nur Sport ist – keine Strapaze, keine Notwendigkeit, Schweres zu tragen...» Und später: «Hier in der Puna ist alles anders.» Zehn Jahre nach seinen Fahrten in der Puna ist Walther Penck im Alter von 35 Jahren gestorben. Sein Reisetagebuch gehört heute zur klassischen Literatur seines Faches. Die Puna aber hat sich in der Zwischenzeit kaum verändert.

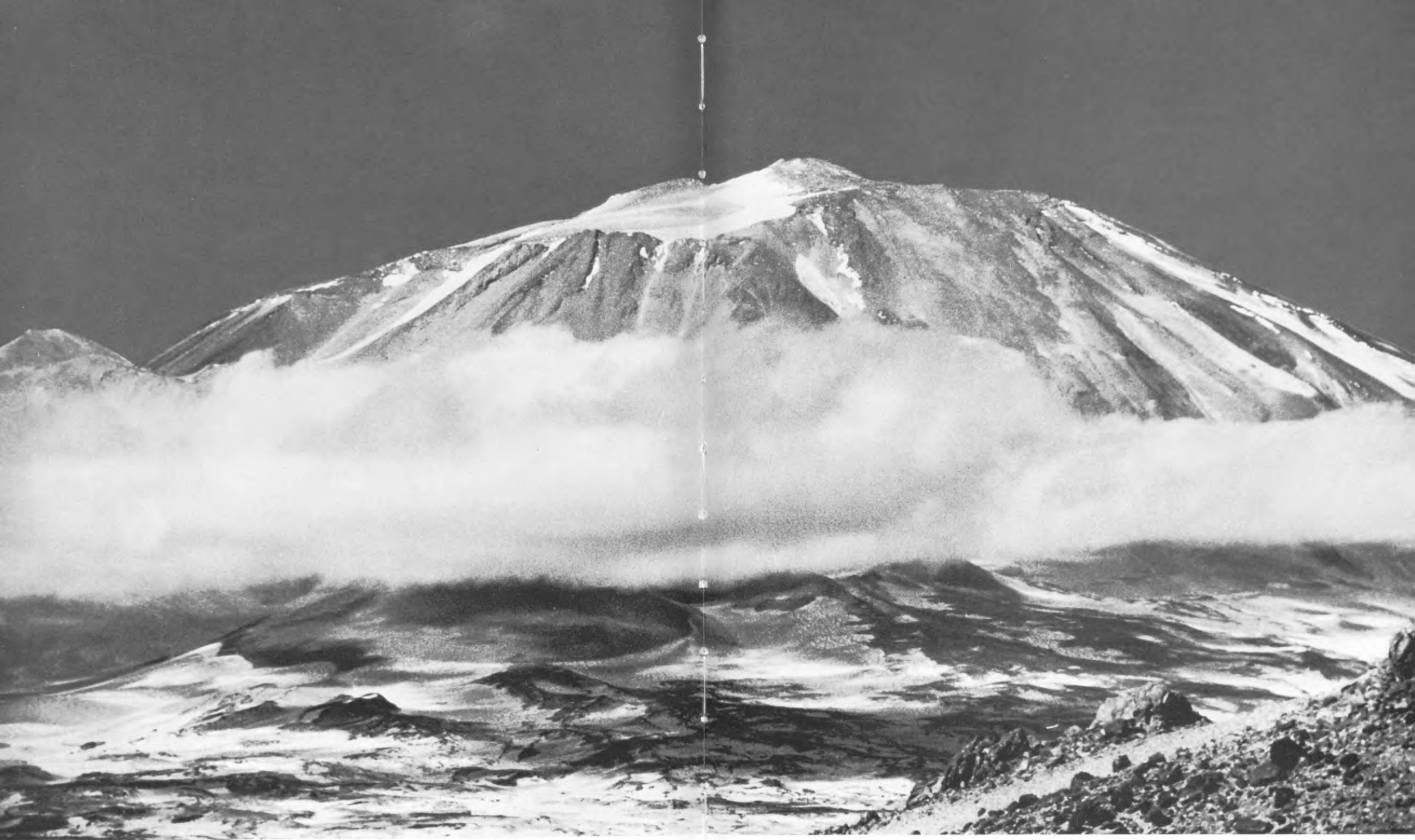
DIE ZWEITE POLNISCHE ANDEN-EXPEDITION 1936–1937¹

Mehr als zwei Jahrzehnte später wurde die höchstgelegene Vulkanwüste der Erde wieder von Bergsteigern besucht. Die zweite Polnische Anden-Expedition war hervorragend ausgerüstet und bestand aus vier erfahrenen Bergsteigern:

¹ Spezialbericht von Witold Paryski in gekürzter Zusammenfassung.



49 DER ERLOSCHENE VULKAN NEVADO INCAHUASI (6620 m) im Süden der Puna de Atacama. Im Vordergrund eine Lamaherde beim Dorf Las Cuevas auf ca. 4100 Meter. Photo: Anders Bolinder.



50/51 DER GIPFELAUFBAU des erloschenen Vulkans Incahuasi (6620 m). In Bildmitte die höchste Erhebung des Kraterrandes. Am linken Bildrand der Incahuasi Chico (ca. 5900 m). Teleaufnahme von Las Cuevas (ca. 4100 m). Photo: Anders Bolinder.



52 DIE ERLOSCHENE VULKANGRUPPE Cerros de Nacimientos (6493 m). Normalerweise beinahe schneefrei, ging die Schneegrenze 1965 ausnahmsweise bis auf ca. 5500 Meter hinunter. Im Vordergrund das steinige Paßfeld Campo Negro (ca. 5000 m). Photo: Anders Bolinder.

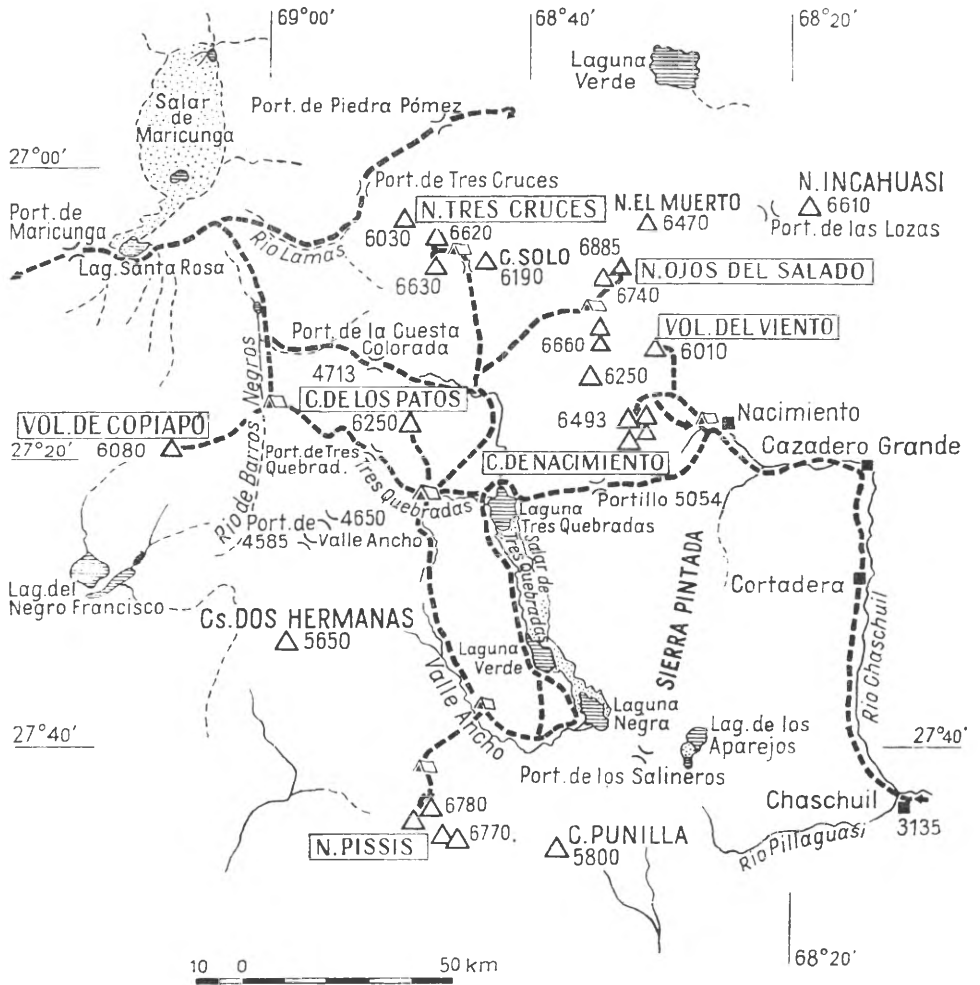
Justyn T. Wojsznis, Stefan Osiecki, Witold H. Paryski und Jan A. Szczepanski. Sie starteten Ende Dezember 1936 von der kleinen Stadt Tinogasta (Endstation der 1600 km langen Bahnstrecke von Buenos Aires) auf 1200 Meter Höhe in der Provinz Catamarca und zogen mit vier Arrieros und 25 Mauleseln ins Gebirge, um etwa zehn Tage später ihr Hauptquartier an der Salina Verde bei Tres Quebradas (4300 m) aufzuschlagen, im Herzen der Puna, umgeben von großartigen Vulkanen. Von dort aus wurden die riesigen Nevados angegriffen, aber sie waren fast alle nur durch lange und anstrengende Anmarschwege zu erreichen. Der in der Nähe vom Hauptlager stehende *Cerro de los Patos* (6250 m) wurde zuerst versucht, und in zwei Tagen gelangten alle vier Teilnehmer auf den höchsten Gipfel. Alle litten sehr unter der großen Höhe.

Nachher wandte man sich dem Nevado Pissis zu, aber nach einem schwierigen Anmarsch folgte ein plötzlicher Wettersturz, und die ganze Mannschaft mußte nach Tres Quebradas zurückkehren. Um Zeit zu gewinnen und um mehr Beweglichkeit zu erhalten, teilte man sich dann in zwei Gruppen auf.

Anfang Februar 1937 bezwangen zuerst Wojsznis und Paryski die Vulkangruppe *Nacimientos* (6493 m), und nachher bestiegen Osiecki und Szczepanski den höchsten Gipfel des *Nevado Pissis* (6780 m), den vierthöchsten Berg Amerikas. Inzwischen hatten die erstern weite Erkundungen gegen den Nevado Incahuasi und Nevado Ojos del Salado ausgeführt, wobei Wojsznis allein einen etwa 6200 Meter hohen unbenannten Vulkan östlich des Cerro Sin Nombre (6637 m) bestieg.

Bei einer späteren Erkundung des Nevado Tres Cruces (6630 m) entdeckte Wojsznis einen wahrscheinlich möglichen Zugang zum Nevado Ojos del Salado von Südwesten her. Diesen damals fast unbekanntem Giganten hatte die Expedition bereits ins Auge gefaßt. In Argentinien war nichts Sicheres darüber zu erfahren, obwohl Gerüchte behaupteten, daß der Berg höher als der Aconcagua (6959 m) sein könnte. Eine chilenische Karte gab die Höhe mit 6870 m an.

Während sich Osiecki und Paryski dem Massiv *Tres Cruces* widmeten und dessen beide höchsten Gipfel (6630 bzw. 6620 m) bezwangen, zogen Wojsznis und Szczepanski gegen den Ojos del Salado. Dank dem außerordentlichen Einsatz des Arrieros konnten sie das vorgeschobene Basislager auf 5800 Meter aufstellen. Nach zwei Tagen, zu Fuß über endlose Hügel, steile Schutthänge und Felder mit Bübereis traversierend, erreichten die beiden einen Nebengipfel (6720 m), und am folgenden Tag, am 26. Februar, wurde der höchste Gipfel des *Nevado Ojos del Salado* (6885 m nach neuen Messungen), der zweithöchste Berg Amerikas, von Wojsznis und Szczepanski erstmals bestiegen.



Puna de Atacama (Argentinisch-Chilenische Anden) südlicher Teil. Mit Routen und Lagern der zweiten Polnischen Anden-Expedition 1936-37.

Der schwierigste Berg war bezwungen, und die bergsteigerischen Ziele der Expedition waren erreicht. Beim Auszug nach Chile über Portezuelo Tres Quebradas (4870 m) gelang Paryski und Osiecki anschließend die Besteigung des Vulkans Copiapó oder *Cerro Azufre* (6080 m). Es waren glänzende bergsteigerische Leistungen, aber auch die wissenschaftlichen Ergebnisse erwiesen sich als beachtlich. Von besonderer Bedeutung waren die archäologischen Entdeckungen auf zwei Hochgipfeln, entlang der alten Paßrouten. Ferner konnte man feststellen, daß die vulkanische Aktivität in diesem hohen Gebiet nicht aufgehört hatte. Auf dem Ojos del Salado wurde ein großer, noch wirksamer Geysir in etwa 6500 Meter Höhe entdeckt. Dieser Berg muß als der höchste Vulkan der Erde betrachtet werden.

Es war eine der bisher erfolgreichsten Anden-Expeditionen.¹

DIE EXPEDITIONEN DER NACHKRIEGSZEIT

Nach dem Zweiten Weltkrieg erweckte die Puna de Atacama auch das Interesse argentinischer Bergsteiger. 1951 und 1952 versuchten Expeditionen aus Jujuy und Mendoza den Ojos del Salado auf verschiedenen Wegen anzugehen, kamen aber nur bis an die niedrigeren Hänge dieses Riesenvulkans. Im Februar 1955 machten Andinisten aus Tucumán den gleichen Versuch, indem sie der polnischen Route folgten. Wegen Unkenntnis des Geländes gerieten sie zu weit südlich und erstiegen dabei erstmals den etwa 6400 Meter hohen Nordgipfel des *Cerro Sin Nombre*.

Die Österreichisch-Schwedische Atacama-Expedition 1955/1956 startete vom Dorf Fiambalá aus, etwa 50 Kilometer nördlich von Tinogasta. Über Cazadero Grande erreichte die Maultierkarawane nach einer Woche Aguas Calientes auf 4200 Meter, wo das erste Basislager errichtet wurde. Die Leitung hatte der bekannte Innsbrucker Alpinist Hias Rebitsch. Die übrigen Teilnehmer waren Anders und Verena Bolinder und der Argentinier Sergio Domicelj. Vom Paß Lagunas Tres Negras wurden zuerst zwei unbenannte Vulkane erstiegen (ca. 6000 bzw. 5800 m). Dann griffen Rebitsch und Domicelj auf diesem von Südosten her direkten Weg den *Ojos del Salado* an. Am 2. Februar 1956 gelang Rebitsch im Alleingang die Zweitersteigung dieses gigantischen Berges, während Domicelj in 6400 Meter Höhe wegen Erfrierungen zurückbleiben mußte. Fast gleichzeitig

¹ *Taternik*, Nr. 3-4, 1956. - W.H. Paryski, *W Gorach Atakany*. Warszawa 1957.

bestiegen Anders und Verena Bolinder erstmals den *Cerro Aguas Calientes* (5517 m), und später erstieg Anders Bolinder allein den *Incabuasi Chico* (ca. 5900 m), wobei er auf Reste präkolumbianischer Siedlungen in mehr als 5000 Meter Höhe stieß.

Der zweite Teil der Expedition galt dem rätselhaften Vulkan *Cerro Galán* in der zentralen Puna. Dort wurden auf fast 6000 Meter Höhe auf dem Gipfel nach dreitägigen mühevollen Ausgrabungen von Rebitsch, zum Teil mit Hilfe von Bolinder, einzigartige Inka-Figuren aus getriebenem Silber aufgefunden. Damit kam die Expedition auch zu einem archäologisch erfolgreichen Abschluß.¹

Inzwischen wurde der *Ojos del Salado* von drei andern Expeditionen angegangen. Zwei argentinische Gruppen, aus Tucumán und Catamarca, versuchten erneut ihr Glück auf der Polen-Route, mußten aber auf etwa 6500 Meter aufgeben. Dagegen gelang es einer chilenischen Militär-Expedition am 5. und 6. Februar 1956, den höchsten Gipfel sowie einen gleich hohen Felskopf von Norden her zu bezwingen. Da die Chilenen auf Grund von Aneroidmessungen behaupteten, die Höhe dieses Berges betrage mehr als 7000 Meter, unternahm eine Expedition des American Alpine Club im Juli und August des gleichen Jahres eine Neuvermessung. Der Leiter Adams Carter teilte nachher mit, daß sie die genaue Höhe mit 6885,5 m festgestellt hätten. Diese Kote ist seither allgemein übernommen worden.

Die vierte Besteigung des Ojos del Salado war auch die erste argentinische: Im Januar 1957 erreichten zwei Mitglieder einer neuen Tucumán-Expedition, geführt von J. Femenias, den Gipfel auf der gleichen Route wie Rebitsch.

Ein Jahr später kamen weitere Argentinier mit E. Nucifero auf diesen zweithöchsten Gipfel ihres Landes. E. Nucifero gelang 1959 auch die Besteigung des *Nevado Incabuasi*. 1960 gelangten wiederum zwei argentinische Expeditionen auf den Ojos del Salado.

Die Österreichisch-Argentinisch-Schwedische Atacama-Expedition 1965 unter Mathias Rebitsch und den Teilnehmern Benjamin Dixon, Sergio und Joan Domicelj sowie Anders und Verena Bolinder zog auf der polnischen Route nach Tres Quebradas, wo Mitte Februar das Hauptlager errichtet wurde. Rebitsch und Dixon bestiegen den Vulkan *Azufre* (6080 m) in Chile und untersuchten dort während dreier Tage die Kultstätte, die bereits von der polnischen Expedition 1937 entdeckt worden war. Unterdessen glückte Sergio Domicelj im Alleingang die Erstbesteigung des Westgipfels des *Cerro de los Patos* (5950 m).

¹ Mathias Rebitsch: *Die silbernen Götter*. München 1957.

Das Ehepaar Bolinder erkundete inzwischen einen Durchgang gegen den Nevado Pissis. Die klimatischen Verhältnisse waren damals unwahrscheinlich schlecht. In diesem Gebiet liegt normalerweise die wohl höchste Schneegrenze der Erde auf ca. 6400 Meter Höhe, aber im Südsommer 1965 ging sie zeitweise bis auf 5000 Meter hinunter, was die Tätigkeit der Expedition stark behinderte. Im März wurde das Basislager an der Salina Incahuasi (ca. 4000 m) errichtet, von wo aus Rebitsch und Domicelj zuerst den *Cerro Dos Conos I* (5860 m) bezwangen und später den Gipfel des *Cerro Peinado* (5740 m), beides wahrscheinlich Erstbesteigungen in moderner Zeit.

Anders und Verena Bolinder erstiegen erstmalig den *Cerro Bertrand* (ca. 5500 m), wobei auch der Arriero Victor Bustamente bis zum Gipfel mitging. Später erstiegen sie noch den *Cerro Morochu II* (5420 m). Von dort aus konnte ein voller Einblick in die gesamte Ojos del Salado-Kette gewonnen werden.

Auch während der zweiten Hälfte der Expedition wurden bedeutende altindianische Kulturreste in großer Höhe und auf Gipfeln entdeckt. Es soll hier noch kurz erwähnt werden, daß der *Llullaiyaco* (6723 m) in der nördlichen Puna de Atacama seit 1952 im Brennpunkt der bergsteigerischen Tätigkeit sowie der andinen Archäologie steht. Seit der Erstbesteigung in moderner Zeit (1952 oder 1953) wurden verschiedene altindianische Anlagen auf diesem Vulkan gesichtet und vor allem durch die Rebitsch-Expeditionen von 1958 und 1961 systematisch untersucht. Es handelt sich hier zweifellos um die höchstgelegenen (über 6700 m!) archäologischen Funde der Erde. Der eigentliche Entdecker dieser präkolumbianischen Bauten sowie derjenigen auf dem Gipfel des Cerro Galán war der Österreicher Dr. Rudolf Dangl (Buenos Aires), der Anfang der fünfziger Jahre als Arzt in Nordargentinien wirkte und dabei verschiedene Erstbesteigungen in der Hochpuna durchführte.

Schon 1901 entdeckten die beiden Schweden von Hofsten und Fries (Mitglieder der von Nordenskiöld und von Rosen geleiteten Expedition) auf dem Gipfel des *Nevado Chañi* (6200 m) in Nordargentinien Mauerreste und Kulturfunde sowie Ruinen eines großen Indiodorfes auf etwa 5000 Meter Höhe.¹ Wenige Jahre später fand Fritz Reichert Brennholz auf dem *Cerro Socompa* (6050 m). Die ersten Kulturfunde in der Puna de Atacama wurden in moderner Zeit wahrscheinlich von Francisco San Roman 1885 auf dem *Cerro Chuculai* (5430 m) gemacht, auf dessen Gipfel er deutliche Spuren einer frühen indianischen Besteigung vorfand.

¹ Eric von Rosen, *Eine vergangene Welt*. Stockholm 1919.

Nach ein paar Stunden Aufstieg vom Hochlager ruhen wir uns kurz aus. Don Victor, unser tapferer Arriero, begleitet uns, aber er ist bereits abgekämpft und friert erbärmlich in der dünnen, eisigen Luft. Ich gebe ihm etwas zu trinken und leihe ihm meinen Sturmanorak. Cocakauend setzt er sich unter einen großen Felsblock, erklärt sich aber doch bald wieder bereit, höher zu steigen. Der Wind wird langsam stärker, die ersten Schneefelder erscheinen. Der Schnee ist noch trocken und fest; es ist früher Nachmittag. Schritt für Schritt geht es höher. Ab und zu hängen wir buchstäblich an den Skistöcken, um Atem zu holen. Neue Gebirgszüge tauchen am Horizont auf. Weißgekrönte Vulkangipfel ragen in allen Richtungen hoch über die Puna – eine schmutziggelbe und dunkelbraune Welt endloser menschenleerer Öde.

Verlassenheit ist das beherrschende Gefühl in dieser Hochwüste. Die Weiten wachsen über alle Dimensionen... Nun ziehen dunkle Sturmwolken von Osten herauf. Graue, diffuse Farbtöne ersetzen das Hellblau am Himmel, die Sonne verliert ihre Kraft, und wir spüren schauernd die zunehmende Kälte. Eigenartige, steile Felsbildungen zwingen uns auf den weiten Hang hinaus, dann geht es wieder direkt aufwärts, in der Richtung, wo ich den höchsten Gipfel vermute. Der Blick dehnt sich immer weiter aus; diese Landschaft ist von überwältigender Größe. Der Hang wird enger, fällt anscheinend ab, wohin? Nur eine ständige, fast krampfhaftige Willensanstrengung kann den Körper weiterzwingen in dieser atemraubenden Luft. Lavaschutt, Felsen, nun völlig mit Schnee bedeckt. Ein zackiger Grat wird unten sichtbar; er schien früher über uns zu sein, also gewinnen wir doch an Höhe.

Meine Frau und Don Victor bleiben etwas zurück, ruhen aus, an Felsen gelehnt. Ich warte, gehe noch ein Stück weiter, und als ich plötzlich das Ende unseres Aufstiegs erblicke, schlägt mir der Wind mit voller Wucht entgegen. Ich rutsche im Schutt zurück, gewinne wieder Gleichgewicht, muß dann jeden Schritt hinauf erkämpfen. Es geht über schwarzgrüne und hellbraune Tuffblöcke, die aus der weißen Decke herausstechen. Endlich nähern wir uns einem langgezogenen Fels, der den Abschluß des Hanges bildet, auf der andern Seite aber jäh in einen Abgrund abbricht.

Da stehen wir am Rande eines unwahrscheinlichen Riesenkraters, den unser Auge mit einemmal umfaßt. Sein Durchmesser dürfte nicht viel weniger als fünf Kilometer betragen! Ein ungeheurer Kraterrest. Schwarze, zackige Felsgrate, von denen Sand über steile, blockübersäte Schutthänge zum sanften

Boden des erloschenen Kraters zu fließen scheint. Dieser Kraterrand ist aber gleichzeitig auch der Gipfel dieses sonderbaren Berges.

Die Aussicht ist kaum faßbar: die höchsten Vulkane der Erde liegen alle im westlichen Horizontkreis, trotz sinkenden dunklen Wolkenmassen noch deutlich sichtbar. Im Norden reihen sich mehrere große Schneeberge auf – eine fast unbekannte Welt von Sechstausendern.

Auf dem Gipfel keine Spur von Menschen. Wir feiern den Erfolg mit heißem Tee, einem Schluck Cognac, Dörrobst und Schokolade. Don Victor erholt sich dadurch sichtlich; mit meiner Frau sucht er Windschatten in einer Nische im Abbruch, während ich fotografiere und die Sichtrichtungen aller Berge vermesse. Dann versuche ich über die steilen Felsen hinunterzuklettern, um den Krater genauer betrachten zu können. Entsetzt schreit Don Victor auf und versucht mich mit Gewalt am Weitergehen zu hindern. Er deutet hinunter, wo grundloser Sand und Schwefel das Leben bedrohen. Ich erinnere mich der unheimlichen Geschichten von Tieren, die im Punasand versunken sind.

Nach einer guten Stunde sind die geographischen Notizen erledigt. Wir bauen einen Steinmann, legen eine Blechdose mit Karten hinein und steigen eiligst ab. Sturmwind weht nun ununterbrochen, eine Art Finsternis schwebt drohend über der wilden Hochpuna; ein gewaltiger Wettersturz scheint unmittelbar bevorzustehen.

Wir eilen einen steilen Hang direkt hinunter. Dann bleibe ich etwas zurück, um weitere Aufnahmen zu machen, da verhängt sich der Riemen meiner Kamera an einem Fels. Beim Loslösen streift mein Blick einen merkwürdig geformten Stein, darunter ist eine Höhle mit einem rechteckigen Felsblock vor dem Eingang, daneben eine kleine Treppe. Ohne Zweifel: Es sind Reste menschlicher Bauten, Reste versunkener Kulturen auf mehr als fünftausend Meter Höhe! Dann fallen die ersten Hagelkörner, und meine Begleiter verschwinden den Hang hinunter. Ich kann sie nicht mehr zurückrufen, im heulenden Punawind erstickt jeder Laut. So muß ich wider Willen meine Entdeckung verlassen. Der Himmel ist fast schwarz geworden, und der Hagel trommelt unaufhörlich nieder. Weit unten hole ich die andern ein, und in den Zelten kann ich ihnen von der erregenden Entdeckung berichten. Nachtsüber fällt viel Schnee, und wir sind gezwungen, uns zum Basislager zurückzuziehen.

Beim Vorstoß zum Cerro Bertrand hatten wir gehofft, irgendwelche Spuren der Inkastraße in der südlichen Puna sichten zu können. Dieser innere Zweig der alten Heeresstraße des Sonnengottes erstreckt sich vom bolivianischen Altiplano südwärts durch die Puna in Nordargentinien und soll dann, die Anden

querend, sich der großen Küstenstraße anschließen, etwa auf der gleichen südlichen Breite wie die Stadt Copiapo. Bei Antofagasta de la Sierra verschwindet aber ihre Spur im Sand, und der weitere Verlauf ist unsicher.

Mit dem Fernglas suchte ich von der Buenaventura-Kette aus wiederholt die Gegend nördlich von Paso San Francisco (4726 m) ab, aber ohne etwas Eindeutiges zu finden. Durch Zufall trafen wir etwas später in diesem menschenleeren Hochland einen erfahrenen Arriero und Schmuggler, der uns über verschiedene Beobachtungen berichtete, die auf einen Verlauf der Inkastraße noch etwa 50 Kilometer weiter nördlich deuteten. Sogar die genaue Route zwischen Antofagasta de la Sierra und Potrerillos (Chile) konnte skizziert werden. Deren Untersuchung wäre eine lohnende Aufgabe für ein zukünftiges Unternehmen in der Puna.

Zuletzt gilt es einen vollen Einblick in die ganze Ojos del Salado-Kette zu gewinnen. Deshalb verlegen wir das Lager nach *Las Peladas* (4050 m), von wo aus Don Victor und ich den Cerro Morocho II (5420 m) erreichen wollen, dessen vorgeschobene Lage als geeigneter Panoramaberg mir schon 1956 auffiel. Im schwachen Morgengrauen ziehen wir los, meine Frau bleibt als Lagerwache zurück. Die Maultiere müssen uns zuerst einen steilen Hang hinauftragen, dann queren wir einen Grat und reiten dem Paso Morocho zu. Von dort aus eröffnet sich «eines der großartigsten Panoramen, die es vielleicht gibt» (Penck), und schweigend bewundern wir im ersten Morgenlicht die mächtigen Dome der beiden Nevados Incahuasi und San Francisco vor uns. Das Rosa dringt von den leuchtenden Schneekuppen die Hänge hinab, wie Flammen verbreiten sich die Sonnenstrahlen. Dann wird alles mit Gelb übergossen, das nachher in Weiß übergeht. Zuletzt stehen die Kolosse im vollen Tageslicht – überwältigender denn je!

Wir drehen vom Paß ab, direkt westlich einem Schutthang entlang und nachher langsam steigend zwischen hellbraunen Sandrinnen. Nun erreicht die Sonne auch uns, die Luft wird wärmer, die kaltgefrorenen Hände werden beweglicher. Höher oben liegt grober Schutt, gemischt mit schwarzgrünen Platten, und bald stehen wir vor einer steilen Blockhalde, wo die Mulas nicht mehr hinaufkönnen. Die Tiere zurücklassend, steigen wir zu Fuß weiter, aber es ist fürchterlich anstrengend im losen Blockwerk; alles wackelt und rutscht hinunter in diesem steilen Gelände. Das Steigen erfordert alle Kraft und Aufmerksamkeit, auch leichtes Klettern führt zu rascher Erschöpfung.

Don Victor lächelt mir zu, wir bleiben alle paar Schritte stehen, doch es geht aufwärts. Da entdeckte ich, geschützt unter einigen Blöcken, kleine Bündel von gelben Blumen, die an Edelweiß erinnern und stark aromatisch duften. Es ist

die *Flor de Puma*, die widerstandsfähigste aller Pflanzen in der Hochwüste, hier auf über 5000 Meter wachsend. Die Hirtin in *Cazadero Grande* (3400 m) hatte uns am Anfang der Expedition über die heilende Wirkung dieser Blume erzählt. Ich lege deswegen ein paar Bündel frei und verpacke sie sorgfältig in einer Schachtel.

Halb schlafend ruhen wir uns dann eine Weile aus, bis eine Willensanstrengung das Weitergehen erzwingt. Die Halde wird allmählich flacher, das Gelände einfacher, und wir gelangen unter einen langgestreckten Hügel, dessen Ende unser Ziel sein muß. Also noch einen Hang hinauf, rotbrauner Schutt mit festgepackten eckigen Steinen, hier und da kleine Schneeflecken. Plötzlich stehen wir auf dem Gipfelplateau und entdecken einen großen Steinmann, kaum hundert Meter entfernt. Dort angelangt, finde ich erst Zeit, die Welt um uns zu betrachten und mich über unser Wetter zu freuen. Ein schwacher, frischer Wind weht, die Luft ist kristallklar, der Himmel fast wolkenfrei, und das Dach Amerikas liegt greifbar nahe.

Don Victor ist sichtlich ermüdet und setzt sich im Windschatten nieder. Ich versorge ihn zuerst, damit er mir nachher behilflich sein kann. Das Panorama übertrifft alle Erwartungen, es ist noch großartiger als vom Bertrand. In der Tat habe ich den östlichen Gegenpol zum Panoramagipfel bei Tres Quebradas (westlich der Ojos del Salado-Kette) gefunden, so daß die Messungen von dort aus vollständig ergänzt werden können. Nach einigen zusätzlichen Beobachtungen untersuchen wir den Steinmann, doch ohne etwas darin zu finden. Auch sonst sind keine menschlichen Spuren zu entdecken. So bleiben uns unsere Vorgänger unbekannt; weder Penck noch die Grenzkommission waren hier. War es vielleicht der britische Ingenieur Flint, der vor mehr als hundert Jahren eine transandine Eisenbahn projektierte? Oder haben die farbschillernden Schichtungen dem Westgrat entlang einmal Prospektoren hinaufgelockt?

Wir bleiben mehr als zwei Stunden lang auf dem Gipfel. Die günstigen atmosphärischen Verhältnisse dauern an, und vor dem Abstieg mache ich noch ein paar Teleaufnahmen. Dann verlassen wir diesen großartigen Aussichtspunkt.

Unter freiem Himmel verbringen wir die Nacht bei Las Peladas. Im Licht der Taschenlampe lese ich noch einige Seiten aus dem Tagebuch von Penck, und am folgenden Tag ziehen wir seinen Spuren folgend weiter über die Famatina-Kette.



ERSTBESTEIGUNGEN IN DER ANTARKTIS

Amerikanische Antarktische Bergsteiger-Expedition 1966/67

Das Bergsteigen ist recht eigentlich ein Sport des entdeckungsfreudigen 19. Jahrhunderts, der von modernen Pionieren und Amateur-Geographen übernommen und weiterentwickelt wurde. Heute verfügt der Expeditionsbergsteiger – von wenigen Ausnahmen abgesehen – über eine Karte «seiner» Gebirgskette und über photographische Aufnahmen seines Zieles. Die An- und Rückmarschrouten sind bekannt und bereits begangen. Er bedient sich der Errungenschaften des Weltraumzeitalters, wie Sauerstoff, Kunstfasergewebe, gefriergetrocknete Nahrungsmittel und läßt sich mit Düsenflugzeugen so nahe wie möglich an seinen Berg heranfliegen. Dann setzt er den Weg auf Lastwagen oder mit Zugtieren fort, bis er schließlich gezwungen ist, sich mit dem ältesten aller Transportmittel, seinen eigenen Füßen, zu begnügen. Nachdem er von der Geschwindigkeit des Weltraumzeitalters zu derjenigen der Steinzeit zurückgekehrt ist, beginnt er neue Gipfel oder neue Routen zu schon bestiegenen Gipfeln zu suchen.

Bis auf eine Ausnahme unterscheidet sich das Bergsteigen in der Antarktis kaum von demjenigen in anderen Gebieten. Die höchsten Gipfel dieses Kontinents wurden erst im Jahre 1958 entdeckt, etwa zur Zeit, da Sputnik I die Erforschung des Weltraumes eröffnete. Die technologischen Fortschritte des letzten Jahrzehnts und die gewaltigen Anstrengungen, die in der Antarktis anlässlich des Internationalen Geophysikalischen Jahres 1957/58 unternommen wurden, ermöglichten es, das Dach dieses südlichsten Teiles der Welt zu entdecken und es den Bergsteigern zugänglich zu machen. Unserer Generation, der ersten, die die Wolken von oben gesehen kennt, blieb es vorbehalten, die höchsten Erhebungen der Antarktis zu bestimmen, zu benennen und aus der Luft zu kartographieren. Die Geologie dieser Gebirge haben Wissenschaftler untersucht, die mit Helikoptern und Schneefahrzeugen transportiert wurden. Uns Bergsteigern ließ der Gedanke keine Ruhe, daß diese Berge, die aus der Luft entdeckt wurden und mittels Helikopter erreichbar sind, unbestiegen waren. Und so machten wir uns daran, ein Projekt, das eigentlich dem 19. Jahrhundert angehörte, mit den technischen Hilfsmitteln des 20. in die Tat umzusetzen.

Den Lesern von «Berge der Welt» ist die Sentinel Range nicht unbekannt. Im Band 1960/61 wurden die ersten Aufnahmen dieser Kette publiziert, und im Band 1964/65 berichtete Bernhard Spörli über die Resultate der geologischen Expedition von 1963 in den Ellsworth Mountains. Eine in «Berge der Welt» erschienene photographische Aufnahme des 4965 m hohen Mt. Tyree, des zweithöchsten Gipfels der Antarktis, weckte das Interesse für diese Berge.

Die *Sentinel Range* ist ein naturgegebenes Ziel für eine bergsteigerische Erkundungsexpedition. Abgesehen vom höchsten Gipfel der Antarktis, dem 5139 m hohen Vinson-Massiv, umfaßt sie zahlreiche unbestiegene und verlockende Berge zwischen 4000 und 4900 Meter. Der Mt. Tyree ist mit seinen 1800 Meter hohen Wänden und seinen turmbewehrten Graten allein eine Expedition wert. Die Sentinel Range ragt nur 800 Kilometer vom Südpol entfernt und 2100 Kilometer östlich von McMurdo-Sound, der wichtigsten Antarktis-Basis der Vereinigten Staaten, aus einem Eisplateau empor und liegt völlig abgeschlossen im Innern des einsamsten Kontinents der Erde.

Als die zehn Mitglieder der amerikanischen Antarktis-Bergsteigerexpedition von 1966/67 am Westfuß der Sentinel Range standen, waren kaum acht Jahre vergangen seit der Entdeckung der höchsten Erhebungen dieser Gebirgskette und weniger als sechs Jahre, seit diese Gipfel offiziell als die höchsten der Antarktis anerkannt worden waren. Bereits seit dem Jahre 1963 hatten einzelne Gruppen innerhalb des «American Alpine Club» eine Expedition zur Sentinel Range geplant. Am Ende des Jahres 1966 erklärte sich das «National Science Foundation's Office of Antarctic Programs» bereit, in Zusammenarbeit mit der «US Navy's Antarctic Support Force» eine beschränkte Nachschubhilfe zu leisten. Für das geologische Programm der Expedition übernahm das «Committee for Research and Exploration» der «National Geographic Society» das Patronat. Daraufhin wurde ein zehn Mann starkes Team von Bergsteigern und Wissenschaftlern ausgewählt. Aus Seattle kam Peter Schoening, ein Veteran der amerikanischen K-2-Expedition von 1953 und der Gasherbrum-I-Expedition von 1958. Peter ist ein unermüdlicher Kletterer und besitzt eine ausgesprochene Vorliebe für das Prinzip «Handeln statt Reden». Ebenfalls aus Seattle kamen Eiichi Fukushima, Brian Marts und Richard Wahlstrom. Eiichi, ein Physik-Doktorand der Universität von Washington, war unser Fachmann für Elektronik und Funkverbindungen. Da er ein peinlich genauer Organisator ist, wußte er immer, in welcher Kiste sich ein von uns allen verzweifelt gesuchter Gegenstand versteckt hielt. Brian erwies sich – unbeeinflusst von der nie untergehenden Sonne des antarktischen Sommers – als der Schlafwandler der Expedition. Dick,

ein ehemaliger Olympiaruderer, vereinte die Kräfte eines Transportarbeiters mit dem kulinarischen Feingefühl eines Pariser Küchenchefs. Von Beruf ist er Versicherungsmathematiker, was für ein Expeditionsmitglied eher ungewöhnlich sein dürfte, auf uns aber überaus beruhigend wirkte: Wenn Dick eine Route gefiel, empfanden wir es immer als gutes Vorzeichen.

John Evans, Charles Hollister und William Long bildeten das Geologen-Team. Sowohl John als auch Bill waren «Antarktis-Veteranen». Bill, der Professor an der Methodistischen Universität von Anchorage (Alaska) ist, hatte an der «Marie Byrd Land Traverse» von 1957/58 teilgenommen; diese Expedition sah als erste die Sentinel Range vom Eis aus. John war Mitglied der geologischen Erkundungsfahrt nach dem Sentinel- und dem Heritage-Gebirge, welche die Universität von Minnesota im Jahre 1963/64 organisierte. Nun, da er seine Examen bestanden hatte, war ihm ein Helikopterflug angeboten worden, der ihn in die unmittelbare Nähe des Gipfels des Vinson-Massivs bringen sollte. Er lehnte ab, da er «es lieber richtig machen wollte». Charley Hollister, ein Maritimgeologe von der Columbia-Universität und vom «Woods Hole Oceanographic Institute», war der Chefhumorist unserer Equipe. Ob er im Messezelt Steaks briet oder auf Ölfässern wie ein Cowboy ritt oder lausbüßisch vorschlug, daß die besonderen Delikatessen «doch einem besonders Würdigen» zukommen sollten (womit er sich selber meinte) – Charleys ansteckendes Lachen machte ihn uns allen kostbar.

Barry Corbet besaß ganz besondere Gaben, war er doch auf seine Art ein Revoluzzer und doch nicht aus der Ruhe zu bringen. Er nahm an der amerikanischen Mount-Everest-Expedition von 1963 teil und war ein kraftvoller, talentierter Bergsteiger und der Kameramann unserer Expedition.

Die Leitung dieser in geographischer und beruflicher Hinsicht so uneinheitlichen Gruppe wurde Nicholas Clinch anvertraut, einem unscheinbaren Anwalt aus Los Angeles, der mit Erfolg die amerikanischen Besteigungen des Hidden Peak (1958) und des Masherbrum (1960) organisiert hatte. Mit seiner leicht gedehnten, an Texas erinnernden Sprechweise, seinen weitausholenden Abenteuer-geschichten und geschliffenen Anekdoten wirkte er wie Will Rogers¹ in einer Daunenjacke. Die Leitung einer Expedition beruhte nach seiner Ansicht auf offenen Diskussionen und auf der Zustimmung aller Teilnehmer.

Ich selber diente als Arzt. Wegen der hohen Tauglichkeit der Expeditionsteilnehmer und der Sterilität der antarktischen Umgebung war meine Praxis die am seltensten besuchte medizinische Einrichtung der Welt, und dies obwohl ich die Sprechstundenzeit durchgehend von 0 bis 24 Uhr ansetzte und auf besonderen Wunsch jederzeit aus dem Zelt geholt werden konnte.

¹ Amerikanischer TV-Star.

Die Expedition verließ Los Angeles am 3. Dezember um 23.59 Uhr. Die Tatsache, daß wir eine Minute vor Mitternacht abreisten, entsprach genau der Situation während der fieberhaften Vorbereitungsarbeiten der letzten Woche. Nick telegraphierte dem amerikanischen Alpine Club, der an diesem Abend sein alljährliches festliches Nachtessen in New York abhielt: «Abflug aller Pinguine nach Süden.» Wir flogen mit einem Verkehrsflugzeug nach Christchurch in Neuseeland und bestiegen dort am 6. Dezember eine «C-130 Hercules» der Luftwaffe, um die 3200 Kilometer nach McMurdo-Sound in der Antarktis zurückzulegen. Die ganze Ladekapazität des mächtigen Frachtraums dieses «fliegenden Güterwagens» war voll ausgelastet mit Menschen, Maschinen und Nachschub. Unsere 2000 Kilogramm Nahrungsmittel und Ausrüstung schienen ganz unwichtig, ja kaum sichtbar im überfüllten Laderaum des Flugzeuges. Ebenso zusammengewürfelt wie die Frachtgüter waren die Passagiere: Admiral Fred Bakutis, der Kommandant der amerikanischen «Antarctic Support Force», Edwin Clark, amerikanischer Botschafter in Australien, Schweißer und Metallarbeiter einer Firma der Schwerindustrie von Chicago, verschiedene Wissenschaftler und zehn lächelnde, rotjackige «Pinguine», die gerade damit beschäftigt waren, Pinguin-Abzeichen an ihre Kleidungsstücke zu nähen und die letzten Weihnachtskarten zu schreiben. Die Karten wurden in McMurdo-Sound aufgegeben und erhielten den antarktischen Poststempel der Marine, «Operation Deep Freeze».

Wir folgten der Küste Neuseelands in südlicher Richtung, konnten einen Blick auf die im Süden gelegenen Alpen werfen und flogen dann hinaus über den Pazifik, dem Ross-Meer entgegen. Am frühen Nachmittag überflogen wir Cape Adare und sahen zum erstenmal den antarktischen Kontinent, der unter dem strahlenden Polarhimmel glänzte. Im Westen ergossen sich Gletscherströme von unzähligen Gipfeln herunter und erreichten nach 4000 Meter Höhendifferenz das Meer, während sich im Osten das zerberstende Packeis des Ross-Meeres bis an den Horizont erstreckte. Der Mt. Erebus zeigte die Lage der Ross-Insel und des McMurdo-Sound an. Nick, der hinter einem zwei Meter hohen Stapel von Kisten mit rohen Eiern saß, schenkte seine ganze Aufmerksamkeit unserer sanften Landung, was zweifellos eng zusammenhing mit seiner besonderen Vorliebe für sorgfältig weichgekochte Eier, die er Rühreiern und Omeletten vorzog.

Während der folgenden 24 Stunden arbeiteten wir aufs eifrigste in McMurdo. Peter, Bill, Eiichi und ich besuchten die Radioschule und erhielten am Ende

unseres zweistündigen Kurses zwei Radiogeräte, Generatoren und Antennen zugeteilt sowie die Rufnummer «McMurdo 63». Andere absolvierten einen Lehrgang über Unterhalt und Einsatz von Motorschlitten oder begannen unser Material umzupacken. Weitaus am produktivsten arbeitete Bill Long. Nach Abschluß des Radiokurses begab er sich zum Lagerhaus der Navy und bereicherte unsere Vorratskammer um 60 Kilogramm soeben eingefrorener Steaks und vier Kisten entwässerter Fruchtsäfte!

Am 7. Dezember, im Laufe des Nachmittags (alle Datums- und Zeitangaben sind Lokalzeiten), befand sich die ganze Expedition mit beinahe 2½ Tonnen Material an Bord einer mit Schneekufen ausgerüsteten «C-130» unterwegs nach der Sentinel Range. Wir freuten uns, auch Admiral Bakutis wieder bei uns zu sehen. Wir überflogen das Ross-Eisschelf und das Plateau der westlichen Antarktis. Gegen 22 Uhr tauchte plötzlich die Sentinel Range am Horizont auf. Sie ragt über 3000 Meter aus dem Meer von Eis empor, in das sie eingebettet liegt. Mit einemmal waren alle Hoffnungen, Pläne und unser persönlicher Einsatz der letzten vier Jahre gerechtfertigt und belohnt. In Gruppen von zwei und drei eilten wir in den Mannschaftsraum, um zu fotografieren und hinunterzuschauen, und kehrten mit Gesichtern voll kindlicher Freude zurück. Zweimal umflogen wir den zentralen Teil der Bergkette. Unser Pilot, Commander Fred Schneider, und Admiral Bakutis freuten sich über diesen Anblick ebenso sehr wie wir selbst. Aufgeregt und geradezu wild gestikulierten wir: «Schau doch, die Westwand des Tyree! Glaubst du, daß es auf der andern Seite eine Route gibt? Welches ist der Gipfel des Vinson-Massivs? Gib mir die Polaroidkamera!»

Auf der Westseite der Berge gingen wir tiefer, um ein Loch in den unter uns liegenden Wolkenschichten und Eisnebeln zu suchen, die die Ebene bedeckten. Die schlechte Sicht verhinderte die Landung und zwang Commander Schneider, zur zwei Stunden entfernt gelegenen Byrd Station zu fliegen und klareres Wetter abzuwarten.

BESUCH IN EINER MONDSTADT

Unser Besuch in Byrd Station dauerte nur acht Stunden, war aber eines der ungewöhnlichsten Abenteuer der ganzen Reise. Als wir das Flugzeug verließen, sahen wir nur verstreut Radarantennen und Lüftungsschächte, die aus der Eisoberfläche herausragten. Eine Schneekatze fuhr uns über eine leichte Erhebung, drehte unvermittelt auf eine Rampe ab und glitt in eine Höhle hinunter, die in

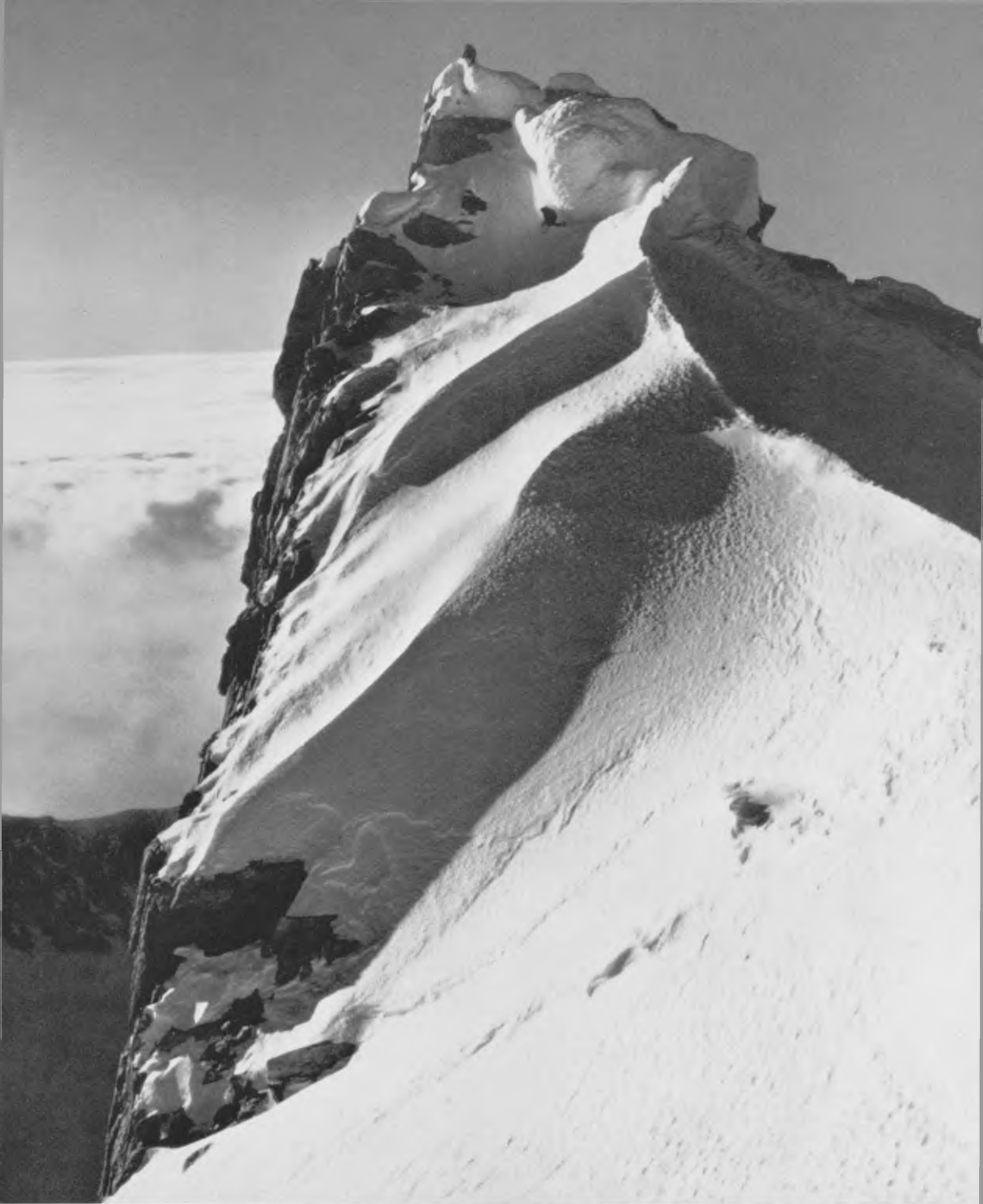
das Eis eingeschnitten war. Als sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, wurde mir klar, daß wir uns in einer «unterirdischen» Garage befanden, die von einem Schneedach überdeckt und mit Stahlträgern abgestützt war. An der gegenüberliegenden Eiswand hing eine Holztüre, die sich wie ein dekoratives Gemälde ausnahm. Jenseits der Türe lag ein Netz von Tunnelgängen, die gleich gebaut waren wie die Garage, in die aber rechteckige Räume mit isolierten Wänden eingefügt waren. Die Türöffner glichen denjenigen von Kühlschränken. In dieser eingegrabenen Stadt bekamen wir zum Frühstück frische Eier mit Schinken und schliefen dann einige Stunden, bevor wir zum Flugzeug zurückkehrten. Es war in der Tat ein Besuch in einer Mondstadt.

DIE SENTINEL RANGE

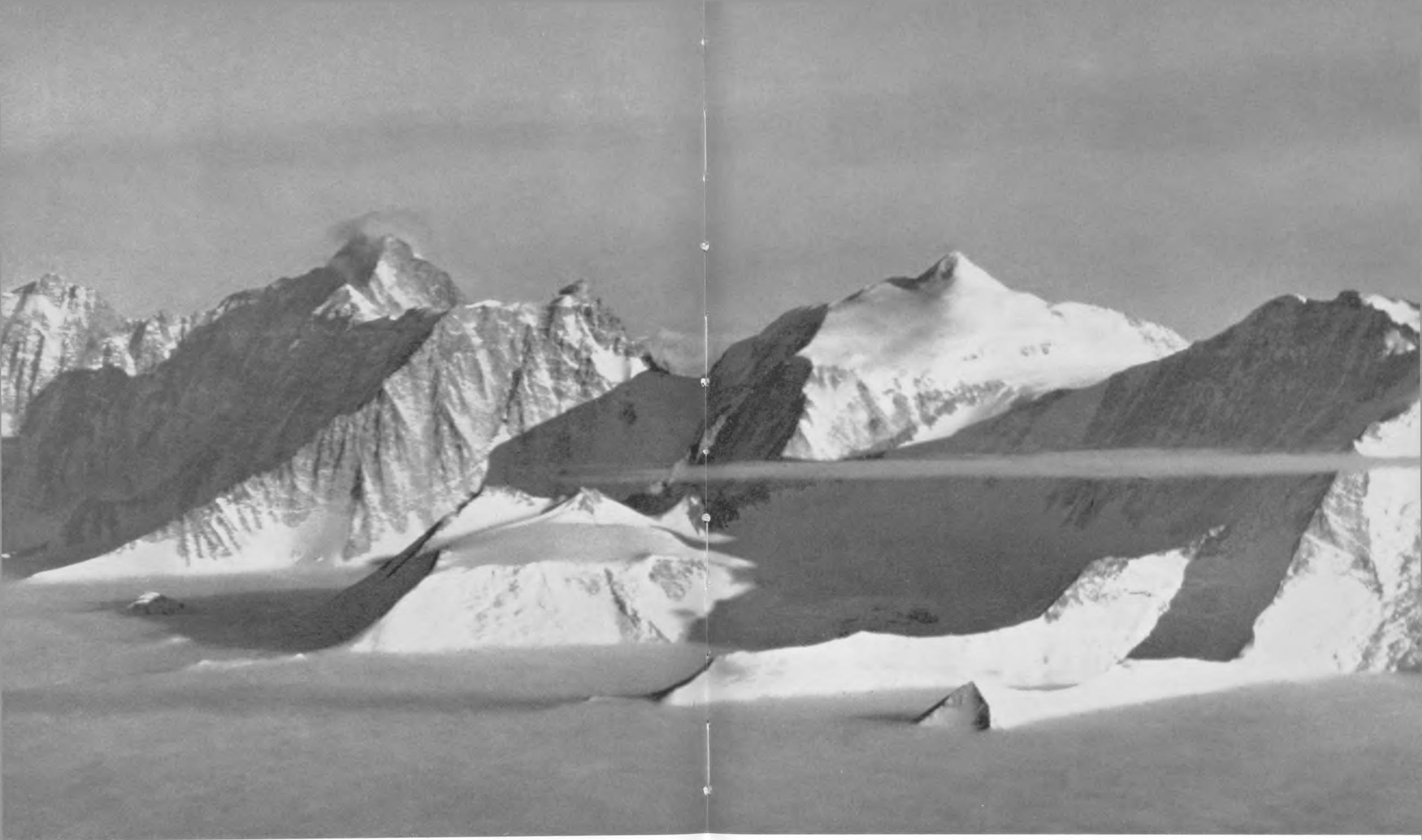
Als wir uns wieder den Bergen näherten, war die Ebene immer noch teilweise von Wolken bedeckt. Wir konnten daher den im voraus bestimmten Platz, an dem die Navy vor vier Tagen unsern Brennstoff gelandet und deponiert hatte, nicht ausmachen. Im jetzigen Augenblick waren wir aber viel zu sehr mit der Frage der Landung beschäftigt, um an die Schwierigkeiten zu denken, die das Auffinden dieses überaus wichtigen Brennstofflagers auf der weiten Eisfläche bedeuten würde. In den folgenden Tagen sollten wir für unsere Gedankenlosigkeit büßen.

Commander Schneider fand eine Lücke in den Wolken und stieß hindurch. Die Landung eines viermotorigen Flugzeuges auf einer Eisfläche unterscheidet sich – wie wir gleich feststellen konnten – merklich von allen andern Landungen, die wir erlebt hatten. Bevor Commander Schneider die Maschine dem Eis anvertraute, testete er dessen Oberfläche. Das Flugzeug fegte mit einer Geschwindigkeit von 200 Kilometer knapp über das Eis hinweg und ging schließlich nieder. Seine Hauptskier ratterten auf der rauhen Oberfläche, aber zu unserem Erstaunen stieg die Maschine sogleich wieder auf. Der Pilot flog einen Kreis, überprüfte seine Spuren und wiederholte den ganzen Vorgang zwei weitere Male, bis das Flugzeug schließlich 32 Kilometer westlich der Berge auf den Skiern zum Stehen kam.

Wir luden unser Material aus, dankten dem Admiral und Commander Schneider und hörten aufmerksam zu, als sie uns erklärten, wo sich unser Brennstofflager befand. In der Ferne sahen wir eine Reihe von Nunatakern (Felsrippen). «Geht einfach um die Nunataker herum», riet uns Commander Schneider, «und



53 GIPFEL DES MOUNT OSTENSO (4179 m) gegen Westen. Sentinel Range, Antarktis. Am 12. Januar 1967 erstmals bestiegen durch Evans, Wahlstrom, Hollister und Silverstein der Amerikanischen Expedition. Photo: Samuel Silverstein.



54/55 BLICK ÜBER DIE GIPFEL DER SENTINEL RANGE, der höchsten Gebirgskette der Antarktis. Von links nach rechts: Mount Gardner, Mount Tyree, Mount Shinn, Vinson Massiv (5138 m). Luftaufnahme von Samuel Silverstein.



56 MOUNT GARDNER (4687 m) vom Mount Tyree aus gegen Westen, Sentinel Range, Antarktis. Erstmals bestiegen am 31. Dezember 1966, 2. und 7. Januar 1967 von der gesamten Mannschaft der Amerikanischen Expedition. Photo: John Evans.

ihr könnt es nicht verfehlen. Die Fässer liegen längs der Nunataker.» Vorsichtshalber nahm Nick die Karte entgegen, auf der sie das Brennstofflager eingezeichnet hatten. Hellscherisch spottete er: «Das ist nur, damit ihr nicht mit mir schimpfen könnt, wenn wir den Brennstoff nicht finden.» Dann wurden die «JATO»-Behälter montiert (Jet-Assisted Take-Off, das heißt Startraketen mit Düsenantrieb, die zusätzlich nötig sind, um diese mächtigen Flugzeuge vom Eis abzuheben), und dröhnend stieg die Riesenmaschine auf. An der westlichen Abdachung der Gebirgskette schwebten einige Wolken; das einzige Geräusch war das leise Sirren des Schnees, der durch die «Sastrugi», die welligen Furchen des gefrorenen antarktischen Meeres, fegte. Wir waren allein in einer Ecke des einsamsten und verlassensten Kontinentes dieser Erde. Unser Verstand begriff diese Tatsache, und vernunftmäßig waren wir überzeugt, damit fertigzuwerden. Doch erst, als wir uns anschickten, ein Lager einzurichten und das Brennstoffdepot zu suchen, begannen wir die unerhörte Weite unserer neuen Umgebung wirklich zu erfassen. Eiichi setzte sogleich unser Radiogerät in Funktion. Wir horchten ängstlich mit, als er unsere Rufnummer wiederholte: «Hier McMurdo 63, wir rufen alle Stationen.» Und dann kam die Antwort: «McMurdo 63, hier spricht die Südpolstation.»

Am Nachmittag fuhren Peter und John mit dem Motorschlitten los, um den Brennstoff zu holen. Man stelle sich unser Entsetzen vor, als sie mit leeren Händen zurückkehrten, obwohl sie das auf der Karte bezeichnete Gebiet abgesucht hatten. Am folgenden Tag versuchten es Bill und John nochmals, wiederum erfolglos. Das Problem war so groß wie das Plateau: Irgendwo im Südwesten hatte die Navy auf einem flachen weißen Plateau zwei rote Ölfässer deponiert. Gab es etwas Einfacheres? Das Plateau war aber nicht flach. Es war leicht gewellt, stieg hier um zwei Meter an und senkte sich dort wieder um drei Meter. Von der Luft aus gesehen, waren diese Wellen so geringfügig, daß sie bedeutungslos erschienen; vom Boden aus gesehen, hätte man ganze Armeen darin verbergen können. Um weiträumig und wirksam suchen zu können, mußten wir den Motorschlitten benutzen, in dem wir weißes Benzin, das heißt unseren kostbaren Kochbrennstoff, verbrannten. Ohne den Motorschlitten waren wir nicht in der Lage, unser bergsteigerisches und wissenschaftliches Programm zu bewältigen; wir konnten es uns aber nicht leisten, endlos mit dem verfügbaren Brennstoff zu suchen. In der Ferne lagen die Berge und wirkten mit ihrer ganzen Anziehungskraft drängend auf uns ein.

Am Abend des 8. Dezember hielten wir im Messezelt eine Besprechung ab. Wir waren einstimmig der Ansicht, daß wir etwas unternehmen mußten. Am

folgenden Tag sollten wir zu sechst einen Schlitten mit Nahrungsmitteln und Ausrüstungsgegenständen von Hand in Richtung der Berge zu ziehen beginnen. Die verbleibenden vier (Eiichi, John, Peter und Nick) würden die Suche nach dem Brennstoff fortsetzen.

Am Vormittag des 9. Dezember wurden Eßwaren und Material für zehn Tage auf einen Nansenschlitten gepackt. Diese Schlitten, die der norwegische Ozeanograph und Nobelpreisträger Fridtjof Nansen entwickelt hat, gehören auch heute noch zur Standardausrüstung für Polarfahrten. Dieser Schlitten ist ganz aus Holz gebaut und gleitet auf Skiern, die an beiden Enden aufwärtsgebogen sind. Die Ladefläche ruht auf senkrechten Stäben, die unmittelbar auf den Skiern stehen. Der ganze Schlitten wird nur mit Lederriemen zusammengehalten, was ihm ermöglicht, sich schlangenartig zu winden und zu biegen und der unebenen Eisoberfläche nachzugeben. Der Druck der Last wird auf diese Weise über die senkrechten Pfosten auf die Schneeoberfläche übertragen, was den Widerstand des Schlittens beim Fahren über die Kämme der Sastrugi vermindert.

Der Himmel war klar, und die Berge schienen so nahe, daß wir den Eindruck gewannen, sie in einigen Stunden erreichen zu können. Acht Stunden lang zogen wir den Schlitten über die Sastrugi und gegen den Wind und legten knappe elf Kilometer zurück. Schließlich konnte ich nicht mehr weitergehen und bat um einen Halt. Die Berge schienen nicht näher gerückt zu sein. Bei diesem Tempo würden wir noch mindestens zwei Tage brauchen.

Als wir am nächsten Morgen das Lager abbrachen, erschien der Motorschlitten, einen Brennstoffbehälter nachschleppend. Nach vielen Stunden des Suchens hatte Eiichi am Horizont einen Punkt entdeckt. Diesmal war es keine Täuschung: An jener Stelle befand sich das Brennstoffdepot – die einsamste Tankstelle der Welt. Sogleich begann der Motorschlitten die Vorräte zu einer 32 Kilometer von unserem Landeplatz entfernten, genau nordwestlich vom Vinson-Massiv gelegenen weiten Mulde zu befördern.

Um 5 Uhr nachmittag war das Basislager in dieser Mulde, auf 2400 Meter Höhe, aufgeschlagen. Wir waren begierig zu wissen, wie es weiter oben aussah, und so machten sich Barry, Bill, Charley und ich an die über der Mulde gelegene Schneemauer. Barry stampfte und hackte vier Stunden lang Tritte in den konkaven, langsam steiler werdenden Hang, bis wir schließlich den 600 Meter über dem Basislager liegenden Sattel erreichten. Vom Sattel führte ein leicht geneigter Schneehang zum Gletschercircus unterhalb des nordwestlichen Eisfalls des Vinson-Massivs. Als wir auf dem Sattel ankamen, verschwand die Sonne hinter dem Rand des Circus, und rasch überzogen kalte blaue Schatten die Flanken der

Mulde. Für den Abstieg befestigten wir ein fixes Seil und beeilten uns dann, die wärmende Abendsonne auf den weiter unten liegenden Hängen einzuholen.

Bei unserer Rückkehr ins Lager erzählten wir begeistert, daß wir eine gangbare Route zum oberen Gletschercircus gefunden hätten. Barrys Anregung folgend, erhielt der Sattel, über den wir aufgestiegen waren, den Namen «Sam's Col». Er war mir auf den Photographien aufgefallen, und ich hatte ihn bei unseren Diskussionen über mögliche Routen immer wieder eifrig empfohlen. Auf diesen Sattel hatte mich ein einfaches geometrisches Gesetz gebracht: Ich zog auf der Karte eine Linie zwischen unserem geplanten Landeplatz und dem Gipfel des Vinson-Massivs. Der Sattel lag auf dieser Linie und bewies damit, daß gelegentlich sogar beim Bergsteigen die gerade Linie die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten darstellt.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wir ruhten uns im Basislager aus und warteten auf Peter, Brian, Dick und Eiichi, die mit dem Motorschlitten kommen sollten. Obwohl die Lufttemperatur nur -15°C betrug, war der Himmel klar. Die Flanken der Mulde strahlten die Sonnenwärme zurück und machten aus dem Lagerplatz einen überraschend angenehmen Aufenthaltsort. Charley saß, mit einem leichten Hemd und kurzen Hosen bekleidet, in der Sonne, schrieb in sein Tagebuch und fragte sich selber laut, wie er wohl seiner Frau seine elegante Sonnenbräune erklären werde. Sie verbrachte den Winter in der neblig-feuchten Kälte von Cape Cod. John und ich beruhigten ihn und versprachen, ein Attest über die Gefahren und Härten der Antarktis zu schreiben mit dem Schluß, daß ein Erholungsurlaub am Strand von Tahiti eine Notwendigkeit sei. Das veranlaßte Nick, der zweifellos sehr um den Frieden innerhalb der Expedition besorgt war, uns zu empfehlen, uns wieder dem Schachspiel oder einer anderen sinnvollen Beschäftigung zuzuwenden.

Im Laufe des Nachmittags kam die Motorschlittengruppe an. Nach einer langwierigen Diskussion, die vorwiegend aus selbstlosen Erklärungen in der Art von «so wie es für die Expedition am besten ist» bestand, stellten wir fest, daß entweder niemand zur ersten Gipfelmansschaft für das Vinson-Massiv gehören wollte oder aber daß in der Antarktis – wie überall – ehrliche Menschen schwer zu finden sind. Nick begann schon, seine Stirne in Denkerfalten zu legen wie weiland Diogenes, als sich Barry schließlich – eingedenk der Tatsache, daß er den ersten Aufstieg zum höchsten Punkt der Antarktis für die Nachwelt werde filmen können – für die erste Gruppe meldete. Auf dieses großzügige Angebot hin schlossen sich Bill, Peter und John dem ersten Gipfelteam an. Dick, Eiichi und mir wurde die Aufgabe zugeteilt, eine Route durch den oberen

Eisfall zu finden und das Lager II auf etwa 3700 Meter Höhe auf dem breiten Eissattel zwischen Mt. Shinn und Mt. Vinson zu errichten.

Gegen Abend trugen wir unsere Lasten über «Sam's Col» und in das jenseits des Sattels gelegene Gletscherbecken. Als wir die fixen Seile erreichten, sank die Sonne hinter den Rand des Circus. Im kühlen Abendschatten empfanden wir die schweren Traglasten beinahe als angenehm. Um Mitternacht überschritt ich den Sattel und trat auf der anderen Seite wieder ins Sonnenlicht. Im Lager I waren die Zelte bereits aufgeschlagen und warfen lange Schatten über den Gletscher, der im goldenen Glanz der nächtlichen Sonne lag. Der tiefstehenden Sonne entsprechend, zeigte das Thermometer -25°C . Kein Hauch regte sich; es war so, als ob keiner der glitzernden Schneekristalle gestört werden dürfte. Bei offenen Zelttüren kochten wir unser Nachtessen und fühlten uns glücklich, endlich in den Bergen zu sein.

Wie es sich für einen Montagmorgen gehört, standen Dick, Eiichi und ich früh auf. Um 9 Uhr stiegen wir, mit Ausrüstungsmaterial für Lager II beladen, über den Gletscher hinauf. Wir gingen den Eistrümmern entlang, die vor kurzem von den Hängegletschern zu beiden Seiten der Mulde herabgestürzt sein mußten, und stiegen einen 800 Meter hohen Schneeabhang zum Vinson-Shinn-Sattel hinauf, der auf dem Grat der Gebirgskette liegt. Von hier aus schwingt sich der Berg über weitere 3 bis 4 Kilometer stufenweise bis zum würfelartigen Gipfelblock des Vinson-Massivs empor. Dick fand am Westhang des Sattels, über dem größten Eisfall des Gletscherbeckens, einen geschützten Platz für das Lager II. Unter uns wand sich eine bläuliche Eisrampe zwischen den Séracs hinunter. Wir folgten ihr, hackten an den steilsten Stellen Stufen und befanden uns bald unterhalb der Séracs auf dem langen Schneeang. Peter und Barry kamen uns mit heißem Fruchtsaft und freudigen Glückwünschen entgegen. Die Route zum oberen Plateau und zum Vinson-Gipfel war eröffnet.

Als wir am Morgen erwachten, fegten Wolken über den Sattel, und eine Schneefahne wehte vom Grat des Mt. Shinn. Bill schaute zum Himmel hinauf und kehrte zu seinem Zelt zurück. Nach seiner Ansicht war es kein günstiger Tag, um mit der Gipfelgruppe zum Lager II aufzusteigen. John, Barry und Peter erklärten sich einverstanden. Ich kehrte nicht gern ins Tal zurück und blieb noch einige Stunden hier, bei süßem Tee und in angenehmer Gesellschaft. Als ich mich aufmachte, um über den Sattel abzustiegen, blies von Osten ein heftiger Wind, und tiefe Wolken krochen über das Eisplateau.

Da wir uns auf die völlig falsche Annahme verließen, daß unser Basislager durch die hohen Gebirgshänge auf drei Seiten vom Wind geschützt sei, richteten

wir uns im Messezelt zu einem gemütlichen Abendessen ein. Die Windstärke nahm aber rasch zu, und der Sturm fegte in heftigen Böen geradewegs vom Gipfel des Mt. Shinn herunter. Charley schaute durch die hintere Türe des Messezeltes hinaus und erblickte zwei andere Zelte, die, von den Heringen losgerissen, durch das Lager schleiften. Wir stürzten hinaus, holten unsere selbständig davoneilenden Schlafstätten zurück und legten sie zusammen, um größere Schäden zu verhindern. Wir ordneten die Kisten mit Kleidern und Ausrüstung wieder und beschwerten sie mit Schlitten. Als wir unser Nachtessen beendet hatten, stürmte es immer noch so, daß die Zeltbahnen knatterten wie Maschinengewehre. Wir legten die Zeltstangen um und verwendeten die Zelte als Biwaksäcke, da wir befürchteten, daß die Bahnen beim anhaltenden Schlagen zerreißen würden. Da kein Neuschnee fiel, bestand keine Gefahr von Verwehungen. Die ganze Nacht lagen wir, jeder mit seinen Gedanken allein, in den umgelegten Zelten. Da ich keinen Schlaf fand, begann ich «Verbrechen und Strafe» zu lesen und verbrachte so, zwischen Gewalttaten und Mördern, eine wechselvolle Nacht. Am Mittag des folgenden Tages legte sich der Wind, und wir konnten die Radioverbindung mit Lager I herstellen. Unsere Kameraden berichteten, daß ihre Zelte immer noch standen und daß sie alle wohlauf seien. Sie waren ziemlich beunruhigt, als wir ihnen erzählten, daß das Basislager, ihr Hauptstützpunkt, vom Sturm umgelegt worden und noch nicht wieder aufzurichten war. Der Wind hielt den ganzen Nachmittag über an, hatte jedoch seine Heftigkeit eingebüßt. Im Laufe des folgenden Tages legte er sich so weit, daß Nick ins Basislager zurückkehren konnte.

Am 17. Dezember war das Wetter wieder einwandfrei, und wir machten uns bereit, um aufzusteigen. Die Gipfelmansschaft stellte die Route durch den Eisfall wieder her, fand das Depot beim Vinson-Shinn-Sattel und stieg über gewellte Firnfelder bis auf 4420 Meter hinauf, wo sie das Lager III errichtete. An jenem Abend zeigte das Thermometer -32°C . Es war aber windstill, und sie verbrachten eine ruhige Nacht.

Bill, Peter, Barry und John erreichten den Gipfel des Mt. Vinson am Morgen des folgenden Tages, am 18. Dezember. Der Aufstieg vom Lager III bot keine besonderen Schwierigkeiten. Nach einem langen Aufstieg über das gewellte obere Plateau erkletterten sie abwechslungsweise über Schnee und Fels den Gipfelaufbau, hackten drei Stufen in den obersten Schneekegel und waren am Ziel. Sie vermaßen die umliegenden Nebengipfel als mögliche Anwärter auf den Titel des höchsten antarktischen Gipfels und versicherten sich anhand der Resultate, daß sie auf dem höchsten Punkt standen. Sie steckten die Flaggen der

zwölf Signatarstaaten¹ des «Internationalen Antarktis-Vertrages» auf dem Gipfel ein als Symbole des Geistes internationaler Zusammenarbeit, der die Antarktis zu einem Musterbeispiel künftiger wissenschaftlicher Forschungsarbeit gemacht hat.

Die übrigen Expeditionsteilnehmer erreichten den Gipfel am 19. und 20. Dezember. Als Ausdruck unserer Hoffnung auf Frieden und auf noch breitere internationale Zusammenarbeit fügten Charley, Brian und Eiichi die Fahne der Vereinigten Nationen zu den übrigen Flaggen, die den Gipfelfelsen umgaben.

MOUNT SHINN

Am Abend des 20. Dezember war das Lager III geräumt; zu fünft ruhten wir uns im Lager II auf dem Vinson-Shinn-Sattel aus. Von hier aus bestiegen alle Teilnehmer der Expedition den Mt. Shinn, und zwar über das westliche Plateau und die brüchige Nordflanke. Charley, Dick, Barry und ich bewältigten den Aufstieg am 21. Dezember, die andern folgten am 22. und 24. Dezember. Vorüberziehende Wolken verdeckten uns teilweise die Sicht, aber vom verwächten Gipfel des Mt. Shinn aus konnten wir einen Blick auf den in eine Spitze auslaufenden Gipfel des Mt. Epperly werfen; dahinter lag der Doppelgipfel des Mt. Tyree, der die im Norden sichtbaren Berge deutlich überragte und unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Seine schmalen, turmbewehrten Grate und glattgefegten Wände erlaubten keinerlei Hinweis auf eine gangbare Route. Der Tyree forderte uns mit magnetischer Wirkung heraus.

Während des Abstiegs wurden die Wolken dichter, und wir tappten in einem «white-out» (völlige Kontrastlosigkeit und Verschwinden der Oberflächenkonturen) dem Lager II zu. Weidenstäbe mit roten Wimpeln – welche tröstliche Erscheinung im schattenlosen unendlichen Weiß – leiteten uns zum Lager, wo uns Nick mit heißer Suppe und guten Nachrichten erwartete. Eiichi hatte den Kontakt mit der Außenwelt hergestellt und von unserem Erfolg berichtet.

¹ Belgien, Frankreich, Japan, Vereinigte Staaten, Argentinien, Neuseeland, Großbritannien, Australien, Norwegen, Chile, Sowjetunion, Südafrikanische Union.

Am Weihnachtstag waren alle Lager geräumt, und wir hatten uns im Basislager versammelt. Das Wetter war schön. Wir schmolzen Schnee und leisteten uns trotz der Temperatur von -15°C ein Freiluftbad. In leichten Baumwollhemden und bis zu den Knien aufgekrempten Hosen fuhren wir am Nachmittag auf den Hängen der Gletschermulde Ski. Der Schweiß perlte von unseren Gesichtern.

Das Weihnachtsessen war eine festliche Angelegenheit. Charley und Dick vereinten ihre kulinarischen Talente, und wir aßen, bis auch die Anspruchsvollsten unter uns keinen Bissen mehr hinunterbrachten. Dann tauschten wir Geschenke aus. Brian verteilte Pfefferminzstengel und einen Kuchen, und sogar eine kleine Flasche Cognac wurde aufgestellt, um unseren Weihnachtstee zu verbessern.

Das geistreichste Geschenk brachte Bill mit. Auf dem Flug in die Antarktis hatten uns sowohl Zivilpersonen als auch Angehörige der Navy um Autogramme auf Briefumschlägen und Postkarten gebeten. Wir erfüllten zwar ihre Wünsche, klagten einander aber als selbstbewußte Berühmtheiten, wie lästig uns dies sei. So waren wir denn nicht wenig erstaunt, als Bill uns am frühen Weihnachtsmorgen um Autogramme auf Briefumschläge bat, auf denen geschrieben stand: «Am 18. Dezember 1966 auf dem Vinson-Massiv gewesen.» Während wir unterschrieben, hänselten wir Bill und nannten ihn einen lästigen «Autogramm-jäger» und «Souvenirsammler». Wie groß war aber unsere Überraschung, als er jedem von uns einen dieser Umschläge als Weihnachtsgeschenk überreichte!

Dann erzählte uns Bill von einer früheren Weihnacht in der Antarktis, an der ihm die Navy einen Truthahn aus der Luft abgeworfen hatte. Dies entzündete Charleys Phantasie so sehr, daß bald darauf ein schallendes Gelächter ausbrach, als wir uns vorstellten, wie wir alle einem Schwarm von aufgeregten kollernden und mit den Flügeln schlagenden Truthähnen kreuz und quer durch die Mulde nachjagen würden. Erschöpft vom guten Essen und vom Lachen und glücklich über unsere bergsteigerischen Erfolge gingen wir schlafen; statt um Weihnachtsbonbons drehten sich unsere Träume um den Mt. Tyree.

Am 26. Dezember begann der zweite Teil unserer Expedition. Um einerseits diesen Anlaß gebührend zu feiern und andererseits nach möglichen Routen zum Mt. Tyree Ausschau zu halten, zogen wir zu einem Picknick aus. Sicher boten wir einen merkwürdigen Anblick: zehn rotgekleidete «Pinguine», die, eng zusammengedrängt und wild gestikulierend und die Arme schwenkend, auf

einem Motor- und auf Nansenschlitten daherkamen. Wir fuhren in nördlicher Richtung dem Westrand der Gebirgskette entlang, bis wir uns gegenüber vom Mt. Gardner befanden. Diese wehrhafte Festung wies eine einzige schwache Stelle auf: Ein 1600 Meter hohes senkrechtes Schneecouloir durchbrach die felsigen Bastionen und ging in die Gletscher des am Nordhang des Berges gelegenen oberen Plateaus über. Auf unserem Erkundungsflug hatten wir eine mögliche Route von der uns abgewandten Seite des Mt. Gardner zum Nordwestgrat des Mt. Tyree ausgemacht, und zwar führte sie über den 4260 Meter hohen, zwischen den beiden Gipfeln liegenden Paß. Wir hofften, daß uns eine Traversierung des Mt. Gardner zum Gardner-Tyree-Paß führen würde, und verlegten daher unser Basislager nach Norden, an den Fuß des Couloirs. Peter, Bill, Dick und ich begleiteten den ersten Materialtransport. Wir saßen bequem auf den Schlitten und dösten zufrieden in der warmen Abendsonne, während Barry den Motorschlitten lenkte. Unwillkürlich mußte ich daran denken, wie sehr wir kleinen Kindern gleichen mußten, die im Wägelchen ausgefahren wurden: Papa, in unserem Fall Barry, führte uns zum neuen Heim in den Bergen und zu neuen Spielplätzen. In diesem Moment waren wir vollkommen frei von allen Pflichten. Wir trugen keinerlei Verantwortung außer derjenigen für unsere Kameraden. Die beiden Hauptziele waren bereits erreicht: Das Vinson-Massiv hatten wir bestiegen und die wichtigsten Felsvorsprünge waren besucht. Nun ging es neuen Abenteuern entgegen.

DAS GARDNER-COULOIR

Am 27. Dezember machten wir uns an das Gardner-Couloir. Während der folgenden zwei Tage betätigten wir uns als Bauarbeiter, indem wir Stufen hackten und einen 1600 Meter hohen Weg aus Tritten und Geländern erstellten. Weiter oben befanden sich überhängende Felstürme und steile Felsbänder. Glücklicherweise gab es in diesen festgefrorenen Formationen wenig Steinschlag. Am Nachmittag des 28. Dezember erreichten wir den obersten Teil des Couloirs.

An jenem Abend kamen Nick, John und Charley mit dem letzten Materialnachschub vom Vinson-Basislager an. Ihr aus drei Schlitten bestehender Zug war schwer beladen, und der Motorschlitten vermochte ihn nicht über die letzte Steigung vor dem Lager hinaufzuziehen. John kuppelte die Schlitten ab und zog einen nach dem andern mit dem Motorschlitten hinauf, während uns Nick erzählte, wie schwierig es gewesen sei, sich im «white-out» auf dem Eisplateau

zurechtzufinden. Wir hörten Nicks Bericht zu und bemerkten gar nicht, daß John und Charley mit dem letzten Schlitten ankamen, einem «Aki», auf den sie ein 200-Liter-Benzinfaß gebunden hatten. Langsam fuhren sie bis knapp vor den Lagerplatz, als uns plötzlich Charleys Kriegsruß aufhorchen ließ, ein Ruf, den nur Leute kalifornischer Abkunft hervorbringen können. John ließ nun den Motor auf Hochtouren laufen, während Charley wie ein Rodeo-Cowboy rittlings auf dem Benzinfaß saß und verzweifelt um sein Gleichgewicht kämpfte. Aber der Schlußspurt auf diesem faßförmigen, unbändigen Pferd war für sein Zureiter-talent doch zuviel. Als der Schlitten über einigen besonders kantigen Sastrugi bockte, flog Charley ganz unfeierlich von seinem Sitz. Wir klatschten lachend Beifall, während sich Charley unbeirrt aufrappelte und die Vorstellung wiederholte.

Nach dem Abendessen hielten wir eine Lagebesprechung ab. Am Nachmittag hatten wir auf einer Felsinsel im obersten Teil des Couloirs, auf etwa 3600 Meter, einen Platz für das Lager I gefunden. Es galt nun, sich für einen Angriffsplan zu entscheiden. Mitten in unserer Diskussion ging die Sonne kurz nach Mitternacht hinter einem Grat unter. Der kalte Schatten, der sich über den Lagerplatz legte, bewog uns, rasch zu einem Entschluß zu kommen. Am andern Morgen begannen wir mit der Ausführung: John, Charley und Brian verließen das Basislager mit ihrer persönlichen Ausrüstung und dem Material für das Lager II. Die übrigen folgten mit Nachschub für das Lager I. Die vordere Mannschaft querte am späten Nachmittag das obere Plateau und errichtete am nächsten Tag auf der Ostseite des Mt. Gardner, auf 4270 Meter Höhe, das Lager II. Am 30. Dezember befanden sich sieben Mann mit Ausrüstung und Verpflegung im Lager II.

Am 31. Dezember erreichten Brian und John von diesem Lager aus den Gardner-Tyree-Sattel, jedoch erst, nachdem sie den Gardner-Gipfel bestiegen hatten. Sie berichteten, daß unter dem Schnee hartes Eis lag und die Route lang und schwierig war. Aber trotzdem hatten sie den Sattel erreichen können.

1. Januar 1967 – Neujahrstag. Ich schrieb in mein Tagebuch:

Noch nie habe ich Neujahr an einem so abgelegenen Ort verbracht. Hier, im Lager I, kam schon früh am Morgen der Wind auf und ließ die Zeltbahnen schlagen und sich aufblähen – bis jetzt kein Schaden zu verzeichnen. Durch die Radioverbindung um 9 Uhr erfuhren wir vom Lager II, daß die Temperatur während der Nacht – 29 °C betrug und daß sie in den Wolken sind. Sie scheinen zuversichtlich trotz der Höhe (4270 m) und Ausgesetztheit ihres Lagerplatzes.

Mittag. Die «Blechtrummel» fertig gelesen, habe keinen Lesestoff mehr. Ich begnüge mich mit den Etiketten auf Biskuitpaketen; über den folgenden Garantie-

schein gelacht: «Diese Biskuits wurden in unserer Fabrik in tadellosem Zustand verpackt. Sollten sie aus irgendeinem Grunde zu Beanstandung Anlaß geben, bitten wir um Rücksendung der vollständigen Packung an uns. Wir werden Ihnen sowohl Packung als auch Versandkosten gerne ersetzen.»

21 Uhr. Der Wind heult weiter. Soeben haben wir unsere Hauptmahlzeit eingenommen – herrliches, geschmackloses, gefriergetrocknetes Neuseelandessen, wie Charley es nennt.

Mitternacht. Schwirrende Geräusche über unseren Köpfen. Starr vor Schreck blieben wir in unseren Schlafsäcken liegen, wohl wissend, daß Fels- und Eisbrocken über unser Zelt flogen. Sobald es ruhig wurde, stapelten wir unsere ganze Ausrüstung am Kopfende des Zeltes auf, um vor weiteren Überraschungen geschützt zu sein.

Glücklicherweise kam es nicht dazu.

Am folgenden Morgen war das Wetter wieder klar, und wir stiegen zu unseren Kameraden im Lager II auf. Der Lagerplatz befand sich auf dem Grat der Gebirgskette, auf der Schulter des Mt. Gardner. Eineinhalb Kilometer weiter unten strömten die Gletscher des östlichen Bassins dem Filchner-Eisschelf zu. Gleich der Wirbelsäule eines uralten Reptils reihte sich im Norden Gipfel an Gipfel in einem Bogen bis zum Horizont. Von gegensätzlichen Windströmungen getrieben, wogten die Wolken hin und zurück über die Wasserscheide und warfen flüchtige Schatten auf die in der Tiefe liegende Landschaft. Hinter dem Lager befand sich der Abgrund, der uns vom Mt. Tyree trennte.

Während John und Barry einen direkten Weg zum Tyree-Sattel suchten, bestiegen wir den Mt. Gardner. Wir stiegen in südlicher Richtung über einen leicht geneigten, überwächerten Grat, der uns geradewegs zum Gipfel führte. Wäre der Kontrast zwischen Mt. Gardner und Mt. Tyree nicht so groß gewesen, hätten wir uns wahrscheinlich mehr gefreut über diese problemlose Besteigung. Aber das gewaltigste bergsteigerische Ziel dieses Gebirges beherrschte unsere Gedanken völlig, und der Mt. Gardner wird nie mehr sein als eine Station auf dem Weg zum Mt. Tyree.

Wir kehrten zum Lager II zurück, begierig, das Ergebnis von Barry und Johns Erkundung zu erfahren.

Barry Corbet erzählt:

Die Gardner-Wand ist gewaltig. Marts und Evans haben festgestellt, daß diese Route zwar nicht unmöglich, aber eine sehr unangenehme Lösung des Problems ist. Niemand kehrt gerne dorthin zurück. Durch irgendeinen unkontrollierbaren Gedankensprung kommen Evans und ich zur Ansicht, daß ein abscheulich steiles, ganz in der Nähe gelegenes Couloir vielleicht weniger schrecklich wäre als der Abstieg durch die Gardner-Wand. Es taucht ganz einfach bodenlos in undurchdringliche, unbekannte Tiefen und würde niemals in Betracht gezogen, wenn nicht sein oberes Ende zwei Gehminuten vom Lager II entfernt läge. Im übrigen handelt es sich ebenfalls um einen Abstieg und führt damit in die an jenem Tag offensichtlich bevorzugte Richtung.

Ich seile mich ein Stück weit in das Couloir hinunter ab, um zu sehen, wohin es führt, und stelle fest, daß wir, um dieser Route zu folgen, 50 Meter tief über senkrechten Fels absteigen müssen. Erst dann wird sie sichtbar, aber vielleicht nicht einmal wesentlich freundlicher. «Schrecklich», denke ich. «Wie steht es, Corbet?» ertönt Evans' aufmunternde Stimme. John leidet an einem Übermaß an Optimismus, der ihn in letzter Zeit unter anderem veranlaßte, mit Alligatoren zu kämpfen und Giftschlangen anzufassen. Eine Stimme in mir mahnt leise zur Vorsicht, doch da ist Evans schon am Seil. Er kommt an und schaut sich um. «Dunkel ist es hier schon!» – «Jawohl», sagt die Stimme in mir. «Und steil – glaubst du, daß wir da herauskommen?» – «Nein», sagt meine innere Stimme. «Dort unten wird es wohl besser sein.» In den Bergen ist Optimismus etwas Schreckliches. Wir steigen weiter ab.

Nach beinahe 50 Meter an fixen Seilen stehe ich auf einem Sims, von dem aus ich den letzten Abschnitt bis zum Gletscher überblicken kann. Die Kletterei ist immer noch nicht eigentlich vernünftig geworden, und wir würden eine entscheidende Besserung der Verhältnisse sehr begrüßen. Soviel ich sehen kann, besteht aber das letzte Teilstück aus einem scheußlichen Überhang, der 90 Meter tiefer zu einem ebenso scheußlichen Gletscher führt. Als ich mich umwende, um diese Neuigkeit weiterzugeben, bricht mein rechtes Steigeisen.

Wir haben – 32 °C, und es ist immer noch dunkel hier unten. Ungefähr jede Stunde erscheint am oberen Rand eine stumme Gestalt als Silhouette und verschwindet wieder. «Ich will heim!» brüllt Evans. Wir steigen wieder auf und holen unterwegs das fixe Seil und viel Eisenzeug ein. Hart prallen die Felsbrocken, die wir lösen, in der Stille unter uns auf.

Im Lager II ist niemand sehr erstaunt darüber, daß wir, mit Seilen beladen, aus unserem Loch auftauchen. Sie sind aber alles andere als begeistert über unseren Kommentar, daß nämlich die Gardner-Wand vielleicht doch nicht so schrecklich sei. Sam, der die allgemeine Zurückhaltung gegenüber diesem Vorschlag spürt, schaut mich an und fragt, ob ich wirklich der Ansicht sei, daß der Tyree zu machen ist. Ich gebe vor, davon überzeugt zu sein. Mit einem Nicken verurteilt mich Sam zu dieser Besteigung. Wie hart das Urteil war, sollte mir bald klar genug werden.

3. Januar. – Evans und ich ziehen, mit allen verfügbaren fixen Seilen beladen, los. Am Mittag sind sie in der oberen Hälfte der Wand verankert. «Das Schlimmste haben wir hinter uns», meint John. Wir kehren wieder zum Einstieg zurück, wo wir Sam, Charley, Bill und Eiichi treffen, die das Material für das Lager III heraufgebracht haben. Nur schwer lassen sich Sam und Charley überreden, ihre Lasten abzutreten. Dann steigen wir mit Bill und Eiichi zusammen wieder den Seilen entlang ab. Nachdem wir den «schlimmsten Teil» glücklich hinter uns gebracht haben, kommen wir nun zum wirklich schlimmen Teil. Der Trick besteht darin, nicht zuzugeben, daß es schlimm ist.

Das Lager III ist an einem Felsen verankert, der über einem 1800 Meter tiefen Abgrund liegt. Wir nehmen an, daß der Felsen irgendwie festgehalten wird. Die vor uns liegende Route sieht zwar besorgniserregend aus, zwingt uns aber noch nicht zur Aufgabe. Bill und Eiichi treten den langen Rückweg zum Lager II an. Alles, was sie mitnehmen, ist unsere Dankbarkeit.

4. Januar. – Der Wecker läutet um 4.30 Uhr. Ich schaue hinaus und kann die erfreuliche Tatsache feststellen, daß es schneit. Als Kinder der Berge nehmen wir auch das in Kauf; geduldig überlassen wir uns wieder dem sanften Schlaf.

Gegen Mittag wird es langsam ungemütlich. Draußen ist es kalt und windig, drinnen eng und dumpf. Wir essen gut, doch die Vorräte schwinden.

5. Januar. – Der Sturm hält an, ebenso die Langeweile. Evans hat seine sämtlichen Schlangenbeschwörergeschichten zum besten gegeben. Am Mittag zeigt sich die Sonne, und wir beschließen, klettern zu gehen. Unsern späten Aufbruch rechtfertigen wir mit Spekulationen über die Exponiertheit der Route zu dieser oder jener Tageszeit.

Der erste Teil entlockt uns erbitterte Ausrufe über diesen verräterischen Berg, der nun unerwartete Schwierigkeiten bietet. Da jeder Haken ausreißt, schimpfen wir über Berge, die den Zugang zu ihrer eigentlichen Oberfläche verwehren, zum eigentlichen harten Berg, der irgendwo unter diesem äußeren Verteidigungswall vorhanden sein muß. Unser Ziel ist zwar eine Schneespitze, und doch

ziehen wir den Felsen vor. In der Antarktis – das wissen wir – hält der Schnee immer. Schnee ist weniger schwierig als Fels. Dieser Schnee aber ist weich und brusttief und gleitet ganz einfach ab. Es ist grauenhaft.

Am Abend befinden wir uns etwa 60 Meter über dem Lager und haben, gemessen am Grat, ungefähr 90 Meter zurückgelegt. Nicht schlecht, finden wir, wenn man bedenkt, daß der Grat noch vier Kilometer lang ist und die Höhendifferenz noch 760 Meter beträgt... Wir seilen uns zum Lager ab, um unsere Enttäuschung einzuschläfern. Was uns vor allem bedrückt, ist der traurige Anblick, den wir den Beobachtern im Lager II bieten müssen. Glücklicherweise können wir heute abend keine Funkverbindung herstellen. Schließlich entledige ich mich meiner Gedanken – sehr zum Ärger von Evans – mit Hilfe von zwei Schlaftabletten.

Um Mitternacht wecken mich unregelmäßige, kratzende Geräusche. John findet keinen Schlaf. Ich überrede ihn, ebenfalls zu den Pillen zu greifen. Er läßt sich überzeugen. Die verbleibenden Nachtstunden höre ich – wacher und wacher werdend – seinem Schnarchen zu. Um 4.30 Uhr stelle ich das Frühstück vor seine Nase, was aber keine nennenswerte Veränderung seiner Tätigkeit bewirkt.

Um 5.30 Uhr schwankt er schlaftrunken aus dem Zelt und brummt unverständlich vor sich hin. Wir machen uns auf, um ein letztes Mal zu einem Kampf anzutreten, den wir bereits für verloren halten. Da wir offensichtlich nicht in der Lage sind, den Berg auf ehrliche Art und Weise zu besteigen, halten wir es für richtig, den Schwierigkeiten möglichst aus dem Wege zu gehen. Wenn wir immer wieder ausweichen können, bis wir am eigentlichen Berg sind, besteht noch eine gewisse Hoffnung. Mit diesem Gedanken beschäftigt, steigen wir 150 Meter weit über einen Gletscher hinunter und versuchen dann erneut, über ein Eiscouloir den Grat zu erreichen. John schläft immer noch.

Das Couloir erweist sich als ein Kinderspiel; in einer Stunde sind wir wieder auf dem Grat, hoch über der gestern so schwer erkämpften Stelle. Hie und da müssen wir den Grat verlassen, um den zahlreichen Gendarmen auszuweichen. Wir klettern bald über Fels, bald über Schnee. Die Route ist so steil, daß wir jede Seillänge sichern müssen, aber doch noch vernünftig. Evans schlägt einen Sicherungshaken ein. Ich lache ihn aus; doch der erste Haken verlangt einen zweiten. Nun führe ich und schlage einen weiteren ein. Hier verlassen wir zum erstenmal den Schatten und tauchen ins Sonnenlicht. Wir essen und trinken, und vorsichtig lassen wir unseren Optimismus wieder aufkommen.

Dann wird es schwierig. Zwei gewaltige Türme zwingen uns zu einer langen Ausweichtraverse, für die wir Stunden brauchen, ohne an Höhe zu gewinnen.

Unsere Entmutigung wird noch verstärkt durch einen kostspieligen Fehler, der mir bei der Routenwahl unterläuft. Und weiter geht es Schritt um Schritt, und jeder kann falsch sein, und jeder wird trotz Kälte und Müdigkeit beim Abstieg wiederholt werden müssen. Der Gedanke an den Rückweg belastet uns schwer.

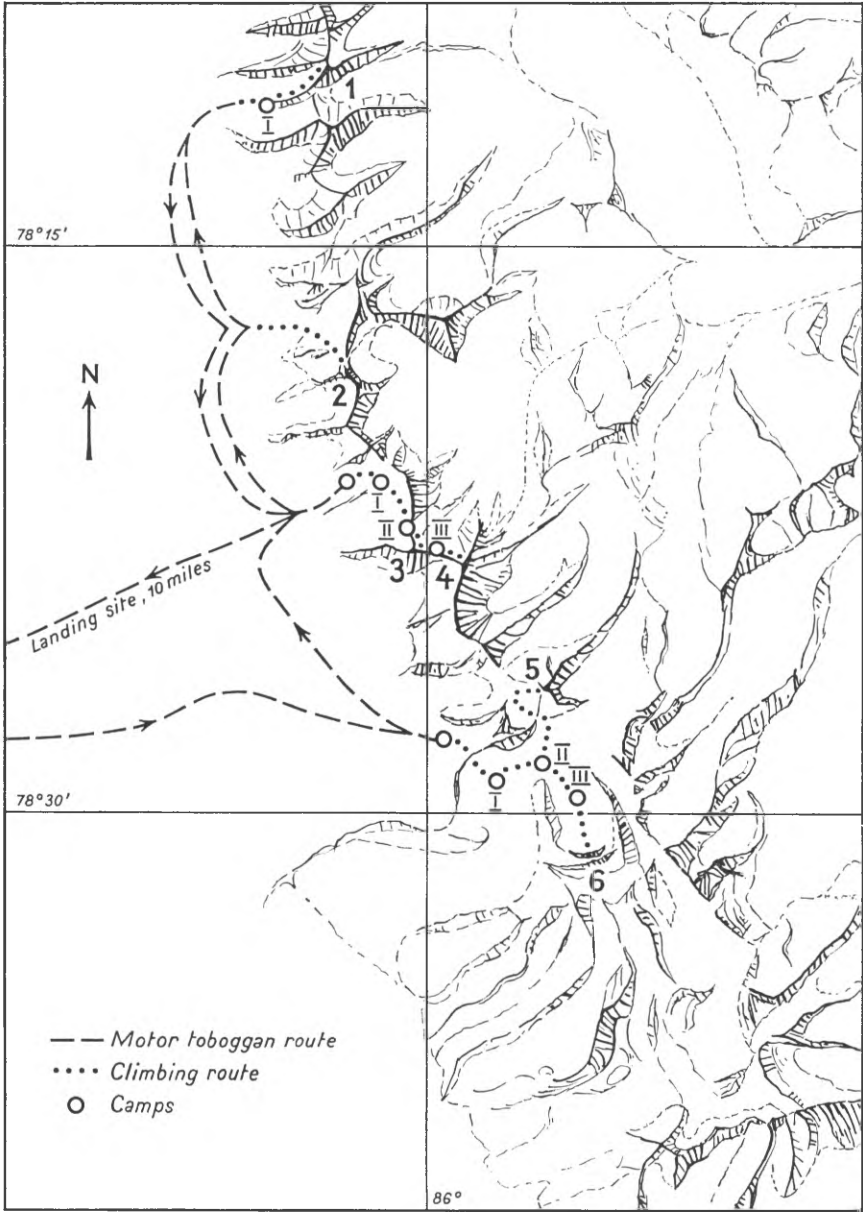
Nach sieben Stunden kommen wir zur Gipfelpyramide des Tyree. Sie ist steil, was uns nicht erstaunt. Wir schauen in die 1800 Meter hohe Westflanke hinunter und stellen fest, daß sie wahrscheinlich begehbar ist für Bergsteiger, die solche extreme Routen suchen. Wir suchen sie nicht, aber da es keine andere Möglichkeit gibt, sind wir gezwungen, die letzten 450 Meter der Wand zu durchklettern.

Diese Wand ist eine klassische gemischte Kletterei – hauptsächlich weil sie zu einem wilden, kalten Berg gehört und weil dieser Berg einzigartig ist. Der Tyree ist eine Zitadelle; sie liegt etwas abgerückt neben der eigentlichen Gebirgskette und herrscht dort unnahbar und für sich allein. Der Tyree ist höher als alle anderen Gipfel mit Ausnahme eines einzigen, und diesen sticht er bei weitem aus.

Aufwärts geht es in der Wand. Die nächsten 15 Meter werden wir sicher überwinden; aber was dann folgt, müssen wir erst untersuchen. Wir sichern uns nun mit Hilfe von Haken, und jede folgende Seillänge braucht mehr Hilfsmittel als die vorhergehende. Die Exponiertheit ist unbeschreiblich. Alle 45 Meter wechseln wir in der Führung ab. Doch der Seilerste hält oft an, um Atem zu schöpfen oder – noch häufiger – um seine Finger aufzutauen. Unsere Hände sind so sehr an die Kälte gewöhnt, daß wir lediglich eine lähmende Steifheit, nicht aber die Kälte fühlen. Das Ausziehen eines gefrorenen Handschuhs, um die Hand in der andern Achselhöhle zu wärmen, geschieht so automatisch wie das Atmen und das Frieren. Ich überlege, ob ich Daunenfäustlinge verwenden soll, halte es dann aber für undenkbar, sowohl aus ästhetischen als auch aus praktischen Gründen.

Jeder Griff muß unter einem Eis- oder Schneeüberzug gefunden, manchmal überhaupt erst gehauen werden, weil keiner vorhanden ist. Seillänge um Seillänge rücken wir vor, und noch immer liegt der Mt. Gardner über uns. Einen so hohen Berg kann es ja gar nicht geben; und doch kennen wir die topographischen Gegebenheiten genau. Diese unvorstellbare Gebirgswüste ist nicht in Metern meßbar. Doch jetzt wissen wir, daß wir nicht aufgeben werden. Mit jeder übermäßigen Schwierigkeit nimmt das Gefühl der Einsamkeit und des Ausgeliefertseins zu. Die weiße Wüste unter uns dehnt sich endlos aus. Aber wie kann denn das alles so lange dauern? Der Wind wirbelt Schnee vom Berg auf und fegt ihn uns ins Gesicht. Es ist einfach zu kalt, zu schwierig, zu weit, zu kalt...

Eine Seillänge unter dem Gipfel hört der Fels auf, vielleicht aus Achtung vor dem Gipfel, sicher aber zur Freude der Bergsteiger, die hier allenfalls vorbeiz-



Die höchsten Gipfel der Sentinel Range. Lager und Routen der amerikanischen Expedition. (Antarctic Journal of the United States). 1 Long Gables (4151 m) 2 Mount Qstenso (4179 m) 3 Mount Gardner (4688 m) 4 Mount Tyree (4965 m) 5 Mount Shinn (4800 m) 6 Vinson Massif (5138 m)

kommen... Wir gehen zum höchsten Punkt, der auf den Millimeter genau bestimmt ist durch den Schnittpunkt von drei elegant geschwungenen Graten. 6 Uhr, Zeit für die Funkverbindung. Jetzt ist John wach.

Auf Johns Lagebericht antwortet das Lager II nur mit Störungsgeräuschen und Kauderwelsch. Sie scheinen mehr oder weniger zu schlafen. Wahlstrom fragt nach unserem Standort, worauf ich ungeduldig erwidere: «Schau doch zum Gipfel hinauf, du Trottel!» Die Meldung geht durch, sowohl an Dick als auch zum Rest der Expedition, der auf dem Eisplateau unterwegs ist zum Long Gables. Dick drückt seine Freude aus über unseren Erfolg – um so mehr als er sich nun wieder schlafen legen kann.

Wir knipsen die unvermeidlichen Heldenaufnahmen und plaudern, bis uns die Kälte verjagt. Seillänge um Seillänge seilen wir ab. Natürlich verklemmt sich ein Seil, glücklicherweise an einer vernünftigen Stelle. Ich behaupte, wieder hinaufklettern zu wollen. John besteht darauf, selber zu gehen. Ich bestehe meinerseits darauf. Und dann geht John, und ich bin nicht sicher, ob ich die Kraft gehabt hätte, es zu tun. Im Augenblick schäme ich mich meiner Schwäche, später meiner Unfähigkeit, die Seile mit gefrorenen Handschuhen einzuziehen. Ich nehme trockene Handschuhe aus dem Sack, und schon sieht die Welt anders aus.

Am Fuß des Gipfelaufbaus stärken uns sowohl der Inhalt der Thermosflasche als auch die Radioverbindung mit Sam und Dick. Ihre Stimmen helfen uns wieder weiter. Wir fühlen uns sehr weit von zu Hause weg und wissen, daß es nicht leicht sein wird, den ganzen langen Weg, der vor uns liegt, zu gehen, ohne einen Fehler zu machen. Mehrmals stellen wir erstaunt fest, daß wir auch da, wo wir beim Aufstieg sicherten, jetzt beide gleichzeitig klettern. Nur ganz kurz zweifeln wir an der Richtigkeit unseres Vorgehens, kommen aber bald zum Schluß, daß es zu verantworten ist, eine schon bestehende Spur zu benutzen. Wir sind uns aber einig, daß wir über den steilen Eishang des letzten Couloirs keinesfalls gleichzeitig absteigen, aber als wir dort sind, steigen wir trotzdem gleichzeitig ab.

Bis zum Lager bleiben uns nur noch die 150 Meter Aufstieg über den Gletscher. Wir wanken aufwärts, bei jedem Schritt gleiten die Steigeisen ab, gegen jeden Schritt lehnt sich alles in uns auf.

Einundzwanzig Stunden nach dem Frühstück verzehren wir – wiederum als Frühstück – die letzten Reste unserer Vorräte. Es ist gut, wieder im Lager zu sein, auch wenn hie und da der Gedanke an den morgen bevorstehenden Aufstieg durch die Gardner-Wand auftaucht. Nun ist der Morgen da. Die Gardner-Wand läßt sich überwinden, nicht mit Kraft, aber mit Geduld. Wenn man sich

genügend Zeit nimmt, sind viele Dinge möglich. Ich bin der einzige, der nicht auf dem Gipfel des Gardners war, obwohl ich öfter kaum 30 Meter unter dem Gipfel vorbeiging. John erklärt sich bereit, mich hinaufzuführen – eine für mich völlig unfaßbare Freundlichkeit. Evans ist ein Gentleman; ich glaube nicht, daß es ihm ein Bedürfnis war, an jenem Tag nochmals den Gardner zu besteigen.

DIE RÜCKKEHR INS BASISLAGER

Samuel Silverstein faßt zusammen:

Barry und John erreichten am späten Nachmittag das Lager II. Dick und ich waren glücklich, sie zu sehen, und stolz auf ihre erhabene Leistung. Wir räumten das Lager und stiegen ab. In der Euphorie des Erfolgs trugen sich die schweren Traglasten leichter. Im Lager erwartete uns ein königliches Mahl: «Steaks à la Nick» und «Pommes Charley». Eiichi, Peter, Bill und Brian waren unterwegs nach Norden, um den Long Gables zu besteigen, einen Berg, der nach Bill und seinem Bruder Jack Long benannt ist. So arbeiteten wir denn während der nächsten fünf Tage als voneinander unabhängige Mannschaften.

Vom Gardner-Basislager aus besuchte Charley Felsvorsprünge am Westgrat des Mt. Shear. Er fand Gletscherschliffe, 300 Meter über dem heutigen Gletscherniveau, aber keine fossilienhaltigen Felsen. Die folgenden drei Tage waren mit der Ausführung kleinerer Reparaturen, mit dem Ordnen des photographischen Materials und der Zubereitung von Feinschmeckermahlzeiten ausgefüllt. Am Morgen des 11. Januar waren wir für einen weiteren Berg bereit. Nick schlug den Mt. Ostenso vor.

Wir fuhren mit dem Motorschlitten zum nordwestlichen Circus dieses 4180 Meter hohen Gipfels. Während der folgenden neun Stunden wechselten John, Dick, Charley und ich in der Führung ab und schlugen Stufen in den windgepackten Schnee der Nordflanke. Um 22 Uhr kamen wir auf ein welliges Plateau. Charley und ich folgten den Steigeisenspuren von John und Dick, die einige Minuten Vorsprung hatten und außer Sichtweite waren. Als wir auf das obere Plateau hinausstiegen, sahen wir sie rasten. Sie winkten uns und zeigten zum Gipfel hinauf, einer mit feinen Wächten gekrönten Felsspitze. Unter diesem Gipfelturm beginnt der 1600 Meter tiefe Abgrund, der die Westabdachung der Sentinel Range bildet. John und Dick hatten großmütig gewartet, um uns an ihrer Entdeckung Anteil nehmen zu lassen. Paarweise erkletterten wir den Gipfel, der nicht für mehr als zwei Mann gleichzeitig Platz bot.

Später machten wir uns auf dem Plateau einen geschützten Sitzplatz zurecht und ruhten dort aus. Ungern verließen wir unsere Welt über den Wolken. Während wir plauderten, mußte ich an das denken, was Willie Unsoeld von George Bell erzählt hatte: George sah auf dem Gipfel des Masherbrum so abgeklärt aus, daß Willie, als es Zeit war zum Aufbruch, ihn fragte: «In welche Richtung, George, hinauf oder hinunter?»

Am frühen Morgen des 13. Januar kehrte die Long-Gable-Mannschaft wieder zurück. Nach zwei mißglückten Versuchen hatten sie den 4170 Meter hohen Gipfel am 12. Januar erreicht. Von einem Lager am Fuße des 1700 Meter langen Westgrates aus folgten sie einer schwierigen Route, die über Fels und Schnee bis 150 Meter unter den Gipfel führte. Dann traversierten sie auf den Nordgrat, über den sie den verwächten Gipfel erreichten.

In sechs Wochen hatten wir ebenso viele Berge bestiegen. Wir waren alle zufrieden mit unseren Erfolgen. Nun kehrten wir zum Flugzeuglandeplatz zurück, um auf den Abflug zu warten. Während der Motorschlitten den letzten Lastentransport ans Ziel brachte, segelten von Norden tief herabhängende Wolken daher, und bald sah der Himmel schwarz und drohend aus. Der Abflug wurde drei Tage lang aufgeschoben; alle drei bis sechs Stunden gaben wir eine Wettermeldung an McMurdo durch und warteten auf eine Aufhellung.

DIE «ZULU»-EPISODE

In der Sentinel Range richteten wir uns nach der Lokalzeit, die sechs Stunden mehr beträgt als die «Greenwich-Time» (GMT). Wenn wir jedoch mit McMurdo sprachen, bezogen wir uns auf die GMT oder, wie die Piloten der Navy sagen, «Zulu»-Zeit. Als wir schon den zweiten Tag darauf warteten, vom Flugzeug abgeholt zu werden, weckte Charley John und mich um 3 Uhr morgens, um uns zu sagen, daß wir den Zeitpunkt der Funkmeldung, 18 Uhr «Zulu», verschlafen hätten. «Da wir ja sechs Stunden von Greenwich entfernt sind», meinte er, «hätten wir um Mitternacht die Verbindung herstellen sollen; sechs Stunden weniger als 18 Uhr gibt 12 Uhr.» Schlaftrunken krochen John und ich aus unseren warmen Schlafsäcken und begannen die Generatoren anzuwerfen. Das laute Brummen weckte das ganze Lager. Nick lehnte aus seinem Zelt heraus und fragte sanft: «Darf ich fragen, was ihr da macht?» Als wir es ihm erklärten, lächelte er, seufzte dann über die Verantwortungen eines Leiters und klärte uns darüber auf, daß 18 Uhr «Zulu»-Zeit der lokalen Mittagszeit entspricht und nicht Mitter-

nacht. Wir jagten Charley, der gerade in seine Daunenhosen schlüpfen wollte und nun eifrig seine Unschuld beteuerte, zur Strafe um das Lager herum, während Bill Long hämisch bemerkte: «Zwei Naturwissenschaftler und ein Arzt, und sie wissen nicht, wieviel Uhr es ist!»

Am andern Tag schaute Bill aus dem Zelt, sah am nördlichen Himmel eine leichte Aufhellung und forderte McMurdo auf, uns abzuholen. Hätte er die dichten Wolken im Süden gesehen, wäre er wohl weniger voreilig gewesen. Aber in Anbetracht der «Zulu»-Episode brauchte er wohl den Rückflug, um seinen Frieden wieder zu finden.

Einige Stunden später ging eine «C-130» bei unserem Lagerplatz nieder. Die Ladeluke öffnete sich, und wir fuhren den Motor- und die andern Schlitten ins Flugzeug. Der Neuschnee erschwerte es dem Piloten, die notwendige Startgeschwindigkeit zu erreichen, und wir waren immer noch am Boden, als die JATO-Raketen bereits ausgebraucht waren. Irgendwie gelang es doch, die Maschine vom Boden abzuheben, und der Flug nach McMurdo verlief ohne Zwischenfall. Später erfuhr ich, daß das Flugzeug keine zusätzlichen JATO-Raketen mitführte. Wenn wir nicht hätten aufsteigen können, wäre die Besatzung des Flugzeugs bei uns zu Gast gewesen, und nicht wir bei ihr an Bord.

OBSERVATORY HILL

McMurdo bedeutete für uns die Rückkehr ins moderne Leben: warme Duschen, Rasieren, fertig zubereitete Mahlzeiten, Post von zu Hause und Empfänge und Festlichkeiten im Offiziersclub. Für einige von uns war es auch eine Gelegenheit, Observatory Hill zu besuchen, von wo aus Scotts Leute im Jahre 1912 den Horizont nach ihm absuchten, als sie seine Rückkehr vom Pol erwarteten. Der Hügel ist mit einem schlichten Holzkreuz bezeichnet, das die Namen von Scott und seinen Gefährten – Oates, Evans, Wilson und Bowers – trägt und die einfachen Worte von Tennyson, die er als Leitsatz gewählt hatte: «To strive, to seek, to find – and not to yield» (Streben, suchen, finden – und nicht aufgeben).

Von Scotts Kreuz aus schauten wir zurück in die Einsamkeit der Antarktis. Auf dem Ross-Eisschelf lag Williams Field mit seinem bedeutenden Flugzeug- und Helikopterbestand. Unter uns befand sich die Atomforschungsstation und die moderne antarktische Stadt McMurdo. Ein Eisbrecher pflügte sich durch das Eis der Bucht nach Hut Point, wo die Hütte, die Scott in den Jahren 1911 und 1912 bewohnt hat, immer noch steht. Ich mußte darüber nachdenken, wie

ganz anders wir die Antarktis gesehen hatten. Unsere Schlitten wurden von einem Benzinmotor, nicht von Ponies und Hunden gezogen. Wir aßen gefriergetrocknete Nahrungsmittel und frische Steaks an Stelle von Pökelfleisch und Zwieback. Und wir dachten in Meilen pro Stunde, nicht in Meilen pro Tag.

Wie vor Jahrhunderten lagen die Robben auf dem Ross-Eisschelf, unbekümmert um das Leben und Treiben ringsum. Auf einer Eisscholle spielten drei Pinguine; sie finden sich mit der neuen Antarktis ab, indem sie sie ignorieren. Wie glücklich waren wir doch zu wissen, daß wir ein klein wenig beitragen konnten zum abenteuerlichen Unternehmen, das unsere Vorgänger, denen wir so viel verdanken, begonnen haben.

ANDERS BOLINDER

CHRONIK DER BESTEIGUNGEN IM HIMALAYA UND KARAKORUM 1965–1966

MIT NACHTRÄGEN UND ERGÄNZUNGEN 1961–1964

ABKÜRZUNGEN

AAC	= American Alpine Club
AAJ	= <i>The American Alpine Journal</i>
AJ	= <i>The Alpine Journal</i>
Alpen	= <i>Die Alpen</i> , Monatsschrift des SAC (Schweizer Alpen-Club)
Alpen-Q	= <i>Die Alpen</i> , Quartalshefte, Zeitschrift des SAC
Alpinismus	= <i>Alpinismus</i> , München
Appalachia	= <i>Appalachia</i> , Organ des Appalachian Mountain Club, USA
Bergsteiger	= <i>Der Bergsteiger</i> , Organ des ÖAV
BK	= <i>der bergkamerad</i> , München
BW	= <i>Berge der Welt</i>
CAJ	= <i>The Canadian Alpine Journal</i>
HC	= Himalayan Club
HJ	= <i>The Himalayan Journal</i>
Mitt. DAV	= <i>Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins</i>
Montagne	= <i>La Montagne</i> , Revue du CAF (Club alpin français)
MW	= <i>The Mountain World</i>
NG	= <i>National Geographic</i> , The Journal of the National Geographic Society
NZAJ	= <i>New Zealand Alpine Journal</i>
NZZ	= <i>Neue Zürcher Zeitung</i>
ÖAZ	= <i>Österreichische Alpenzeitung</i> , herausgegeben vom ÖAK
RM	= <i>Rivista Mensile</i> del CAI (Club alpino italiano)
Sangaku	= <i>Sangaku</i> , The Journal of the Japanese Alpine Club
Taternik	= <i>Taternik</i> , Organ des Polnischen Bergsteigerklubs
Wierchy	= <i>Wierchy</i> , Jahrbuch des Polnischen Touristenvereins

Kursivschrift bedeutet neue Forschungen und Besteigungen bzw. neu erreichte Höhen.
Die Chronologie ist für jedes Jahr geographisch von Südost nach Nordwest geordnet.

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Originalquellen
1965				
X–XII	A. Gansser und R. Hännly	Bhutan	<i>Geologische Kundfabrt</i> Geographische Übersichts- karte	Alpen-Q 1966, 161–70 BW 1964/65, 104–14 AJ 313, 281–84
IX–X	J. Govckar (Jugosl. Exped.)	Nepal/Sikkim Kangchenjunga- Massiv	Kangbachen Peak (7902 m) – 7532 m	Alpinismus 3/66, 29 AAJ 1966, 190–91
III–VI	M. S. Kohli (Third Indian Everest-Exped.)	Nepal E Chomo Longma Khumbu Himal	Mount Everest (8848 m) 7., 8. und 9. Besteigung	HJ XXVI (1965), 3–19 AJ 312, 1–14 <i>Indian Mount Everest Expedi- tion 1965</i> , New Delhi 1965
III–V	M. Watanabe und S. Takahashi (Meiji University AC Exped.)	Nepal E Khumbu Himal	<i>Ngozumpa Ri II (7646 m)</i>	Sangaku LXI (1966), 11–13 Alpinismus 10/65, 31–32 AAJ 1966, 190
III–VI	H. Yoshikawa (Waseda Uni- versity Exped.)	Nepal E Chomo Longma Khumbu Himal	Lhotse Shar (8383 m) – 8150 m	Alpinismus 10/65, 32 J. Roberts, Kathmandu Sangaku LXI (1966), 14–15
–	Forschungsunter- nehmen Nepal- Himalaya	Nepal E Rolwaling und Khumbu Himal	Kartographische Arbeiten	Jahrbuch ÖAV 1966, 166–71 ÖAZ 1346, 42–43 Alpinismus 8/66, 42–43
V–VI	J. Saegi und T. Yamaguchi (Uozo AC, Japan)	Nepal C Langtrang Himal	«Dome Blanc»/Kan Karmo (6830 m), Versuch – 6000 m	AAJ 1966, 191 Sangaku LXI (1966), 32
IV–VI	G. Hauser (Deutsche Hima- laya-Exped. 1965)	Nepal C Annapurna Himal	<i>Gangapurna (7454 m)</i> Glacier Dome (ca. 7150 m) 2. Besteigung	Bergsteiger Dez. 1965, 229–41 Mitt. DAV 1965, 99–102 und 127–28 Hauser, <i>Eisgipfel und Gold- pagoden</i>
III–V	H. Sugita (Aichi Mountain- eering Federation)	Nepal C Dhaulagiri Himal	Dhaulagiri II (7751 m) – 5400 m	AAJ 1966, 192 J. Roberts, Kathmandu Sangaku LXI (1966), 17–19
IX–X	J. R. Sims (Royal Air Force Moun- taineering Associa- tion)	Nepal C Dhaulagiri Himal	Dhaulagiri VI (7268 m) – 6300 m Ghustung Himal South (6464 m), 2. Besteigung	AJ 312, 75–88 Alpinismus 3/66, 28–29 J. Roberts, Kathmandu AAJ 1966, 193–94

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Originalquellen
1965				
VI	J. Singh (Indian Exped.)	Garhwal E	Bander Punch (6315 m) Versuch	HC-Newsletter 23, 6
IV-V	K.P. Sharma (Indian Exped.)	Garhwal E	Tirsuli (7074 m) Versuch Nital Thaur (6236 m) Versuch	HC-Newsletter 23, 6 HMI Journal 2, 73-76
-	G. Chand (Indian Exped.)	Garhwal E	Hathi Parbat (6727 m) Versuch	HC-Newsletter 24, 1
VI	S. Singh (Uttar Pradesh Police Exped.)	Garhwal E	<i>Ganesh Parbat (6532 m)</i>	HC-Newsletter 23, 6 HJ XXVI (1965), 113-21
V	Pilot Off. Raju (Indian Exped.)	Garhwal W	Chandra Parbat (6728 m) 2. Besteigung	HC-Newsletter 23, 6
-	G.R. Patwardhan (Indian Exped.)	Garhwal W	Gangotri I (6672 m) - 5800 m <i>Rudragiri (5818 m)</i>	HC-Newsletter 24, 1 Alpinismus 3/67, 48
-	H. Dang (Indian Exped.)	Garhwal W (Uttarkashi)	Jaonli (6632 m) Versuch	HC-Newsletter 24, 1
V-VI	M. L. Chari (Bombay Exped.)	Panjab (Kulu)	Deo Tibba (6001 m) 7. Besteigung	HC-Newsletter 23, 6
VII-VIII	Himalayan Institute of Mountaineering, Manali	Panjab (Lahul)	Mulkila (6517 m) 2. Besteigung M 5 (6370 m) 3. Besteigung	HC-Newsletter 23, 6-7
V	British Army Mountaineering Association	Panjab	<i>Ramchukor (5189 m)</i> <i>Chota Shigri Glacier</i> Papsura (6450 m) - 5600 m	HC-Newsletter 24, 1 AJ 313, 236-47 AAJ 1966, 195-96
-	C.R.A. Clarke (Cambridge-Indian Kishtwar Exped.)	Kashmir	Brahma I (6416 m) - 6100 m	AJ 312, 136-37
V-VII	R. Kodani (Kyoto Mountain- eering Federation Exped.)	Karakorum (Hunza)	Diran/Minapin Peak (7273 m) - 7200 m	AAJ 1966, 198 HC-Newsletter 23, 7 Sangaku LXI (1966), 19-21

NACHTRÄGE UND ERGÄNZUNGEN 1961-1964

Siehe *Berge der Welt*, Band 14, 1962/63, und Band 15, 1964/65

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Originalquellen
1961				
VI	Gurdial Singh (Indian Exped.)	Garhwal E	Trisul (7120 m) 8. Besteigung	Cambridge Mountaineering 1964, 4-9
1962				
IV	K. S. Rana (Indian Army Exped.)	Sikkim SW	Koktang (6147 m) - 6100 m	HC-Newsletter 24, 5
1963				
III-V	A. Gansser und R. Hännly	Bhutan	<i>Geologische Kundfahrt</i>	Alpen-Q 1966, 161-70 Gansser: <i>Geology of the Himalayas</i>
IX-XI	L. Andreotti (Italienische Exped. CAI-UGET Turin)	Nepal C Langtrang Himal	Gangchhen Ledrup (7245 m) - 6000 m <i>Kyungka Ri (6979 m)</i> Shalbachum/«Città di Torino» (6702 m) 2. Besteigung	Alpen-Q 1966, 274-75 Bergsteiger 1963/64, 251-52, 431-32; 1966, 1200-01
VII-VIII	S. Kato-H. Wata- nabe (Tokyo Uni- versity Exped.)	Karakorum (Baltoro)	<i>Baltoro Kangri III (ca. 7310 m)</i>	HJ XXV (1964), 132-35 G. O. Dyhrenfurth
1964				
IV-V	T. Suzuki (Osaka University Exped.)	Nepal C Langtrang Himal	Kyungka Ri (6979 m) 2. Besteigung	Sangaku LX (1965), 3-4 Alpen-Q 1966, 274-75 Bergsteiger 1966, 1200-01
X	H. Tamura (mit 2 Sherpas)	Nepal C Langtrang Himal	<i>Pemthang Karpo (6842 m)</i>	HC-Newsletter 23, 2
V-VI	Ph. Rosenthal (Bayerische Kara- korum-Exped.)	Kashmir Nanga Parbat- Massiv	<i>Turpin Peak (5901 m)</i>	Mitt. DAV 1965, 73-75 ÖAZ 1347, 57-61
IV-VI	P. Lipp (Berliner Kara- korum-Kundfahrt)	Karakorum (Kondus)	«Link Sar» (7040 m) - 6300 m Erkundung Khorkondustal	Alpinismus 11/65, 22-23 und 5/66, 40-41 ÖAZ 1346, 32-34 Alpen-Q 1966, 281

Für die wertvolle Hilfe bei der Bearbeitung dieser Chronik sei Herrn Prof. G.O. Dyhrenfurth, Ringgenberg (Bern), besonders gedankt.

CHRONIK DER WICHTIGSTEN BESTEIGUNGEN IM PAMIR UND TIEN-SHAN 1960–1966

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Bemerkungen
1960 VIII	W. Smit («Burewestnik» Moskwa)	Pamir NW Jasgulem-Kette	Pik Fikker (6718 m) Pik Alexander Grin (6525 m)	2. Besteigung <i>Erstbegehung vom Fedtschenko-Gletscher</i> <i>Erstbesteigung</i> W-Grat, vom Fedtschenko-Gletscher
VIII	A. Gromow («Burewestnik» Leningrad)	Pamir NW Jasgulem-Kette	Pik 26 Baku-Kommissare (6834 m) Pik Revolution (6987 m) Namenloser Gipfel (6950 m) Pik Revolution Süd (ca. 6900 m)	2. Besteigung (Leiter der Gipfelgruppe: A. Miklewitsch) 3. Besteigung <i>Erstbegehung SE-Grat</i> <i>Erstbesteigung</i> <i>Erstbesteigung</i> zusammen mit Bergsteigern der Leningrader Universität (Leiter: S. Sawon)
VIII	W.M. Abalakow («Spartak» Moskwa)	Pamir N Transalai-Kette	Pik 6852 (früher «Pik Moskwa-Peking») Pik Dsershinsky – Pik Lenin – Pik 6852 – Pik 19. Parteitag Pik Lenin (7134 m)	2. Besteigung <i>Erste Überschreitung</i> <i>Erste Überschreitung</i> <i>Erstbegehung von N</i> Diese Route wurde 1960 von einer zweiten Gruppe wiederholt
VIII	O. Gigineischwili (Georgischer Berg- steigerklub Tbilisi)	Pamir N Salumart- und Transalai-Kette	Pik Oktober – Pik Lenin – Pik Dsershinsky (6713 m)	<i>Erste Überschreitung</i> (von 12 Bergsteigern)

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Bemerkungen
1961 VII-VIII	E. Tamm (Sportverein «Burewestnik» Moskwa)	Pamir NW Akademie-Kette	Pik Pionerskaja Prawda (6550 m) Pik Kommunismus (7482 m)	<i>Erstbesteigung</i> Route: SE-Grat 11. Besteigung <i>Erstbegehung vom Bivak-Gletscher</i> , ab 6000 m geotgische Route (1955), Dokument über Alleingang Kassin 1959
VIII	B. Romanow (Sportverein «Trud» Moskwa)	Pamir NW Akademie-Kette: NW-Ausläufer	Pik Korshenweskaja (7105 m)	2. Besteigung <i>Erstbegehung S-Grat</i> (von 21 Bergsteigern) 3. Besteigung, S-Grat (M. Greschnew mit 6 Bergsteigern)
VIII	A. Tschernobrowkin (Sportverein «Burewestnik» Moskwa)	Pamir N Transalai-Kette	Pik Kysyl-Agyn (6678 m)	2. Besteigung
VIII	W. Kisel (Sportverein «Spartak» Moskwa)	Pamir SW Schach-Dara-Kette	Pik Marx (6726 m)	<i>Erstbegehung von SW über Pik 6300</i>
VIII	A. Gromow (Sportverein «Burewestnik» Leningrad)	Pamir SW Schach-Dara-Kette	Pik Marx (6726 m)	<i>Erstbegehung von E über Pik Nikoladse (6350 m)</i>
VIII	O. Gigineischwili (Georgischer Bergsteigerklub Tbilisi)	Tien-Shan Kokschaal-Tau	Pik Pobeda (7439 m) Pik Wascha Pschaweli (6918 m) Pik Dostuk (7003 m) (= Pik Pobeda Ost)	4. Besteigung <i>Erstbegehung von W über Pik 6918</i> <i>Erstbesteigung</i> 3. Besteigung
VI	Yuan-yang (Chinesisch-Tibetische Frauen-Exped.)	Pamir E Kashgar-Kette (Prov. Sinkiang, China)	Kongur Tjube Tagh (7595 m)	2. Besteigung <i>Höchste von Frauen bisher erreichte Gipfel</i>

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Bemerkungen
1962 VIII	K. Klezko (Sportverein «Spartak» Moskwa)	Pamir NW Akademie-Kette	Pik Kommunismus (7482 m)	12. Besteigung
VII-VIII	J. Hunt (British-Soviet Pamir's Exped.)	Pamir NW Darwas- und Akademie-Kette	Pik Co-operation (5640 m) Pik Patriot (ca. 6400 m) Pik Garmo (6595 m)	<i>Erstbesteigung</i> 2. Besteigung <i>Erste Begehung W-Grat</i> 3. Besteigung
VIII	A. Owtschinnikow und M. Slessor (British-Soviet Pamir's Exped.)	Akademie-Kette	Pik Kommunismus (7482 m)	13. Besteigung
VIII	W. Abalakov (Sportverein «Spartak» Moskwa-Leningrad)	Pamir NW Peter I-Kette	Pik Borodino – Pik Lenin- grad (6507 m)	<i>Erste Überschreitung</i>
VIII	A. Tschernobrowkin (Sportverein «Burewestnik» Moskwa)	Pamir NW Jasgulem-Kette	Pik Revolution (6987 m)	4. Besteigung <i>Erstbegehung N-Pfeiler vom Fedtschenko-Gletscher</i>
VIII	A. Gromow (Sport- verein «Burewest- nik» Moskwa)	Pamir Schach-Dara-Kette	Pik Tadshikistan (6565 m)	<i>Erstbesteigung</i>
1963 VIII	W. Freifeld (Union der Sport- vereine Osch)	Pamir N Transalai-Kette	Pik Kysyl-Agyn (6679 m)	3. Besteigung
VIII	W. Razek (Sport- klub der Roten Armee Moskwa)	Pamir SW Schach-Dara-Kette	Pik Engels (6510 m)	<i>Erstbegehung SE-Grat und W-Grat</i>
1964 VIII	B. Soustin (Sport- verein «Burewest- nik» Tomsk)	Pamir N Transalai-Kette	Pik Lenin (7134 m)	30. Besteigung (15 Bergsteiger)

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Bemerkungen
1964 VIII	A. Marjaschew (Sportverein «Burewestnik» Alma-Ata)	Pamir N Transalai-Kette	Pik Lenin (7134 m)	31. Besteigung (14 Bergsteiger)
VIII	U. Sapalow (Union der Sport- vereine, Kirgisien)	Pamir N Transalai-Kette	Pik Lenin (7134 m)	32. Besteigung (4 Männer und 2 Frauen)
VIII	W. Razek (Sport- klub der Roten Armee Moskwa)	Pamir N Transalai-Kette Salumart- und Transalai-Kette	Pik Lenin (7134 m) Pik Oktober (6780 m) Pik Lenin (7134 m)	33. Besteigung (15 Bergsteiger, Leitung: N. Snegirow) <i>Erstbegehung W-Pfeiler</i> 34. Besteigung: Traversie- rung von Pik Oktober (10 Bergsteiger, Leitung: W. Nekrasow)
VIII	A. Kusnezow (Sportverein «Trud» Tschelabinsk)	Pamir NW Jasgulem-Kette	Pik Pariser Kommune (6354 m) – Pik 6002 – Pik 26 Baku-Kommissare (6834 m) – Pik Revolution (6987 m) – Pik Alexander Grin (6525 m)	<i>Erste Überschreitung</i>
VIII	W. Eltschibekow (Sportverein «Mechnat» Usbekistan)	Pamir NW Akademie-Kette	Pik Iswestija (6840 m) Pik 40 Jahre Usbekistan Pik Achmadi-Donisch (6666 m)	<i>Erstbesteigung</i> über Pik Ordshonikidse – Pik Pionerskaja Prawda – Pik 40 Jahre Usbekistan <i>Erstbesteigung</i> 2. Besteigung
VIII	P. Budanow (Sportverein «Spar- tak» Leningrad)	Pamir SW Schach-Dara-Kette	Pik Marx (6726 m) – Pik Engels (6510 m) Pik Engels (6510 m)	<i>Erste Überschreitung</i> <i>Erstbegehung N-Wand</i>
VIII	W. Abalakow (Sportverein «Spar- tak» Moskwa)	Pamir SW Schach-Dara-Kette	Pik Engels (6510 m)	<i>Erstbegehung NE-Wand</i>

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Bemerkungen
1964 VII-VIII	R. Augunas (Bergsteiger-Federation Litauen)	Pamir SW Schach-Dara-Kette	Pik 5806 – 6000 – 6080 – 6090 – 6141 Pik Universität Tbilisi (6141 m) Pik Universität Leningrad (6222 m)	<i>Erste Überschreitung</i> <i>Erstbegehung SW-Wand und W-Grat</i> <i>Erstbegehung SW-Grat</i>
VII-VIII	B. Romanow (Sportverein «Trud» Moskwa)	Tien-Shan Tengri-Tagh und Meridional-Kette	Khan Tengri (6995 m) Pik Schater Ost (6636 m) Pik Thorez (6725 m) Pik Sorge (6200 m)	6. Besteigung <i>Erstbegehung SW-Pfeiler</i> 7. Besteigung: <i>Erstbegehung SW-Hang</i> <i>Erstbesteigungen</i>
VIII	E. Tamm (Sportverein «Burewestnik» Moskwa)	Tien-Shan Tengri-Tagh-Kette	Khan Tengri (6995 m) Pik Kasachstan (6000 m) Karpitau (5500 m)	8. Besteigung <i>Erstbegehung N-Grat</i> 2. Besteigung <i>Erstbegehung S-Grat</i>
1965 VII	W. Eltschibekow (Sportverein «Mechnat»)	Pamir NW Fedtschenko-Kette	Pik Kommakademie (6439 m)	<i>Erstbesteigung über S-Wand</i>
VII-VIII	A. Agasilt (Sportverein «Kalev»)	Pamir N Transalai-Kette	Pik 6146 Pik 5812 Pik 5538	<i>Erstbegehung E-Grat</i> <i>Erstbegehung W-Grat und S-Grat</i> <i>Erstbesteigung</i>
VII-VIII	Tschechoslowakische Exped.	Pamir N Transalai-Kette	Pik Lenin (7134 m)	35. Besteigung (4 Mann, 1 Frau)
VIII	Baltische Exped.	Pamir N Transalai-Kette	Pik Lenin (7134 m)	36. Besteigung (28 Mann, 1 Frau)
VII	P. Schwedtschikow (Sportverein «Burewestnik»)	Pamir Muschketow- Gletscher	Pik 5730	<i>Erstbesteigung</i>
VIII	A. Wodochow (Bergsteigerklub Kasachstan)	Tien-Shan Meridional-Kette	Pik Militärtopographen (6873 m)	<i>Erstbesteigung</i>

Datum	Expeditionsleiter (Expedition)	Gegend oder Massiv	Hauptergebnisse	Bemerkungen
1965 VIII	B. Studentin (Sportverein «Spartak» Alma-Ata)	Tien-Shan Meridional-Kette Sarydshas-Kette	Pik Marmorwand (6400 m) Pik Bajankol – Kasachstan – Karli-Tau – Marmorwand (6400 m)	<i>Erstbegehung E-Pfeiler</i> <i>Erste Überschreitung</i>
1966 VII–VIII	P. Budanow (Sportverein «Spartak» Leningrad)	Pamir NW Akademie-Kette	Pik Achmadi-Donisch (6666 m) – Tschetyrech (6299 m) – Pik Korshenewskaja (7105 m) Pik Kommunismus (7482 m)	<i>Erste Überschreitung</i> 3. Besteigung von Pik Achmadi-Donisch und Pik Korshenewskaja <i>Erstbegehung N-Pfeiler</i>
VII–VIII	L. Dobrolowski (Sportverein «Burewestnik»)	Pamir NW Akademie-Kette	Pik Korshenewskaja (7105 m) Pik Physisch-Technisches Institut Moskwa (5691 m)	4. Besteigung <i>Erstbegehung E-Grat und S-Pfeiler sowie SW-Wand</i> <i>Erstbesteigung</i>
VII–VIII	W. Kisel (Sportverein «Spartak» Moskwa)	Pamir NW Akademie-Kette Fedtschenko-Gletscher	Pik Jakira (6231 m) Pik Tuchatschewski (6340 m) Pik Tschetyrech (6299 m) Pik OGPU (6058 m)	<i>Erstbesteigungen</i> <i>Erstbegehung E-Grat</i> <i>Erstbesteigung</i>
VIII	R. Iwanow (Sportverein «Lokomotiw»)	Pamir NW Akademie-Kette	Pik Achmadi-Donisch (6666 m)	4. Besteigung <i>Erstbegehung N-Wand</i>
VIII	G. Wotrin (Sportverein «Mechnat»)	Pamir NW Fedtschenko-Kette	Pik Mechnat (6026 m)	<i>Erstbegehung SW-Grat</i>
VII–VIII	H. Zalichanow (Union der Sportvereine, Kabardino – Balkarische Autonomepublik)	Pamir SW Schach-Dara-Kette	Pik 6000 Pik Tadshikistan (6565 m)	<i>Erstbesteigung</i> 2. Besteigung <i>Erstbegehung E-Wand</i>
VII	B. Romanow (Sportverein «Trud» Moskwa)	Tien-Shan Kokschaal-Tau-Kette	Pik Dostuk (7003 m) (= Pik Pobeda Ost)	4. Besteigung
II	B. Studentin (Sportverein «Spartak» Alma-Ata)	Tien-Shan Meridional-Kette	Pik Marmorwand (6400 m)	<i>Erstbegehung NE-Pfeiler über P. 6146</i> <i>(Winterbesteigung!)</i>

DIE HÖCHSTEN GEBIRGE DER ERDE

Unter Gebirgen verstehen wir hier die großen Hauptketten der Erde. Diese bilden mit Ausläufern und Nebenketten oft ganze Systeme von mehr oder weniger zusammenhängenden Ketten. In einigen Fällen nehmen diese Systeme Formen von großen Gebirgsmassiven an (Karakorum, Pamir). In andern Fällen erstrecken sie sich über gewaltige Gebiete als ausgeprägte Kettengebirge (Himalaya).

Sämtliche Gebirgssysteme der Erde über 7000 Meter Höhe befinden sich in Hoch-Asien. Der Hoch-Himalaya wird von den Durchbruchtäälern des Indus und Brahmaputra (Tsangpo) begrenzt. Das Karakorumgebirge liegt nördlich des Shayok-Indus-Gilgit und wird in seinem Ostflügel vom Yarkand begrenzt, der weiter nördlich die Ostgrenze des Pamir bildet. Im Süden reicht der Pamir bis zum Amu Darya (Oxus). Der Hindukush bildet die südwestliche Fortsetzung des Karakorum, als Grenze zwischen den beiden Systemen gilt das östliche Karumbartal.

Über die Rangordnung dieser höchsten Gebirge wurde in den letzten Jahren gestritten. Widersprechende Angaben sind auch in der Fachpresse publiziert worden. Im Hinblick auf die zahlreichen Hindukush-Expeditionen wurde die Behauptung aufgestellt, dieses Gebirgssystem sei das zweithöchste der Erde. Das dürfte aber keinesfalls zutreffen.

Zunächst hat man darüber zu entscheiden, ob die Kulminationspunkte oder die mittleren Kammhöhen maßgebend sein sollen. Im letztern Fall braucht man genaue Karten, und diese gibt es für die Hochgebirge Asiens nur ausnahmsweise. Jedenfalls hat der Karakorum die größte mittlere Kammhöhe. Der Himalaya käme darnach erst an zweiter Stelle. Darum ist eine Aufstellung nach den genau vermessenen Kulminationspunkten vorzuziehen.

Nr.	Gebirge	Kette oder Gebiet	Höchste Erhebung	Höhe ü.M.	Bestiegen
1	Himalaya	Khumbu Himal	Mount Everest	8848	1953
2	Karakorum	Baltoro	K 2 (Chogori)	8611	1954
3	Kun-Lun Shan	Arka Tagh-Kette	Ulugh Mustagh	7724	—
4	Pamir	Kashgar-Kette	Kungur Tagh	7719	—
5	Hindukush	Chitral	Tirich Mir	7708	1950
6	Transhimalaya	Alung Gangri-Kette	Shahkangsham	7660?	—
7	Thangla Ri	Nordost-Tibet	Dupleixgebirge	7600?	—
8	Tasüeh Shan	Prov. Szechwan, China	Minyag Gangkar	7590	1932
9	Tien Shan	Kokhaal-Tau	Pik Pobeda	7439	1938
10	Chishih Shan	Prov. Ch'inghai, China	Amne Machin	7160	1960

Anmerkungen und Erläuterungen

1. Der Mount Everest ist seit 1950 Grenzberg zwischen Rotchina und Nepal. Chinesische oder tibetische Bezeichnung: Chomo Longma (Jolmo Lungma).
2. Seit 1964 Grenzberg zwischen Pakistan und Rotchina.
3. Ob dieser Berg, dessen Höhe wahrscheinlich ziemlich summarisch vermessen ist, die Kulmination des gewaltigen Kun-Lun-Systemes bildet, wird erst die Zukunft zeigen. Ferner in der östlichen Arka Tagh-Kette: *Bokalikh Tagh* (7720 m).
4. Der Nachbargipfel Kungur Tjube Tagh (Kungur I, 7595 m) wurde von einer russisch-chinesischen Expedition 1956 erstmals bestiegen.
5. Betreffend die Höhe von Tirich Mir bezieht sich die Kote 7750 m (oder 7740 m) auf eine nunmehr überholte Messung von 1884. Neu-Triangulationen ergaben 1929 7700 m (23 263 Fuß) für den Hauptgipfel und 7692 m (23 230 Fuß) für den Ostgipfel. Professor Arne Naess, Leiter der beiden erfolgreichen norwegischen Expeditionen, die 1950 den Hauptgipfel und 1964 den Ostgipfel bezwungen haben, hat diese Koten übernommen und die Differenz bestätigt. Später sind für den Hauptgipfel 7706 m eingesetzt worden. Neue Messungen von Dr. G. Gruber 1965 haben die Zahlen 7708 beziehungsweise 7691 m ergeben.
6. In seinem Werk *Transhimalaya* hat Sven Hedin *Shahkangsham* eingehend beschrieben. Dieser Berg wurde vom indischen Forscher Pandit Nain Singh um 1875 entdeckt. Möglicherweise ist die Kote etwas zu hoch angegeben. In der gleichen Kette weiter westlich steht der *Kuhanbokang*, dessen Höhe auf einigen Karten (Hedin, *Tibet*, British War Office, *Northern India*, 1927) mit 7720 m, sonst

aber mit 7220 m angegeben wird, was wahrscheinlicher wirkt. *Gurla Mandhata* (7728 m) gehört eindeutig zur großen Himalaya-Kette, da er südlich der Seen Manasarowar und Raksas liegt. Außerdem steht er in direkter Kammverbindung mit dem tibetisch-nepalischen Grenzberg Nalkankar (6635 m).

7. Dieses System zwischen dem mittleren Kun-Lun und dem Transhimalaya im Nordosten Tibets erstreckt sich in west-östlicher Richtung, dann gegen Südost biegend, zwischen den beiden Oberläufen des Yangtse und Salween. Dazu kann eventuell auch das geheimnisvolle, von P.G. Bonvalot um 1890 entdeckte Dupleixgebirge gerechnet werden, dessen Höhe er auf ca. 8000 Meter schätzte, eine bestimmt zu hoch gegriffene Zahl, die auf mindestens 7600 Meter reduziert werden muß. Das umgebende Hochland hat schon eine durchschnittliche Höhe von 5000 Meter. Geologisch scheint das Dupleixgebirge dem Kun-Lun näher-zustehen als dem Thangla.

8. Bezeichnung und Lokalisierung dieses mächtigen kristallinen Zentralmassivs mit dem höchsten Berg des eigentlichen China, nach den letzten Karten 7590 m hoch. Das Massiv wurde 1930 von einer schweizerischen Expedition (Eduard Imhof und Arnold Heim) kartiert und geologisch untersucht. Zwei Jahre später gelang die Erstbesteigung einer amerikanischen Expedition (Moore-Burdsall), welche die Schreibweise *Minya Konka* einführte. Höhenkote mit Fehlergrenze bis zu 30 Meter.

9. Lange Zeit galt Khan Tengri (6995 m nach den jüngsten Messungen) als Kulmination des Tien-Shan, aber bei einer Neuvermessung 1943 durch russische Militärtopographen entdeckte man, daß ein Gipfel weiter südlich gegen die chinesische Provinz Sinkiang nicht ca. 6930 m, sondern 7439 m hoch und damit der zweithöchste Berg der Sowjetunion ist. Der Gipfel erhielt den Namen *Pik Pobeda* (Siegesspitze) und wurde von einer russischen Expedition 1956 bestiegen, doch zeigte es sich nachher, daß dieser Berg identisch mit dem *Pik 20 Jahre Komsomol* war, der zweifellos schon 1938 von der Seilschaft Gutman-Sidorenko-Iwanow (Leiter Professor Letawet) bezwungen wurde, welche die Höhe viel zu niedrig angegeben hatte. So wurde der *Pik Pobeda* bereits vor dem Zweiten Weltkrieg bestiegen, ohne Kenntnis seiner wirklichen Höhe.

10. Dieses legendäre Massiv mit einem «Neuntausender», der sich später als kleiner Siebentausender entpuppte und von chinesischen Geologen aus Peking 1960 bestiegen worden sein soll, liegt fast ganz innerhalb der großen Schleife des oberen Hwang-Ho (Gelber Strom) und kann noch als östlicher Ausläufer des Kun-Lun-Systems betrachtet werden, obgleich das Gebirge in der Provinz Ch'inghai einen eigenen Namen trägt.

HÖHENREKORDE

I. Höchste erreichte absolute Höhen

Jahr	Ort	Gebiet	Personen	Höhe
vor 1550	Llullaiyaco	Anden	Atacama-Indianer	6723 m
1855	Auf Abi Gamin E	Himalaya	Ad. und R. Schlagintweit	6785 m
1865	Zogputaran	Kun-Lun	W.H. Johnson	ca. 6900 m
1892	Auf WSW-Rippe des Baltoro Kangri («Pioneer Peak»)	Karakorum	W.M. Conway und M. Zurbriggen	ca. 6950 m
1905	Auf Gurla Mandhata	Himalaya	T. Longstaff mit A. und H. Brocherel	ca. 7250 m
1907	Auf Kabru N	Himalaya	C.W. Rubenson und M. Aas	ca. 7300 m
1909	Auf Chogolisa	Karakorum	L. A. di Savoia mit J. Petigax, H. und E. Brocherel	ca. 7500 m
1922	Auf Mount Everest	Himalaya	Mallory, Norton und Somervell	8200 m
1922	Auf Mount Everest	Himalaya	Finch und Bruce	8325 m
1924	Auf Mount Everest	Himalaya	Norton	8580 m
1953	Auf Mount Everest	Himalaya	Evans und Bourdillon	8760 m
1953	Mount Everest	Himalaya	Hillary und Tensing Norokay	8848 m

II. Höchste erreichte Gipfel

Jahr	Gipfel	Gebiet	Personen	Höhe
vor 1550	Llullaiyaco	Anden	Atacama-Indianer	6723 m
1865	Zogputaran	Kun-Lun	W.H. Johnson	ca. 6900 m
1897	Aconcagua	Anden	M. Zurbriggen	6959 m
1907	Trisul	Himalaya	T. Longstaff mit A. und H. Brocherel und Kharbir	7120 m
1911	Pauhunri	Himalaya	A.M. Kellas mit Sonam und einem zweiten Träger	7128 m
1928	Pik Lenin	Pamir	Schneider, Allwein und Wien	7134 m
1930	Nepal Peak I	Himalaya	Schneider	7145 m
1930	Jongsang Peak	Himalaya	Schneider und Hoerlin	7473 m
1931	Kamet	Himalaya	Smythe, Holsworth, Shipton und Lewa	7755 m
1936	Nanda Devi	Himalaya	Tilman und Odell	7816 m
1950	Annapurna I	Himalaya	Herzog und Lachenal	8091 m
1953	Mount Everest	Himalaya	Hillary und Tensing Norokay	8848 m

